Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derfluchunsererz11rauh

Der

Fluch unſerer Zeit.

Sitten-Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Erster Theil.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK WIEN

Leipzig,
Theodor Thomas.
1863.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK WIEN

RBR
Jantz
#14
bd.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Was das Geld thut.

		Seite
1.	Der Lotteriebrief	3
2.	Glück auf	19
3.	Folgen des Reichthums	28
4.	Eine phrenologische Vorlesung	49
5.	Professor Wirrwatz	63
6.	Loeb Günzburg und der Schwiegerpapa	85

Zweites Buch.

Ein neuer deutscher Bundestag.

7.	Ein schönes Fest	117
8.	Die Familie Zielfelder	138
9.	Deutsches Volksleben	158
10.	Bundestägliches	184

Drittes Buch.

Der Fluch unserer Zeit.

Seite

11. Bad Homburg 217
12. Badeleben 237
13. Der grüne Tisch 267
14. Am Roulette 291
15. Geschwister- und andere Liebe 312
16. Ein ganzes Phrenologengeschlecht 323

Erstes Buch.

Was das Geld thut.

Der Lotteriebrief.

„Sommer! Sommer!“ — rief es aus dem Fenster des Wirthshauses zum „goldenen Hasen,“ — „wohin denn in Drei-Teufels-Namen so eilig? du läufst ja bei der tropischen Hitze wahrhaft Sturm!“

„Ei! sieh da!“ — entgegnete eine lustige Stimme von der Straße aus — „der Herr Bergamts-Candidat Frisch. Verdammter Kerl! was thust Du denn schon wieder in aller Frühe im Wirthshaus? Ich glaube wahrhaftig Du hast im Hasen übernachtet!“

„So schlimm ist's nun just nicht!“ — rief der Bergamts-Candidat lachend.

„Nun!“ — meinte Sommer — „als ich Euch heute Nacht . . . oder besser gesagt, heute Morgen, . . . verließ, schlug es zwei Uhr, und da saßest Du noch fest . . . und jetzt“ — Sommer zog seine Uhr und sah auf dieselbe — „jetzt ist es zehn Uhr Vormittags und Du bist, Gott sei Dank, wieder oder noch da!“

„Bin ich an der gottvergessenen Hitze schuld?“

„Nein! gewiß nicht! und auch nicht daran, daß Du

eine so durstige Kehle hast. Indeß, es ist wahr, man verschmachtet fast!"

„Darum komm herein und laß uns unseren üblichen Frühtrunk nehmen."

„Es ist noch um eine Stunde zu früh. Du weißt, um elf Uhr ist die gesetzliche Zeit!"

„Sei kein Kameel!" — rief Frisch lustig. — „Hier in der Wirthsstube herrscht eine gottvolle Kühle, der Wein liegt auf Eis, und wenn Dich dein Gewissen drückt, so will ich die Uhr um eine Stunde vorrücken, so daß es mit deinem Eintreten elf schlägt."

Beide lachten herzlich.

Sommer — es war ein prächtiger junger Mann, in Gesundheitsfülle und jugendlichem Uebermuthe strahlend, — wischte sich den Schweiß mit dem Taschentuche von der Stirne.

Man sah', daß er innerlich schwankte; . . . aber freilich nur einen Moment. Dann rief er heiter: — „Schlange! aber es ist wahr, die Sonne trocknet einem zur Mumie aus. Der Teufel soll die ganze Jurisprudenz holen!" — und mit diesen Worten stürmte der Auscultator auf den „goldenen Hasen" zu, als wäre es eine Festung, die er im Sturm einnehmen wolle.

Richtig! — als er eintrat schlug es elf Uhr. Der Bergamts-Candidat hatte die Zeiger der großen Wanduhr um eine Stunde vorgedreht.

„So, Mann des Rechtes!“ — rief Frisch dabei lachend — „jetzt kannst Du schwören, es habe elf geschlagen, als Du hier eingetreten.“

„Schade!“ — rief Sommer, seine Fascikel auf den ersten besten Tisch werfend, — „an Dir ist ein Jurist verdorben; an Kniffen fehlt es Dir nie. Aber . . . was zum Henker! . . . da sitzt ja auch unser vortrefflicher Springfuß schon!“ —

Und sich vor den eben Genannten, der bequem in einer Ecke des ledernen Sophas lehnte hinstellend, machte Sommer eine scherzhafte Verbeugung und sagte in tiefem Tone:

„Guten Morgen allervortrefflichster Herr Grubenbesitzer!“

„Guten Morgen!“ — antwortete dieser in gleicher Weise, einen erkünstelten Baß annehmend, — „guten Morgen Herr Auscultator! . . . Ausgeschlafen?“

„Schock-Schwernoth!“ — rief Sommer, und schnalzte mit den Fingern „eine ächte Rentiersfrage. Meint denn der Herr Grubenbesitzer unser eines könne auch Andere für sich schürfen lassen? . . . Ich sitze schon seit fünf Uhr hinter den Acten. Aber . . . Donnerwetter! . . . wo bleibt denn der Wein? . . . Kellner! . . . Fritz! . . . Lump! . . . wart', ich will dir Beine machen!“

„Herr Auscultator?“

„Einen Schoppen! Könnte schon da sein! . . . Kalt! . . . hörst du? . . . und versiegelt!"

Der Kellner springt und bringt einen Schoppen.

Die beiden jungen Männer setzen sich an den großen runden Tisch der vor dem ledernen Sopha steht, auf welches sich der etwas ältere Herr, den sie Springfuß und Grubenbesitzer nennen, postirt hat. Es ist dies in einer hinteren Stube des Gasthauses, zu welcher man gelangt, wenn man das eigentliche Wirthszimmer durchschritten hat. Das Gemach ist klein, aber traulich — ein recht behagliches Collegzimmer — ohne weiteren Ausgang, aber mit einem kleinen Schiebfensterchen versehen, das in die anstoßende Küche führt.

Durch dasselbe werden vorkommenden Falls die Speisen bestellt und empfangen.

An den Wänden hängen einige Holzschnitte, meist komischer oder erotischer Natur. Auch Caricaturen aus den Parlamentszeiten — wie der Reichscanarienvogel — sind hier angebracht. Denselben gegenüber, an der anderen Wand, hängen Tabaks-Pfeifen aller Art. Sie gehören den Stammgästen, die sich hier Morgens und Abends zu einem höchst geselligen und heiteren Leben zusammen finden. In kleineren Städten kennt ja der Mann kaum andere Ressourcen.

Auch jetzt sind die drei jungen Leute fast ausgelassen

heiter; denn Grubenbesitzer Springfuß ist, obgleich Wittwer, nur wenige Jahre älter, als die beiden Anderen.

Frisch berichtet eben mit unverwüstlicher Laune, was sich diese Nacht noch zu getragen, nachdem sich der Auscultator und Springfuß bereits entfernt hatten.

Eine Masse lustiger Sachen werden von ihm erzählt, die alle in jenen mitternächtlichen Stunden der munteren Weinlaune entsprangen: Witze, Anekdoten, schnurrige Geschichten aller Art.

Plötzlich hält der Bergamts-Candidat inne, schlägt sich mit der Hand auf den Schenkel und ruft:

„Donnerwetter! da fällt mir ja etwas ein, was ich bald vergessen hätte!"

„Und das wäre?"

„Springfuß! ist's wahr, Du sollst durch einen Rausch zu deiner Frau und deinen Gruben gekommen sein?"

Sommer lachte so laut auf, daß die Wände dröhnten. Aber auch der Grubenbesitzer lächelt, ohne sich jedoch aus seiner Ruhe bringen zu lassen.

„Es ist also wirklich wahr?" — wiederholt Sommer — „nun dann sollen alle Räusche leben!"

Und der Auscultator hebt sein Glas und trinkt es bis auf die Nagelprobe aus.

Auch die Anderen haben angestoßen und getrunken. Als sie die Gläser wieder niedergesetzt, frug der Bergamts-Candidat:

„Aber Satanskerl, wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie hast Du denn das angestellt? Ich habe auch schon manches Räuschchen gehabt, aber weder eine Frau noch Kohlengruben davon getragen . . . höchstens eine schwere Zeche, einen ecklichen Katzenjammer oder ein blaues Auge!"

Grubenbesitzer Springfuß lächelte ruhig vor sich hin, bließ ein Paar dichte Wolken aus seiner Pfeife, trank gemüthlich sein Glas leer und sagte dann:

„Wenn's Euch Spaß macht, sollt Ihr's erfahren."

„Heraus damit!" — rief Frisch — „und du, Louis, noch einen Schoppen!"

„Sogleich!" — sagte der Kellner und sprang nach dem Wirthszimmer.

„Also hört!"

„Alle Ohren warten auf Dich, o Herr!" — rief Sommer.

„Nun denn, Ihr wißt noch von der Universität her, daß ich dort weiberscheu war."

„Ja, so ist es!" — riefen die beiden Anderen.

„Du hattest ja den biblischen Beinamen . . ."

„Laß gut sein!" — meinte Springfuß — „er ärgerte mich damals und ärgert mich noch. Die Thatsache aber ist, daß ich den Umgang mit allen weiblichen Wesen mied und, selbst als ich die Universität verlassen, — Ihr beide gingt damals noch nach Göttingen — hei-

rathsscheu blieb. Ich hielt mich damals in dem nahen Frankfurt am Main auf, um mich — da ich einen Widerwillen gegen die Juristerei hatte — mit meinem sehr kleinen Kapital womöglich bei einem kaufmännischen Geschäfte zu betheiligen."

„Den Teufel!" — rief Sommer — „Du warst einer der besten Studenten unter den Juristen und . . ."

„Sahen eben dadurch ein, daß Dasjenige, was wir mit fas bezeichnen, sehr häufig ne — fas ist. Aber das ist ja hier einerlei. — Kellner noch einen Schoppen . . . aber er muß kalt sein! Nun war ich in ganz netten Häusern eingeführt und kam sogar öfter auf Bälle. Versteht sich von selbst, daß ich nicht tanzte. Das Weibervolk war mir ein Horreur . . ."

„Und der Champagner, Du trankst ihn immer gern, deine Flamme."

„In der That! und zwar so sehr, daß ich eines Abends auf einem solchen Balle . . ."

„Springfuß!"

„Nur Geduld! — Der Wein ist ja ganz matt. Gebt mal Eis, Kellner! . . . so daß ich eines Abends auf einem solchen Balle das Ding etwas stark spüre. Versteht sich mit Anstand!"

„Versteht sich!" — rief Sommer — „dein Wort war es ja immer: alles mit Anstand!"

„Also!" — fuhr der Grubenbesitzer gemüthlich fort,

eine neue Pfeife anzündend — „also, ich spürte den Champagner und das gab mir die teuflische Idee ein, mich einmal dem verhaßten aufgespreizten Weibervolk unangenehm zu machen."

Sommer und Frisch wollten sich über die barocke Idee krank lachen.

„Ich gehe also" — fuhr Springfuß fort — „an den Reihen der sitzenden Damen hinunter . . ."

„Gerade?"

„Natürlich; . . . aber es kostete Mühe . . . als ich auf einmal eine ältere Dame . . ."

„Eine ältere?"

„Mit drei Töchtern gewahrte, die mir — wenigstens in meiner damaligen Stimmung — ganz hübsch deuchten."

„Ha ha!"

„Das wäre ein Geschäft, eine von den drei Küchelchen zu heirathen! flüstert mir ein Freund zu, der mich am Arme führt. Sie haben zwar ihre Flausen und blieben daher bis jetzt sitzen, aber jede von ihnen bekommt ein schönes Vermögen mit. Die Alte hat sehr reiche Gruben im Besitz. Teufel! denke ich . . . Vermögen? das kann man immer brauchen . . . und Gruben? . . . Ich setze mich also zur Mutter, . . . überwinde meine Scheu . . ."

„Was doch der Champagner thut!“ — rief hier Sommer lachend.

„Kanntest Du denn die Alte?“ — frug Frisch.

„Ich war ihr vorgestellt . . . und fange an . . .“

„Springfuß!“

„Der Alten und den Jungen den Hof zu machen.“

„Allen vieren?“

„Ja! . . . erst aus Malice und Hohn . . . dann . . . bringt mich der Champagner in Zug. Der Teufel weiß wie, . . . aber ich werde warm . . . zwei der Töchter holt man zum Tanz . . . und um die Dritte . . .“

„Springfuß!“

„Werbe ich in meinem Rausche, . . . natürlich, ohne recht zu wissen, was ich thue.“

„Ei so soll denn gleich . . .!“ — rief der Auscultator mit dem Bergamts-Candidaten fast zugleich. — „Und die Mutter? . . .“

„Was sie sagte, hörte ich nicht . . . nur die Worte blieben mir im Gedächtniß: Erzeigen sie mir Morgen die Ehre Ihres Besuches.“

„Und Du . . .?“

„Ich? . . . nun, ich wußte natürlich den kommenden Morgen kein Wort mehr von der ganzen Geschichte. Gemüthlich schlafe ich meinen Katzenjammer aus . . .“

„Er kann doch noch immer nichts Ordentliches vertragen.“

„Da tritt der Freund herein, der mir vernünftigerweise auf dem Ball an der Seite geblieben. Er schlägt — da er mich noch im Bette findet — die Hände über dem Kopf zusammen. „„Ein schöner Bräutigam ruft er, der seiner Braut und zukünftigen Schwiegermutter versprochen hat, heute früh zu erscheinen, um . . .““ „Wer? ich?“ frage ich erstaunt? — „ich, Bräutigam!“

„Göttlich!“ — riefen Sommer und Frisch mit lautem Lachen.

„Nun!“ — fuhr Springfuß fort, indem er zuvor ein Glas des jetzt kalten Weines langsam geschlürft — „Ihr könnt Euch denken, was jetzt für eine Erklärung folgte. Ich saß dabei halb aufgerichtet . . . starr, wie die Salzsäule von Loths Weib, . . . die Augen weit aufgerissen, . . . die Haare zu Berg, in meinem Bett und hörte zu, was mein sauberer Champagnerrausch mir angerichtet! — Ich alter Esel hatte förmlich bei Mutter und Tochter — jetzt fiel mir erst ein, daß die Letztere weit davon entfernt war, schön zu sein, — ich alter Esel hatte förmlich bei Mutter und Tochter auf öffentlichem Ball um die Hand der Tochter angehalten . . . und . . . man hatte nicht abgelehnt. Die unzweifelhafte Antwort sollte mir den anderen Morgen werden.“

„Saubere Geschichte!“

„Ich war wie vernichtet. Meine Werbung war vor Zeugen geschehen . . . die Familie war — trotz dem,

daß die Töchter bis jetzt sitzen geblieben — eine achtenswerthe. Ich war gefangen und konnte ohne mich und die Familie zu blamiren, nicht zurück. Was war zu machen? . . . Ich sprang aus dem Bett . . . warf mich in meine besten Kleider . . . eilte hin . . . und . . . hatte das Jawort!"

„Holla! der Champagner soll leben!" — riefen die beiden Anderen.

„Also wirklich eine Frau durch einen Rausch!"

„Und die Gruben?"

„Nun!" — fuhr Springfuß gemüthlich lächelnd fort — „sie hatte einiges Vermögen, und als bald darauf die Mutter — sie war Wittwe — und die zwei übrigen Schwestern an der Schwindsucht starben, erbten wir auch noch deren Theile und die Gruben."

„Das nenne ich Glück!" — rief hier Sommer.

„Und jetzt ist er auch Wittwer, der Arme!" — sagte Frisch mit leisem Spott.

„Ja!" — versetzte der Grubenbesitzer — „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeiht."

Und er trank mit salbungsreicher Miene sein Glas aus. Er wußte warum: seine im Rausch gewonnene Ehehälfte hatte ihm das kurze eheliche Leben sauer genug gemacht.

„Das wäre etwas für unseren Freund Weihrauch!"

— rief hier Sommer. — „Er ist ein prächtiger Junge . . . aber . . . er hat mehr Schulden, als Haare auf dem Kopf!"

„Und doch ist er ein netter und charmanter Kerl!" — ergänzte der Bergamts-Candidat.

„Ja, das ist er!" — bestätigte jetzt auch der glückliche Grubenbesitzer — „und dabei ein ganz tüchtiger Mensch. Wenn sich der erst die Hörner abgelaufen hat, wird er ein ausgezeichneter Jurist oder ein trefflicher Beamter."

„Er hat nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz auf der rechten Stelle."

„Wenn er nur kein so namenloser Leichtfuß wäre."

„Das giebt sich. Mir ist die Hauptsache, daß er ein ächter Mensch dabei ist."

„Was ist der Mensch ohne Geld!"

„Ach!" — rief Sommer hier mit komischem Pathos — „sag' lieber: was ist der Mensch, wenn er Schulden hat wie Heu!"

„Dann ist er . . . was wir sind, Freundchen!" — sagte Frisch lachend — „ein armer Teufel; . . . und doch, wenn er, wie wir, Jugend, Gesundheit und Lebensmuth hat, . . . ein fideles Haus!"

„Wenn nur die Satans-Gläubiger nicht wären!" — meinte Sommer. — „Weihrauch nennt sie nur seine

zweibeinigen Wanzen. Am ärgsten verfolgt ihn sein Tuchlieferant Monsieur Lion."

„Daß den Schwindler der Kukuk hole!" — rief hier Bergamts-Candidat Frisch — „Monsieur Lion von Paris; . . . der Kerl heißt einfach Loeb Günzburg."

„Aber" — sagte hier Grubenbesitzer Springfuß und drückte die Asche seiner Pfeife mit seinem Pfeifenstopfer gemüthlich nieder — „Weihrauch hatte doch eine Flamme; warum heirathet er die nicht? Ihr Vater, der alte Beißler ist doch ein sehr vermögender Mann."

„Aber ein schuftiger Geizhals!" — rief Frisch — „der lieber zusieht, wie seiner Tochter das Herz bricht, als daß er in eine Ehe mit dem vermögenslosen aber tüchtigen Weihrauch willigt."

In diesem Augenblicke hörte man Lärm auf der Straße; zwischen demselben durch erschallten kirchliche Lieder.

„Die Prozession des heil. Basilides!" — rief der Bergamts-Candidat aufspringend.

„O laß sie plärren und laufen!" — meinte Auscultator Sommer.

„Was?" — entgegnete Frisch — „die Hockenheimer, Pommerdörfer und Laufenstädter?"

„Nun, was ist denn an dem Volk?"

„Was an ihnen ist? . . . als ob es unter ihnen nicht die schönsten Bauernmädchen im ganzen Lande gäbe."

„Was liegt mir daran. Hab' ich etwas davon?"

„Pah'! ich sehe die niedlichen Dinger gern!"

„Ich auch!" — meinte Sommer — „aber nicht wenn sie plärrend und mit gesenktem Kopf hinter den Pfaffen dreinziehen."

Aber der Bergamts-Candidat hörte nichts mehr. Er war in die, nach der Straße gehende Wirthsstube geeilt und riß eben eines der Fenster auf, an welches jetzt auch der Grubenbesitzer trat, der, seit dem Tode seiner Frau, schöne Mädchengesichter außerordentlich gerne sah."

„Narren!" — brummte Auscultator Sommer vor sich hin, indem er sein Glas austrank und neu füllte — „um der Lärfchen hebe ich das Bein noch nicht auf."

Der Gesang kam näher.

Sommer sah sich gelangweilt um.

Plötzlich bleibt sein Blick auf dem Spiegel ruhen; aber es geschieht dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil an demselben drei Briefe stecken.

Sommer weiß schon, was es für Briefe sind: Frankfurter Lotteriebriefe. Da die Herren alle Morgen ihren Frühschoppen im „goldenen Hasen" nehmen, so ist der Postbote angewiesen, alle Briefe, die für sie ankommen, hier abzuliefern, der Wirth steckt sie alsdann an den Spiegel und sie finden ihren Mann.

Die Briefe sind für den Auscultator, für den Bergamts-Candidaten und für Weihrauch bestimmt.

Sommer öffnet den seinen. Er enthält die ihm schon bekannte und geläufige Antwort: daß sein Loos, zum Bedauern des Collecteurs, mit einer Niete herausgekommen.

„Lumperei!" — brummt er vor sich hin, indem er den Wisch zerreißt. — „Könnte denn Unsereines nicht auch einmal mit einem ordentlichen Treffer herauskommen. Wahrhaftig, wir alle Drei hätten es nöthig. Aber wir sind eben zu . . . muß doch sehen, ob der Weihrauch das gleiche Pech hat . . . ob seine Nummer auch daneben fiel."

Sommer wirft einen Blick nach den Freunden.

Sie schauen zu den Fenstern hinaus auf die Straße, woselbst die singende und betende Prozession soeben mit Kreuz und Fahne vorüberzieht, und dunkele schelmische Mädchenaugen verstohlen unter gesenkten Wimpern nach den jungen hübschen Stadtherrn blicken, die an den Fenstern des „goldenen Hasen" liegen und den Schönen gottlos zunicken.

„Die hören und sehen nichts, wie balzende Auerhähne!" — denkt Sommer; dann schleicht er sich noch einmal an den Spiegel, nimmt den an Weihrauch adressirten Lotteriebrief, öffnet ihn und schaut hinein.

„Donnerwetter!" — ruft er zugleich mit spöttischer Miene halblaut — „Ganze hundert Gulden! . . . das ist der Mühe werth! . . ."

Plötzlich aber fährt dem Auscultator ein Gedanken durch den Kopf.

Nicht Jedermann ist so glücklich Gedanken zu haben! . . . und . . . der des jugendlichen Auscultators muß noch dazu gut sein, denn sein Gesicht heitert sich mit einemmale ungemein auf.

„Das giebt einen köstlichen Witz!" — sagt er dann lachend, nimmt von dem Tintenfaß, das sich auf einem in der Ecke des Zimmers stehenden Tische befindet, eine Feder und hängt den beiden Nullen der Zahl 100 noch zwei weitere Nullen geschickt an, so daß aus 100 die Zahl „Zehntausend" wird.

Sobald dies geschehen und die Tinte getrocknet, legt er den Brief wieder sorgsam zusammen, schiebt eine Oblate dazwischen, drückt sie leise an . . . steckt den Brief wieder an den Spiegel . . . und . . . setzt sich gelassen auf seinen alten Platz, sein Glas Wein mit dem Lächeln jugendlichen Uebermuthes gemüthlich schlürfend.

„Glück auf!“

„Herrlich!“

„Prächtig!“

„Ich will zum Guckuk fahren, wenn ich je schönere und frischere Mädchengesichter gesehen!“

„Und wie die Blitz-Mädel unter all ihrem Singen und Beten nach uns schielten!“

„Es ist wahrhaftig eine Lust!“

„Mich soll der Böse holen, wenn die nicht alle lieber hier im Hafen eingekehrt wären, als nach Maria-Spitz zu ziehen!“.

„Und uns gebeichtet hätten, als ihren Pfaffen!“

„Springfuß! Grubenbesitzer! . . . für einen einzigen solchen Beichttag ließ ich mir eine Tonsur scheeren!“

„Aber hoffentlich ohne dem Cölibat zuzuschwören?“

„Das versteht sich! Mir scheint keine von den drallen Bauerndirnen, bis zum Backfisch herab, etwas vom Cölibat wissen zu wollen!“

„Aber da seh' ein Mensch den Duckmäuser von Auscultator sitzen!“

„Er ist doch sonst kein Kostverächter."

„Unsinn!" — entgegnete Sommer. — „Ich glaube Euch hat der Raptus der Phrenologie befallen. Es ist ohnedem — seit der Herr Professor Wirrwatz hier ist — alles toll an der Phrenologie."

„Sapperment!" — rief hier Bergamts-Candidat Frisch — „so wenig ich auf den Unsinn gebe, . . . die Köpfe dieser Mädels zu untersuchen . . ."

„Die Köpfe?" . . .

„Das ließ ich mir wirklich gefallen."

„Assosiere dich mit Wirrwatz."

„Ach! der hat nur Köpfe von Kaisern, Philosophen, Giftmischerinnen und Dieben."

„Dahin gehören auch die Köpfe deiner Bauernmädel."

„Wie so?"

„Weil bei allen Mädchen das Diebsorgan vorzüglich ausgebildet ist."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Nun, besteht ihr Hauptstreben nicht darin, uns Männern die Herzen zu stehlen?"

„Einverstanden!" — sagte Springfuß mit gemüthlicher Ruhe, indem er dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife bließ, — „und wäre es selbst wenn wir einen Rausch haben."

Die beiden Anderen lachten laut auf.

„Die Sache ist wichtig. Das Wohl der Menschheit hängt davon ab, daß diese große Wahrheit wissenschaftlich festgestellt wird!" — rief der Auscultator — „ich trage daher, im Interesse der Wissenschaft und der Menschheit darauf an, daß heute Abend jeder seine Flamme mit in die phrenologische Vorlesung des edlen Wirrwatz bringt, um sie öffentlich untersuchen zu lassen."

„Du bist ein Cynicer!" — sagte Frisch, einen neuen Schoppen bestellend. — „Uebrigens komme ich jedenfalls in die Vorlesung. Der Schwindel amüsirt mich!"

„Holla ho!" — „da sind sie ja!" — „Schon da?" — „Guten Morgen!" — „Guten Morgen!" — „Guten Morgen!" — tönte es in diesem Augenblicke und ein Trupp junger lebensfrischer und lebensfroher Männer stürmte in das Zimmer herein.

Es waren Auscultator Weihrauch und mehrere Andere: Officiere, Bergeleven, junge Juristen, auch einige junge Kaufleute aus dem Städtchen.

Alle kamen hier täglich zu der sogenannten „Frühmette" zusammen, bei welcher mit Weingläsern geläutet wurde und der Wirth „zum Hasen" Küster war.

„Holla!" — „Ho!" — tönte es jetzt im Chorus, indem jeder Platz an dem großen runden Tische nahm.

„Louis!"

„Zu dienen!"

„Kellner!"

„Sogleich!“

„Wein!“

„Was für welchen?“

„Mir Bordeaux!“

„Zwölfer!“

„Hierher von dem Bewußten!“

„Und mir ein Brod mit Schinken!“

„Auf der Stelle meine Herren!“

„Nun so geht doch!“

„Halt! mir auch etwas zu essen?“

„Sie befehlen?“

„Was ist da?“

„Cotelette, Kalbsbraten . . .“

„Cotelette!“

„Donnerwetter dauert das lang!“ — rief jetzt Weihrauch mit mächtiger Stimme dazwischen, dem Kellner zu, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. — „Soll ich bei der verdammten Hitze etwa vor Durst verschmachten?“

„Um Gottes Willen!“ — fiel Auscultator Sommer ein — „gebt dem Menschen Wein: er ist schon vor Liebe und Sehnsucht am Verschmachten, wenn auch noch der Durst dazu kommt . . .“

„Spotte nur!“ — entgegnete Weihrauch lachend. — „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Mit dem Cerberus, meinem Schwiegervater

in spe, werde ich mit der Zeit schon fertig; . . . das verfluchte aber ist, daß mir — außer dem edlen Hasenwirth — kein anderer Wirth mehr borgen will."

„Auf wann hast Du den guten Leuten denn die Regulirung deiner Rechnungen versprochen?" — frug hier Frisch mit spöttischer Miene.

„Auf die Zeit meiner definitiven Anstellung!" — sagte Weihrauch trocken.

Ein unbändiges Gelächter brach hier aus.

„Das ist freilich für die Betreffenden eine riesige Geduldsprobe."

„Warum?" — frug Weihrauch mit komischem Ernst — „in zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, kann es in unserm Ländchen ein tüchtiger Auscultator doch wohl zu einer Anstellung bringen?"

„Ja! das ist allerdings wahr!" — meinte Sommer — „nur Schade, daß es mancher von uns nicht mehr erlebt."

„O, es ist ein Hundedasein!" — meinte Weihrauch jetzt — „ewig Hunger, ewig Durst . . . und . . . ewig kein Geld. Die Familie meiner Gläubiger wächst mit jedem Tage an, und sie haben mich alle so gern, daß sie mich nicht nur nicht von hier weglassen, sondern auch noch fast täglich besuchen!"

Alle lachten.

„Wenn ich nur einen Rothschild fände."

„Was, Rothschild," — meinte Sommer — „spielst Du nicht in der Frankfurter Lotterie?"

„Unsinn!"

„Warum?"

„Weil ich seit zehn Jahren spiele und noch nichts gewonnen habe."

„Vorgestern war Ziehung der sechsten Klasse mit den Haupttreffern!" — sagte Frisch.

„Und dort!" — rief Sommer — „Donnerwetter, Weihrauch, dort stecken die Briefe am Spiegel!"

„Laß sie stecken!"

„Wenn Du nun gewonnen hättest?"

„Ich gewinne nie!"

„Wer kann es wissen. Sieh' wenigstens nach."

„Ich mag nicht! Es ist immer dieselbe Leier . . . nichts! . . nichts! . . . und abermals nichts!"

„Nun einmal kann's ja doch kommen."

„Laß den Wisch nur stecken!"

„Hineinschauen kannst Du doch!"

„Um mich zu ärgern?"

„Um mit mir über unser Pech zu lachen!" — sagte Sommer — „denn dort auf dem Boden liegen die Fetzen von meinem Brief, der mit dem stereotypen Bedauern anzeigt: daß ich durchgefallen!"

„Wie das Schreiben an mich!" — rief hier Frisch,

der unterdessen auch den Brief gelesen hatte, der an ihn gerichtet.

„Nun denn!" — versetzte Weihrauch gleichmüthig — „so werde ich in Eurem Bunde der dritte sein!"

Und mit diesen Worten ging er zu dem Spiegel hin, nahm den unter seiner Adresse dort steckenden Brief und öffnete ihn ruhig, während mehrere der Anwesenden neugierig über seine Achseln schauten.

Aber in dem Augenblicke, in welchem er das Papier aufschlug, erfüllte ein unermeßliches Hurrahgeschrei die Wirthszimmer des goldenen Hasen.

„Was ist?"

„Was giebts?" — riefen diejenigen, die nicht mit in den Brief gesehen.

„Hurrah!" — riefen die Anderen, während Weihrauch, blaß und starr, noch immer in das Papier sah.

„Hurrah!" — wiederholten Jene — „er hat zehntausend Gulden gewonnen!"

„Was?"

„Ist's wahr?"

„Ist's möglich?" — schrien die Uebrigen.

„Zeigt her!" — fiel Sommer ein, Weihrauch den Lotteriebrief aus der Hand reißend!

Und mit erzwungenem Ernst hineinschauend, rief auch er jetzt wie mit strahlender Ueberraschung:

„So wahr mich Gott erschaffen hat, der Mensch

hat Sau-Glück ... zehntausend Gulden!"

„Laß sehen!" — sagte hier ruhig Springfuß.

Auscultator Sommer hielt dem Grubenbesitzer den Brief hin, so daß dieser den Anfang nicht aber das Ende lesen konnte:

„Es wird mir die große Freude" — las der Grubenbesitzer — „Eurer Wohlgeboren anzuzeigen, daß Ihr Loos in der sechsten Klasse hiesiger Stadtlotterie mit Fl. 10,000 herausgekommen ist."

Der Auscultator zog hier den Brief auf unverfängliche Weise zurück.

„Wahrhaftig!" — sagte Springfuß, und nun entstand ein solcher Jubel, ein solches „Glück auf!" rufen, daß nicht nur der Wirth und die Wirthin, der Kellner und die Magd, die Köchin und der Hausknecht zusammenliefen; auch die gesammte Straßenjugend, die sich gerade in der Nähe des Hafen befand, versammelte sich vor den Fenstern und dem Thorbogen desselben.

„Was giebt's?"

„Was ist passirt?" — frugen andere Vorübergehende.

Und von der Wirthin zur Magd, und von der Magd zum Hausknecht, und von dem Hausknecht zur Straßenjugend und den Vorübergehenden gelangte die große Nachricht:

„Ach Gott! der Herr Auscultator Weihrauch haben

in der Frankfurter Lotterie zehntausend Gulden gewonnen!“

Zehntausend Gulden war aber ein unerhörtes Kapital für die kleine Landstadt und einen Auscultator, der bis dahin weniger als Nichts besessen.

Es bedurfte keiner halben Stunde und das Städtchen befand sich in einer kaum beschreibbaren Aufregung, denn die Nachricht: der Auscultator Weihrauch — man erzählte sich und hörte es an, indem man die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, — haben das große Loos in der Frankfurter Lotterie . . . also . . . Hunderttausend Gulden gewonnen!“

Folgen des Reichthums.

Aber welch' eine tolle wirbelnde Lust erfüllte jetzt die Wirthszimmer des „goldenen Hasen."

Auscultator Sommer gaudirte sich köstlich, daß ihm sein toller Streich so prächtig gelungen war. Er schüttelte sich heimlich vor Lachen; war aber nach Außen hin der Ausgelassenste der Ausgelassenen.

Im Nothfall nahm er die Sache auf sich. Sein Vater war ja reich. Ob der nun fünfzig Gulden bei der einstigen Bezahlung der Schulden seines Sohnes mehr blechen mußte, was lag daran.

Jedenfalls war der Jux gottvoll!

Sommer war es daher auch, der zuerst rief:

„Hurrah! he! das muß Champagner setzen!"

Und merkwürdigerweise hatte in demselben Augenblicke das Wirthszimmer ein zehnfaches Echo erhalten; denn aus zehn jugendlichen Kehlen schallte es nach:

„Ja! Champagner! Champagner!"

Damit aber war kein Mensch mehr einverstanden als Weihrauch selbst, der in der Freude seines Herzens

alle Anwesenden — selbst die dicke Wirthin, die alte Köchin und das sehr schöne Dienstmädchen — umarmte und herzlich abküßte.

Dann rief auch er:

„Champagner! . . . fünf Flaschen! . . . was fünfe? . . . zehn! . . . und gleich in Eis . . . Zehntausend Gulden? . . . Himmel-Herrgott-Sacrament . . . Freunde, Brüder! . . . sagt mir um Gottes Willen . . . wie soll ich die durchbringen!"

Ein tolles Gelächter erfüllte den Raum.

„Nur ruhig!" — meinte Sommer — „für was ist denn die Freundschaft? . . . für was sind denn wir da? Meinst Du, wir ließen Dich im Stich? . . . O Pfui, der Schande, wenn wir, als wahre Freunde, nicht besser dächten. Wir stehen Dir bei in Freud und Leid und so wollen wir Dir auch helfen . . . die zehntausend Gulden bis auf den letzten Heller an den Mann zu bringen!"

„Hurrah!" — tönt es jetzt wieder im Chorus — „es lebe die Freundschaft!"

„Ja! Freundschaft in Freud und Leid und bis zum letzten Heller!"

Und die Gläser — gefüllt noch mit dem alten Wein — erklangen in lustigem bacchantischem Geläute und jeder trank das seine aus bis auf den Grund.

Dann mußten Köchin, Magd und Wirthin sie rasch

wegnehmen, während die leeren Schoppenfläschchen wie Kegelkugeln in das vordere Zimmer gerollt wurden.

Im selben Augenblicke donnerte wieder ein dreifaches „Hurrah!" durch die Lüfte, . . . denn . . . unter der Thüre erschienen, keuchend vor Eile, Wirth und Kellner mit der ersten Ladung von fünf Champagner-Flaschen.

Dazwischen rief Sommer nach Eis; Andere riefen nach Champagner-Gläser; wieder Andere wollten keine Champagner- sondern Wasser-Gläser.

Gassenjungen waren heraufgeklettert und schauten neugierig durch die Fenster von der Straße aus herein; während sich vor dem Hause selbst eine immer größere Menschenmenge sammelte, zumal in dieser Stunde viele Leute und Einwohner des kleinen Städtchens von ihrer Feldarbeit herein kamen.

Und wie knallten jetzt die Pfropfen, . . . wie schäumte der Champagner in den Gläsern, . . . wie klangen diese so lieblich aneinander . . . so lieblich, so lieblich . . . daß Auscultator Sommer in seiner unbeschreiblichen tollen Lust zu singen anfing:

„Das klingelt so herrlich, das klingelt so schön,
„So hab' ich mein Lebtag nichts gehört und geseh'n!"

Und zehnfach hallte es wieder:

„Das klingelt so herrlich, das klingelt so schön,
„So hab' ich mein Lebtag nichts gehört und geseh'n!"

Und an den Fenstern brüllte die liebe männliche und weibliche Gassenjugend nach:

„Das klingelt so herrlich, das klingelt so schön,
„So hab' ich mein Lebtag nichts gehört und geseh'n!"

Das setzte dann wieder ein allgemeines „Hurrah!"

Sommer wollte die Bengels wegjagen; Weihrauch aber wehrte ihm, indem er rief:

„Vertritt Crassus nicht den Weg!" — und damit warf er eine Hand voll kleiner Silber- und Kupfermünzen zum Fenster hinaus, worauf die ganze Schaar, Buben und Mädchen, sich diesen Krönungs-Münzen der Luft nachstürzte und im Hinwerfen, Balgen und Raufen die erquicklichsten Scenen darboten.

Weihrauch, Sommer und der Bergamts-Candidat Frisch hielten sich vor Lachen den Bauch.

Jetzt aber wurden auch alle vorübergehenden Amtsdiener — ihr Dienst führte sie wunderbarer Weise mit einemmale sämmtlich in die Nähe des Hasen — von dem glücklichen Auscultator hereingewinkt und mit Champagner regalirt, den sie denn auch, — nach wahrhaft unerschöpflichen Glückwünschen — unter Augenverdrehen hinuntergossen.

Und der Champagner floß wie in Bächen — und die Herren Auscultators- und Bergamts- und sonstige Candidaten, und der Wirth und der Kellner und die Amtsdiener und die Wirthin und die Köchin und die

hübsche Magd ... Alles war bezopft, ... nur der Herr Grubenbesitzer Springfuß nicht.

Der — er fürchtete wahrscheinlich im Rausche zu einer zweiten Frau zu kommen — saß noch immer ruhig in der Ecke seines Sophas, rauchte seine Pfeife, lächelte verschmitzt vor sich hin und schlürfte dabei in aller Gemüthsruhe ein Gläschen Champagner nach dem anderen.

Jetzt, als sich der wilde Strom nach und nach verlief, und die Herren der Mittagsglocke folgend, aufbrachen, erbat er sich noch einmal von Weihrauch den Glück kündenden Lotteriebrief.

Der Auscultator, in Seligkeit schwimmend, warf ihm denselben zerstreut hin.

Springfuß las ihn mit Ruhe und zwar, was bis dahin noch keiner von den Herren gethan, bis zu Ende.

Als er aber an die letzten Zeilen kommt, verzieht sich plötzlich sein Mund zu einem spöttischen Lächeln. Er hält den Brief nach dem Lichte, schaut genau hinein, als wolle er etwas entdecken ... lächelt wieder... und blickt sodann abwechselnd auf Sommer — der es aber nicht sieht, da er mit der hübschen Magd tolle Scherze treibt — und auf Weihrauch.

Jetzt sind alle die lustigen Brüder fort; auch der Wirth und das Hauspersonal haben die Wirthsstube wieder verlassen.

Nur die beiden hoffnungsvollen Auscultator's: Som-

mer und Weihrauch befinden sich, außer dem Grubenbesitzer noch gegenwärtig, und kehren eben zu dem runden Tisch — der jetzt mit einer ganzen Batterie leerer Champagnerflaschen und Gläser garnirt ist — zurück.

„Weihrauch!" — ruft in diesem Augenblick der Grubenbesitzer, die Pfeife im Munde, den Brief in der Hand, das spöttische Lächeln im Antlitz.

„Grubenbesitzer!" — entgegnete dieser lustig.

„Ich habe hier Deinen Lotteriebrief!"

„Ich seh' es."

„Höre! Du mußt verdammt stark gespielt haben!"

„Ich? warum?"

„Warum? . . . nun, da steht Du habest 10,000 Fl. gewonnen."

„Nun ja, das wissen wir. Ich kann's auch brauchen."

„Und hast Du das Ende des Briefes gelesen?"

„Das Ende? zu was? Ich bin mit dem Anfang vollkommen zufrieden."

„Hab' nicht's dagegen. Ich sage nur, Du mußt fürchterlich stark gespielt haben."

„Aber warum denn nur?"

„Weil hier am Ende des Briefes steht: demnach kommen mir jetzt noch Fl. 2. 30 kr. zu gut."

„Unsinn!" — rief Weihrauch, während Auscultator Sommer hinter seinem Rücken den Bauch vor Lachen hielt.

„Lies selbst!“ — meinte Springfuß jetzt, indem er Weihrauch den Brief ruhig hinreichte und still lächelnd den Rest seines Glases ausschlürfte.

„Der Kerl muß ein Narr sein!“ — sagte Weihrauch in den Brief blickend.

Aber jetzt vermochte sich Sommer nicht mehr zu halten und brach mit einem solchen kolossalen homerischen Gelächter heraus, daß in der That die Fensterscheiben zu wackeln und zu klirren anfingen.

Weihrauch schaute betroffen auf; als er aber Sommer ansah, der sich auf einen Stuhl geworfen und sich noch immer vor Lachen schüttelte . . . ging ihm mit einemmale ein Licht auf.

„Himmel-Herr-Gott-Sacrament-Donnerwetter!“ — rief er — „Dich soll der leibhaftige Teufel holen! . . . ich glaube gar . . .!“

Aber der Auscultator konnte vor Lachen noch immer nicht antworten.

„Mensch!“ — fuhr Weihrauch starr vor Ueberraschung fort — „Mensch! der ganze Brief ist am Ende von Dir?“

Sommer schüttelte, in der bisherigen Position verharrend, nur mit dem Kopf.

„Er ist ächt!“ — meinte der Grubenbesitzer — „nur . . .“

„So hast Du die Zahl geändert!“

Sommer nickte zehn für einmal und hielt sich die Seiten.

„Hast aus Fl. 100 — Fl. 10,000 gemacht?"

„Ja! alter Freund!" — stöhnte Sommer.

„Und mit meinen Zehntausend ist's nichts?"

„Nichts!"

„Und ich habe auch noch zehn Flaschen Champagner am Bein?"

Und Weihrauch sank mit den Worten: — „Mich trifft der Schlag!" — auf den nächsten Stuhl.

So gefährlich war es aber nicht; . . . denn im gleichen Augenblicke brach sich die köstliche, unverwüstlich heitere Natur Weihrauchs Bahn, und, von seinem Freunde Sommer angesteckt, brach auch er, mit den Worten: „Das ist ein gottvoller Witz!" in ein unbändiges Lachen aus.

Das Lach-Terzett war jetzt großartig. Endlich kam Sommer zu sich und rief:

„Das Beste ist, daß der Uz jetzt erst angeht. Das ganze Städtchen hält Dich bereits für einen Millionär!"

„Du glaubst?"

„Den Kopf zum Pfande! und jetzt sollst Du sehen: was das Geld thut!"

„Aber Ihr könnt doch nicht . . ." — hub Springfuß an.

„Ruhig, Grubenbesitzer!" — rief Auscultator Som-

mer, der jetzt erst in seiner goldigsten Laune war — „einen Trödel wie heute, erlebt Ihr nicht wieder! — Weihrauch wenn Du mich lieb hast und ein ächter Kerl bist, thust Du heute den ganzen Tag noch, als ob Du nichts von meinem Streiche wüßtest. Ich gebe dann morgen, als Sündenbock, meinen Rücken her . . . da mögen sie über mich herfahren, so viel sie wollen."

„Aber . . ."

„Kein aber! Du thust, als wäre die Sache in Richtigkeit, und läßt Dir alles gefallen, was sie Dir, als Glückspilz, anthun. Verstanden?"

„Ja!"

„Die Sache wird fameus!"

„Und ich?" — frug Springfuß.

„Du bist so gut und hälst Dein Maul."

„Meinethalben! ich will den Spaß nicht verderben."

„Und den Champagner" — rief Auscultator Sommer — „zahle ich, . . . oder besser gesagt: mein Alter."

„Dummheit!" — meinte Weihrauch — „der Witz . . ."

„Stillgeschwiegen! Subordination gehalten!" — rief Sommer. — „Und nun fort! Ich brenne vor Begierde, meine Abderiten einmal so recht in dem Strahlenglanze ihrer vollen Jämmerlichkeit zu sehen!"

Und mit diesem Worte den Hut und seinen Fascikel ergreifend, eilte er den Anderen auf die Straße voraus.

Weihrauch folgte, . . . Springfuß begab sich nach Hause.

Die Gassenjugend, vor dem „Hasen" noch versammelt, wich ehrfurchtsvoll zurück.

„Und nun mach' Deine Sache gut, Reutier!" — raunte Sommer dem Freunde zu. Weihrauch aber, ohnehin der Launigste der Launigen, bedurfte dieser Mahnung nicht. Versetzte ihn doch schon der Geist des genossenen Champagners in eine rosenfarbene kecke Stimmung, und der Gedanke: daß er ja möglicherweise die zehntausend Gulden so gut gewonnen haben könne, wie dies nun leider nicht der Fall war, gab ihm etwas Rothschildartiges.

Der erste, der den beiden jungen Männern begegnete, war ein wohlhabender Gutsbesitzer, der viel mit Korn, Branntwein und dergleichen handelte.

Für gewöhnlich bildeten Arroganz und Aufgeblasenheit die Grundzüge seines Charakters; . . . heute . . . kam er Weihrauch, den er sonst kaum ansah', mit strahlendem Gesichte entgegen und bot ihm unter vertraulichem Lächeln die Hand.

„Ei, ei, mein hochverehrtester Herr Auscultator!" — sagte er dabei, sein ausgetrocknetes Spitzbubengesicht in freundliche Falten legend — „gratulire, gratulire! sind ein reicher Mann geworden? . . . großen Preis gewonnen? . . . Frankfurter Lotterie? . . . merkwürdiges Glück!"

„So ist es, mein verehrter Herr!“ — entgegnete Weihrauch kühl und stolz. — „Wir sind jetzt ein gemachter Mann.“

„O!“ — rief der Andere — „das waren der Herr Auscultator schon lange . . .“

„Nicht so ganz!“ — meinte Weihrauch — „es giebt Menschen . . .“

„Ach! mein hochzuverehrender Herr Auscultator!“ — rief der Speculant und Gutsbesitzer mit leichter Verbeugung — „es giebt gar viele Menschen, die keinen Blick haben; ich aber . . . ich habe Sie von Anfang an für etwas Außerordentliches gehalten; . . . ich wußte gleich, der Mann hat so viel Glück als Verstand.“

„Sehr schmeichelhaft!“ — meinte der junge Jurist — „aber offen gesagt, ich sah' Ihnen diesen Scharfblick nie an, und — wenn ich nicht irre — sahen Sie auch mich, bis heute, sehr wenig an.“

„Aber mein Bester!“ — rief hier der Gutsbesitzer etwas verlegen — „Sie werden doch nicht meinen, Herr . . . aber Sie erlauben mir wohl, daß ich Sie Freund heiße, es zieht mich etwas zu Ihnen. . .“

„Ach!“ — rief Weihrauch lachend — „nicht wahr mit magnetischer Kraft?“

„Ja, ganz recht!“ — meinte jener — „wirklich . . . wie mit magnetischer Kraft!“

„Nun!“ — rief Weihrauch heiter — „das ist sehr

natürlich! . . . das ist das Metall. Wenn Sie übrigens einmal zu Ihren Speculationen Fonds nöthig haben . . . Sie verstehen . . . wenn Ihnen gerade einmal die Gelder ausgegangen sind . . . so dürfen Sie sich nur an mich wenden . . . ich werde, bei einem Mann wie Sie, bei einem Mann von solchem Scharfblick stets bereit zu Vorschüssen sein!"

Und mit diesen Worten und einem leichten Kopfnicken schritt Weihrauch mit seinem Freunde Sommer — der sein Lachen kaum zurückhalten konnte — vorüber, den Gutsbesitzer verblüfft stehen lassend.

„Recht so!" — rief Sommer lustig — „der hat seinen Hieb."

Sie gingen nun weiter; aber es war drollig: Alles grüßte tief und ehrerbietig, was ihnen begegnete: der Kuhhirte selbst und der Herr Amtmann. Jede Maus im Städtchen schien von dem großen Vorfall unterrichtet. Sogar die Fenster öffneten sich beim Vorübergehen und manch' hübscher Mädchenkopf, manch' edles mütterliches Haupt nickte dem Glücklichen freundlich zu.

An der Wirthstafel empfing Weihrauch neuer Jubel. Weihrauch speiste hier täglich und so hatte man den stets munteren und genialen jungen Mann wirklich gern; die Freude und die Glückwünsche, die man ihm hier entgegenbrachte, kamen daher auch von Herzen und waren gut gemeint, namentlich galt dies von dem Wirthe

selbst, dem der junge Mann nahe an dreihundert Gulden schuldete.

Bei dieser Gelegenheit erprobte indeß der Beglückwünschte auch die Wahrheit, die in der Erzählung vom Münchhausen liegt: Weihrauch war, als ihm jetzt alle Welt hier in vollem Ernste die Hand schüttelte und zu seinem enormen Glück gratulirte, nahe daran ... selbst an die Wahrheit der Sache zu glauben.

Toll genug ging es jetzt auch hier zu, so daß sich Weihrauch — so jugendkräftig er auch sonst war — doch beim Nachhausekommen fast erschöpft fühlte, wozu freilich der Champagner und die große Hitze viel beitrugen.

Eben war er im Begriff, sich auf sein Sopha zu werfen und eine kleine Siesta zu halten, als es anklopfte:

„Zum Teufel!“ — brummte Weihrauch verdrießlich — „hat man denn keinen Augenblick Ruhe. Jetzt kommt die Schattenseite des Witzes: ich will gehängt werden, wenn dies nicht einer meiner zahllosen Geldfreunde ist, der sich, auf die glückliche Nachricht meines Gewinnes, zu baldiger Ausgleichung seines Guthabens empfiehlt. Ich kenn diese habsüchtigen Geldmenschen schon am Anklopfen; ... man kann so etwas bei täglichem Vorkommen studiren.“

Es klopfte wieder.

„Gott!“ — rief Weihrauch jetzt lachend — „wie bescheiden! der glaubt auch an mein Glück, sonst stünde er längst hinnen. Herein!“

Die Thüre öffnete sich ganz sanft und leise und das Gesicht eines Juden schaute herein.

„Dacht' ich's doch!“ rief Weihrauch, in die alte Heiterkeit zurückfallend, — „die schlimmste aller meiner zweibeinigen Wanzen, mein Tuchlieferant. Ich schulde ihm die Lumperei von zweihundert achtzig Gulden, und da macht der Schlingel eine Wirthschaft . . .“

„Ist's gnädigst erlaubt?“ — frug jetzt der Jude noch immer vor der Thüre.

„Alles ist heute erlaubt!“ — rief in übermüthiger Lust der Auscultator.

„S'ist richtig!“ — brummte der Jude vor sich hin. — „Er ist lustig wie e Kenig; wär's nit, . . . wäre er erschrocken bei mei Komme.“

„Nun!“ — rief Weihrauch wiederholt, indem er sich mit ungeheuerer Nonchalance auf sein Sopha warf — „immer herein Monsieur Lion! Was steht zu Befehl?“

„Befehl? wie heißt Befehl?“ — entgegnete, mit scheuem Schritt eintretend, der Tuchlieferant unter wiederholten tiefen Verbeugungen; — „was soll e armer Mann, wie ich bin, mit Befehl? Bin ich doch gekomme, dem Herrn Auscultator . . .“

„Setzt Euch, Loeb Günzburg!“ — rief Weihrauch

wie ein Pascha vom Sopha herab, und deutete vornehm auf einen Stuhl.

„Gott's Wunder!" — murmelte der Jude — „s'ist richtig! er hat die Zehntausend, sonst wär' er nit so grob."

„Nun? Loeb Günzburg!"

„Halten zu Gnade, Herr Auscultator, . . . bitte: Lion ist mein Name. Hawe se doch immer Monsieur Lion zu mer gesagt."

„Pah!" — rief der Auscultator, eine Cigarre ansteckend, — „ich bin ein Deutscher und rede deutsch."

„Stuß!" — sagte Monsieur Lion.

„Ich habe nun heute die Laune dazu . . . also kurz! was bringt Ihr, Loeb Günzburg!"

Der Jude schien etwas hinabzuwürgen, dann sagte er:

„Was ich bring? nu was wär' ich bringe? mein Glückwunsch bring ich!"

„Glückwunsch?"

„Jo! Gott's Wunder! Euer Gnade hawe gewonne . . . gewonne in der Frankfurter Lotterie . . . viel Geld! . . . e schön Geld! . . . zehntausend Gulde!"

„Nun, was will der Quark!"

„Quark?" — rief Loeb zurückprallend — „zehntausen Gulde e Quark? Geh'n freilich noch 12% also zwölfhundert Gulde ab . . . bleibt aber immer

noch achttausend achthundert Gulde. Was thuste mit? ist das kein schön Geld?"

„Jedenfalls genug" — sagte Weihrauch gleichgültig, und sah' dem Rauch seiner Cigarre nach, den er künstlich in größere und kleinere Ringe blies, — „jedenfalls genug Loeb Günzburg, um die Lumperei, die ich Euch schuldig bin, zu bezahlen."

„Lumperei?" — rief Loeb Günzburg auf's neue entsetzt — „Gott's Wunder! wie heißt? zweihundertachtzig Gulden . . . e Lumperei?"

„Ich werde sie demnächst bezahlen!" — versetzte Weihrauch im Tone eines Sultans.

„Bezahle?" — rief Monsieur Lion — „wer red' von bezahle? Herr Auscultator, hab' ich e Wort gesagt von bezahle? Wenn ich hab' gesagt e Wort von bezahle, will ich nit gesund nach Haus komme!"

„Nun, Monsieur Lion!" — sagte Weihrauch jetzt gnädig lächelnd, während sich Loeb Günzburg geschmeichelt verbeugte — „es hat jetzt auch keine Noth mehr, nur muß das Geld von Frankfurt erst da sein!"

„Wer red' von Geld?" — entgegnete der Tuchlieferant. — „Der Herr Auscultator sind e braver Mann, e nobler Mann, e guter Mann. Gott soll's wisse ob ich nit immer so gedacht."

„Loeb . . . Monsieur Lion, wollt ich sagen . . ."

„Nu, wenn ich nit hätt' immer so gedacht, hätt' ich

dem Herrn Auscultator Credit gegewe? . . . Credit vor . . ."

„Monsieur Lion, wie wünscht Ihr bezahlt zu sein: in Gold, Bankscheinen oder Anweisung?"

„Mei? Euer Gnade wolle mich mache unglücklich. Ich bin gekomme zu frage, ob der Herr Auscultator nichts braucht? Ich hab' e Tuch . . . fein! . . . schön! . . . nobel! . . . ganz gemacht vor en noble Herrn, der gebiet über Kapitalien . . ."

„Davon ein andermal!" — sagte Weihrauch mit unterdrücktem Seelenschmerz, denn er hätte einen neuen Anzug sehr nöthig gehabt, und doch war er bei all' seinem Leichtsinn zu ehrlich, um den Mann zu prellen.

„Wie Euer Gnade befehle!" — sagte der Jude — „der Herr Auscultator kenne mei Lade. Se wärn mer die Kundschaft nit vertrage! Nu, ich freu mich auf der Zeit, wenn Se zu mer komme und bestelle vor tausen Thaler!"

„Loeb! Loeb! malt den Teufel nicht an die Wand!"

„Herr Auscultator! . . . Gott's Wunder! sind se mer doch an's Herz gewachse, . . ."

„Weiß es, Loeb, durch metallische Legirung."

„Wie e Sohn seim Vatter. Nu, was hab' ich gedacht? ich hab' gedacht: Gott soll mich strafe, der Herr Auscultator hat gewonne zehntausend Gulde — viel Geld! schön Geld! . . . awer was thu' ich mit, hat

er's? . . . nein! er hat's noch nit! . . . aber er wird brauche Geld, . . . als nobler Mann wird er brauche sein Geld gleich."

Weihrauch wandte sich hier dem Juden mit gespannter Aufmerksamkeit zu, gewaltige Dampfwolken der Cigarre entlockend.

„So hab' ich denn mitgebracht sechs Luched'ors, mit der Bitt', der Herr Auscultator soll se nehme als Vorschuß, bis er hat empfange sein Geld von Frankfurt."

Weihrauch traute seinen Ohren nicht!

Hatte er denn recht gehört? Loeb Günzburg, der ärgste seiner Gläubiger, die schlimmste seiner zweibeinigen Wanzen, der unselige Plagegeist, der ihn bis dahin auf Schritt und Tritt mit seinen Mahnungen verfolgt . . . Loeb Günzburg bot ihm jetzt sechs Louisd'or Vorschuß an?

Und Weihrauch träumte nicht: zählte doch Monsieur Lion die Goldfüchse eben auf den Tisch.

Herr Gott! die Versuchung war für den, unter Schulden fast begrabenen, Auscultator groß.

Es bedurfte denn auch wirklich einiger Minuten, bis der innere Kampf zwischen jugendlichem Muthwillen, gesellt mit dem Gelüsten, den geldgierigen Juden in der Schlinge, die er sich selbst legte, zu fangen und dem ursprünglichen Rechtsgefühle des jungen Mannes durchgekämpft war.

Endlich siegte letzteres und Weihrauch sagte kalt: „Danke Monsieur Lion! — Ich bedarf des Geldes nicht. Ich will lieber warten, bis die zehntausend Gulden kommen.“

Nun aber kam der Jude in Eifer: die sechs Louisd'or sollten ja der Köder für einen großen Theil der zehntausend Gulden sein. Loeb kannte das lustige und geniale Wesen Weihrauchs durch und durch. Geld blieb bei dem lebenslustigen Auscultator nicht lange sitzen. Gewann Loeb nun durch den angebotenen Vorschuß das Vertrauen des Mannes, konnte er sich Weihrauch durch denselben verbinden und sich somit vielleicht, in gewisser Beziehung, zum Bankier desselben machen ... so hatte er freies Feld und die schönste Gelegenheit, dem, mit Geldangelegenheiten völlig Unbekannten, die Haut über die Ohren zu ziehen.

Loeb Günzburg kam daher durch das ruhige Zurückweisen des Geldes von Seiten des jungen Juristen — von dem er doch wußte, daß er beständig in der größten Geldverlegenheit war — um so mehr in Eifer, als er fürchtete, es könne ihm schon ein Anderer den Rang abgelaufen haben.

„Mei! Herr Auscultator!“ — rief er daher jetzt — „mache Se mer kei Stuß! Weiß Gott, ich nehm das Geld nit wieder mit.“

„Ich bescheinige nichts, denn ich will und brauche nichts."

„Bescheinige? wie heißt? Se sinn mer ohne Schein gut vor sechs, vor achttausend Gulden."

„Loeb! . . . ich warne Euch!"

„Was warne? weil ich nicht hab' gegewe genug?"

„Nehmt Euer Geld!"

„Herr Auscultator, . . . Se gewe mer's zurück, . . . wann Se die zehntausend Gulde empfange hawe."

„Dann könnt Ihr lange warten. Nehmt das Geld . . ."

Aber Monsieur Lion hatte schon seine Mütze erfaßt, machte einen tiefen Bückling und rief:

„Halte zu Gnade! Ich hab' die Ehr mich bei ähnliche Gelegenheite gehorsamst zu empfehle!"

Und mit diesen Worten verschwand Monsieur Lion aus dem Zimmer.

Weihrauch wußte noch immer nicht recht wie ihm geschah.

Die Cigarre war ihm ausgegangen . . . aber . . . sein gottvoller Humor nicht. Als er sich daher jetzt noch einmal der Anerbietungen, Bemühungen und Höflichkeiten des sonst so habsüchtigen, ängstlichen und zudringlichen Juden erinnerte . . . und . . . die sechs Goldstücke, die ihm Loeb Günzburg geradezu aufgedrungen, vor sich auf dem Tische liegen

sah . . . da öffnete die alte Jovialität wieder alle ihre Schleusen und mit dem Ausruf: „O Himmel! was doch das Geld thut!“ — brach er in ein lautes tolles Lachen aus.

Rasch und ohne Skrupel strich er jetzt die Füchse ein und wollte sich noch unterwegs krank lachen.

Eine phrenologische Vorlesung.

Der Abend war herangekommen. Er brachte heute für das Städtchen eine doppelte Aufregung: einmal gab es jetzt in ihm keine lebende Seele mehr, die nicht von dem unbändigen Glück des Auscultator Weihrauch erschüttert gewesen wäre — sei es nun durch Freude, Theilnahme, Neugierde, Aerger, Neid oder die süße Hoffnung, jetzt endlich zu seinem Gelde zu kommen, — und dann ... durch die phrenologische Vorlesung, die Professor Wirrwatz für heute angekündigt.

Es war die dritte seiner Vorlesungen und ... es grassirte im Städtchen bereits ein wahres „Phrenologenfieber."

War das ein Wunder? Hatte dies Fieber nicht schon längst selbst die Bewohner großer Städte angesteckt? dort freilich war es zumeist verflogen; ... aber die Krankheit hatte sich jetzt, wie die Cholera, von den Städten auf's Land geworfen.

Fieber ist eine, durch das Kranksein des Gefäßnervensystem bedingte, Veränderung in der Gefäßthätigkeit. Die Natur bedarf aber von Zeit zu Zeit solcher Ver-

änderungen in der Gefäßthätigkeit so gut bei den einzelnen Menschen, als bei einer — so zu sagen zu einem Körper zusammengewachsenen — größeren oder kleineren Population. Individuen oder ganze Bevölkerungen müssen, soll das Leben frisch bleiben, von Zeit zu Zeit tüchtig geschüttelt werden.

Ist die Krankheit übernuppt . . . kommt die Gesundheit desto schöner zu Tage, und . . . Alles geht wieder gut.

Wer hat diese Erfahrung noch nicht gemacht? Wer kennt solche, die Einwohnerschaft ganzer Städte und Länder erfassenden Rasereien nicht, z. B.: das „Weiße-Senfsamen-Fieber," das „Morisson'sche-Pillen-Fieber," das „Tischrückfieber," das „Werther-Fieber," das „Kopfhäng-Fieber," das „Actienschwindel-Fieber," das „Bauwuth-Fieber" und dergleichen mehr.

Die Krankheit durchläuft alsdann drei Stadien: 1) den Zeitraum der Zunahme, welcher mit dem Eintritte des Fiebers beginnt und das Schlimmerwerden der Krankheit bezeichnet; 2) den Zeitraum der Höhe (der besonders beim „Revolutions-Fieber" gefährlich ist), wo das Fieber den stärksten Grad der Heftigkeit erreicht hat; und, 3) den Zeitraum der Abnahme, in welchem die Heftigkeit der Krankheit nachläßt, und die sogenannten „Krisen" zum Vorschein kommen.

Die Einwohnerschaft unseres Städtchens befand sich dermalen im Zeitraum der Höhe des „Phrenologen-Fiebers", d. h. in der leidenschaftlichsten und hitzigsten Begeisterung für Wirrwatz und die Phrenologie.

Die Symptome waren unverkennbar: Gänsehaut und kurzer Frost beim jedesmaligen Eintreten in den Saal und bei dem Anblick der mit gypsernen Schädeln und Köpfen von Dieben, Mördern, römischen Kaisern und Giftmischern garnirten Tribüne; . . . beschleunigter Puls während der Vorlesung und bei dem Gedanken an den eigenen Schädel und Hitze, höchste Aufregung, sogar tolle Phantasien, die sich oft in wahnsinnigem Geschwätz äußerten, so bald die Vorlesung vorüber und man den Saal verließ. Ja das Fieber war jetzt eben in dem Städtchen so arg, daß Niemand mehr vor Kopfbetastungen sicher war: weder die Männer bei ihren Frauen, noch die Jünglinge bei ihren Geliebten. Es grassirte wirklich eine wahre Tastwuth, die so weit ging, daß, wenn sich zwei Menschen begegneten, oder zwei Freundinnen besuchten, sie schon von weitem die Finger krampfhaft grallten. Man konnte wörtlich sagen: Professor Wirrwatz habe es so weit gebracht, daß sich jetzt in dem sonst so friedlichen Städtchen — Alles in den Haaren liege!

Eine solche Höhe konnte das „Phrenologen-Fieber"

freilich nur an einem kleineren Orte erreichen, wo irgend eine auffallende Lebenserscheinung, sofort das allgemeine Interesse ganz, ungetheilt und mit der Frische der Neuheit in Anspruch nimmt, und alle Einwohner sich an der Erscheinung mehr oder weniger betheiligen.

Zur Zeit des Tischrückens gab es in dem Wohnorte Weihrauchs keinen einzigen Tisch mehr, der nicht getanzt hätte: von dem zierlichen Nähtischchen der Frau Oberamtmann an, bis zu den schweren eichenen Wirthstischen im „goldenen Hasen."

In großen Städten freilich zersplittern sich die Interessen zu viel, . . . ist die Zerstreuung zu groß, . . . die Blasirtheit zu allgemein, um die compacten Massen in's Fieber zu treiben . . . die Krankheits-Erscheinungen der Art bleiben dann immer mehr sporadisch, während zugleich auch noch der Geist des Wiederspruches und der Spott jener sündhaften, an gar nichts glaubenden Rotte — die namentlich in großen Städten wie giftiges Unkraut wuchert — niederdrückend wirken.

Indeß der Oppositions-Teufel unseres Jahrhunderts hatte auch in unserem Städtchen längst seine Drachenzähne ausgesät; und so fanden denn auch Wirrwatz und seine phrenologischen Ansichten Gegner genug. Schon nach der ersten Vorlesung war der ganze Ort in zwei feindliche Lager getheilt, und es fehlte nicht viel, so hätten sich hier Scenen ereignet, wie in den Kämpfen der

Welfen und Ghibellinen, der weißen und der rothen Rose, der Montague und Capulets. Wirklich schwebten mehrere Ehen in Gefahr, sich aufzulösen, da die Männer an den Köpfen ihrer Weiber ungeheure Ausbildung des Verheimlichungs-Organes, die Weiber aber an den Männerköpfen noch ganz andere Dinge entdeckt zu haben glaubten. Selbst der Kuhhirte hatte sein Weib bald todtgeprügelt, weil sie — wie sie es bei anderen Frauen gesehen hatte — den Schädel des Stadtochsen betastete. Der Kuhhirte meinte dabei: das sei Sünde, denn der Stadtochse sei nur ein Vieh; . . . das Weib aber behauptete: was der Herr Amtmann bei den Menschen, das sei der Stadtochse bei den Thieren — der Herr und die Obrigkeit — und so müsse sein Schädel so gut Auswüchse haben, als der des Amtmanns.

Indeß trugen diese Kämpfe und Spaltungen nur dazu bei, daß die Vorlesungen des Professor Wirrwatz um so mehr besucht wurden; da beide Partheien die Waffen zu ihren Siegen aus dem Vortrage des guten Mannes zu schmieden hofften.

Der Saal, welchen die Bürgergesellschaft dazu hergegeben, und zwar auf Befürwortung ihres Vorstandes, des Herrn Beißler, der ein enragirter Verehrer der Phrenologie war — drohte auch heute wieder überfüllt zu werden, . . . und zwar heute unfehlbar um so mehr, als die große Neuigkeit: Auscultator Weihrauch habe

in der Frankfurter Stadt-Lotterie den großen Preis von 100,000 Gulden gewonnen, Alles in die höchste Aufregung versetzt hatte. — Es hieß sogar gegen Abend: auch noch die Prämie dazu, also 250,000 Gulden! —

Schon eine Stunde vor Beginn der Vorlesung war daher der Saal gefüllt. Aber heute übten selbst die gypsernen Schädel und Köpfe ihren Einfluß nicht aus. Die große Tagesneuigkeit absorbirte für den Moment selbst das Interesse an der Phrenologie.

Himmel! gab es da zu fragen! . . . zu schwätzen! . . . zu erkundigen! . . . seine Verwunderung, sein Staunen mitzutheilen! . . . Auscultator Weihrauch!! der Leichtfuß!! . . . Aber! . . . er war doch ein schöner und gar lieber Mann! — Was wird er jetzt machen? . . . Wird er heirathen? . . . Wird er seine Schulden bezahlen? . . . Wen wird er heirathen? . . . Er wird doch jetzt zu stolz sein, Beißlers Anna zu nehmen, nachdem ihm der Vater, so lange er nichts hatte, die Thüre wies?

„Er soll heute Morgen ein Frühstück für hundert und fünfzig Gulden gegeben haben!"

„Ja, es sollen an dreißig Flaschen Champagner getrunken worden sein!"

„Ich glaube, daß er jetzt den Staatsdienst aufgiebt und nach Frankfurt zieht."

„Es wäre doch schlecht, wenn er die Anna Beißler jetzt sitzen ließe."

„Warum?"

„Sie hat ihn immer sehr gern gehabt."

„Aber nicht genommen!"

„Weil der Vater es nicht litt!"

„Der Pfennigfuchser!"

„Er beißt sich ja fast vor Geiz die Finger ab!"

„Seht Ihr dort des Doctors Gretchen?"

„Ja! Himmel! wie die sich geputzt hat."

„Merkt Ihr nichts?"

„Wegen dem Auscultator?"

„Natürlich!"

„Sie hat den ganzen Tag hinter den Fenstervorhängen gestanden, um ja nicht zu verpassen, wenn Weihrauch vorübergehe."

„Und als er die Straße entlang kam . . ."

„Nun?"

„Riß sie das Fenster auf und lächelte dem Herrn Auscultator so süß zu . . ."

„Woher weißt Du's?"

„Von Bergraths Lottchen . . . die wohnt ja gegenüber."

„Und stand wohl auch am Fenster . . ."

„Die?"

„Nun warum?"

„Die ist ja so stolz! Ich glaube sie wartet auf einen Baron oder einen Frankfurter Bankiers-Sohn! Die, und ein Auscultator? Sie schien ja Weihrauch bis dahin gar nicht zu bemerken."

„Aber jetzt ist's anders! Hundert oder gar zweimalhunderttausend Gulden."

„Es ist ein unerhörtes Glück! Bei Gott! ich würde den Auscultator gleich nehmen."

„Wie pfiffig! Meinst du wir nicht?"

Das Gespräch verstummte, denn die Frau Dekan — fünf heirathsfähige Töchter im Schlepptau, wovon jede einzelne auffallender als die Andere geputzt und überladen war — schob sich eben mit Mühe der Saalthüre herein.

Alles steckte die Köpfe zusammen, lachte und kicherte: konnte sich doch Jedermann denken, warum heute gerade die „Dechanei-Küchelchen" in vollkommenem Sonntagsstaate erschienen.

Auch die Gruppe junger Mädchen, die vorhin so eifrig mit einander gesprochen, hatten jetzt wieder eine herrliche Veranlassung ihren Zünglein freien Lauf lassen.

Einsam . . . unbeachtet . . . fast wehmüthig blickten die Gypsköpfe auf die Versammlung. Es traf sie kein Blick, . . . es verlautete kein Wort über sie! Welch' ein Verrath an ihnen! an der Phrenologie!

Der Kopf der Giftmischerin Gottfried sah' ordentlich gespenstisch drein!

Ja! wenn auch nur eine einzige der anwesenden Personen ein einzigesmal nach den weißen und gelblichen Köpfen geblickt hätte — wie sonst — sie würden zu ihrem Entsetzen bemerkt haben, wie sich die Köpfe selbst über die heutige Theilnahmlosigkeit der Versammlung bedenklich schüttelten.

Was doch das Geld thut!

In diesem Augenblick traten neuerdings zwei Männer ein: es waren Bergamts-Candidat Frisch und Grubenbesitzer Springfuß.

Beide schienen in ein eifriges Gespräch verwickelt zu sein.

„Bergamts-Candidat!" — sagte jetzt der Grubenbesitzer — „ich glaube der Champagner von heute Morgen wirkt in Deinem Kopfe noch etwas nach."

„Keineswegs!" — entgegnete Frisch mit heiterer Miene. — „Ich sage Dir, als der alte schäbige Geizteufel, der Beißler, hörte, daß Weihrauch so fameuse-gewonnen habe, war er wie vernichtet. Erst freilich wollte er es nicht glauben."

„Woran er wohlthat!" — brummte der Grubenbesitzer vor sich hin.

„Als er aber die Geschichte von allen Seiten bestätigen hörte," — fuhr Frisch fort — „da wollte ihn der

Aerger darüber, daß er Weihrauch die Hand seiner Tochter bis dahin verweigert, fast umbringen."

„Der Jammermensch!"

„Ich hätte mich über seinen Zorn todtlachen können. Plötzlich ward er still . . . ein tiefes Nachdenken kam über ihn. Dann rannte er mit einemmal fort, als ob es hinter ihm brenne."

„Und warum?" — frug der Grubenbesitzer höhnisch. — „Er wird sich doch im Aerger kein Leids angethan haben?"

„Nein, gewiß nicht!" — rief Frisch lustig — „da hätte er sich ja von seinen Thalern trennen müssen!"

„Nun! und was that er denn?"

„Er lief auf die Straße und zu Jedermann, der ihm entgegenkam, und sprengte in seiner Verzweiflung selbst aus: seine Tochter sei mit dem Herrn Auscultator Weihrauch schon seit vierzehn Tagen Braut."

„Bergamts-Candidat!" — rief Springfuß! aber der Grubenbesitzer mußte sich zu gleicher Zeit die Seiten halten, um nicht vor Lachen zu ersticken.

„Was giebt's?" — frugen erstaunt die Nachbarn rechts und links.

„O! nicht's Besonderes!" — entgegnete Bergamts-Candidat Frisch mit lauter Stimme —„Fräulein Anna Beißler ist seit vierzehn Tagen Braut mit dem Herrn Auscultator Weihrauch!"

„Was?“ — riefen hier zwei oder drei ältere Damen, die in der Nähe des Bergamts-Candidaten saßen — „unmöglich! das müßten wir wissen . . .“

„Und doch ist es so!“

„Wer hat es Ihnen denn gesagt, Herr Bergamts-Candidat?“

„Der alte Beißler selbst, Frau Ober-Inspector.“

„Der alte Beißler selbst?“ — wiederholten die drei Damen wie aus einem Munde.

„Der alte Beißler selbst!“ — bestätigte Frisch.

Drei Minuten später machte sich im ganzen Saale eine Bewegung kund, wie die ist, wenn das Wasser in einem Theekessel in's Kochen kommt. Alles ward unruhig, die Köpfe — nicht die Gypsköpfe, sondern die Menschenköpfe, — bewegten sich hier und dorthin. Es schien als ob die Menge Wellen schlage und Blasen aufwerfe. Auch ein wunderbares Summen ließ sich vernehmen, das fast wie das Singen eines Theekessels lautete, dessen Grundton aber der hundertfach wiederholte Ausruf war: „Beißlers Anna ist Braut mit dem Auscultator Weihrauch! Der Alte hat es selbst verkündet.“

Aber das war nun an diesem wunderlichen Abend wieder für viele Mütter- und Töchtergesichter, als ob ein Gewitter über Milchtöpfe zöge . . . sie wurden sauer! Vor allen diejenigen der Glucke aus der Dechanei mit ihren fünf Küchelchen.

Andere freilich heiterten sich desto schöner auf: denn Anna war ein gutes und braves Mädchen und allgemein beliebt. Sie litt dabei, als einziges Kind, gar viel unter dem widerwärtigen Geitze ihres Vaters, und ihre Freundinnen wußten, das ihr das Herz fast brach, weil dieser den Auscultator ausgeschlagen.

Plötzlich tritt sie selbst, geführt von ihrem Vater, in den Saal.

Das war nun freilich nichts Besonderes; denn Papa Beißler und Anna, die beide zu den größten phrenologischen Enthusiasten gehörten, versäumten keine Vorlesung. Beißler hatte ja nicht nur freien Eintritt, da er Vorstand der Bürgergesellschaft war, — Wirrwatz hatte auch seinen Kopf so sehr nach seinem Sinn bestimmt, daß der Alte jetzt nicht höher als bei Wirrwatz und der Phrenologie schwur.

Aber warum sind Vater und Tochter heute im vollem purem Sonntagsstaate? ... die ganze Versammlung hat darauf nur eine Antwort: die Sache mit Weihrauch muß richtig sein!

Und wahrhaftig! . . . er nimmt von allen Seiten die Glückwünsche der Freunde an . . .

„Bergamts-Candidat!" — ruft der Grubenbesitzer, dem — da er ja in den Witz Sommers eingeweiht ist — der Kopf schwindelt und kalter Schweiß auf die Stirne

tritt. — „Bergamts-Candidat! . . . um des Himmels Willen . . . aber . . .“

„Aber was denn!“ — ruft jener überglücklich.

„Aber an der ganzen Sache . . .!“

„Hab' ich meine Herzensfreude!“ — sagt Frisch. — „Weihrauch ist — bei all' seinem Leichtsinn — ein ächter braver Kerl. Ich gönne ihm sein doppeltes Glück!“

„Aber . . .“

Der Grubenbesitzer verstummt, denn der Bergamts-Candidat hat ihn verlassen und sich zu Papa Beißler gedrängt, dem Alten und der Tochter zu gratuliren.

Papa Beißler glänzt vor Freude, und da er an nichts denkt, als an die Hunderttausend Gulden, die der Auscultator gewonnen haben soll, so antwortet er auf des Bergamts-Candidaten: „Gratulire, gratulire, Herr Beißler! haben sich da einen prächtigen Schwiegersohn gewählt, . . . einen Mann von Herz und Verstand. Ich schätze mich glücklich sein Freund zu sein.“

„Ja! Hunderttausend Gulden!“ — — — — —

Und Anna?

Die arme Anna, sie weiß nicht wie ihr geschieht!

Sie ist von allem, was sie seit drei Stunden gehört und gesehen, noch so überrascht; . . . es deucht ihr alles noch so unglaublich; . . . der Vater hat sie mit seiner merkwürdigen Umgestaltung so übertäubt, daß sie zwischen Freude und Schreck, zwischen Angst und Seligkeit,

zwischen Lachen und Weinen schwebt. Hier im Saale schlägt sie nun gar der Platzregen der Glückwünsche fast vollständig nieder. Das arme Kind vermag' ja nicht zu sich selbst zu kommen!

Aus ihrer bisherigen Trostlosigkeit in alle ihre geträumten Himmel gerade durch denjenigen hineingeschleudert, der bisher sieben Schlösser vor deren Eingangspforten gelegt, . . . ist es ihr immer, als müsse sie sich täuschen, . . . als müsse sie falsch gehört haben, und der Vater meine einen Anderen, als Weihrauch, den Geliebten ihres Herzens.

Und doch hört sie von allen Seiten und bei allen Gratulationen . . . Weihrauch, . . . Weihrauch, . . . Weihrauch!

Daß die Gypsköpfe da oben auf der Tribüne nicht auch: „Weihrauch!" rufen ist wahrlich ein Wunder. Gar manchen von ihnen war im Leben und im Originale „Weihrauch" doch auch etwas Ersehntes.

Aber es schlägt sieben Uhr, . . . die Vorlesung soll beginnen . . . Professor Wirrwatz zeigt sich im Hintergrunde; zugleich aber tritt der Mann des Tages Auscultator Weihrauch, begleitet von seinem Freunde Sommer, ein.

Die Bewegung der Gemüther, die Spannung, die Neugierde, die allgemeine Aufregung im Saale haben ihren Höhepunkt erreicht.

Professor Wirrwatz.

Jetzt war die Situation für die im Saale der „Bürgergesellschaft" Versammelten eine wahrhaft vertrakte!

Die Vorlesung sollte beginnen. Das „Phrenologenfieber" fing auch wirklich an, sich wieder zu regen; aber die Neugierde, die Gespanntheit, die Aufregung in der Weihrauchischen Angelegenheit war zu groß, um es zum vollen Ausbruche kommen zu lassen. Die meisten der Anwesenden saßen da, wie Kinder, welchen von der einen Seite her das schönste Obst, von der anderen eine Hand voll Confect geboten wird. Sie schielen nach beiden; . . . wissen nicht, wohin sie zuerst greifen sollen, . . . und . . . hätten am liebsten Obst und Confect zugleich.

Auch der edle Wirrwatz war über die ungewöhnliche Zerstreutheit und Unruhe in seinem Publicum ganz verblüfft; da er aber — als ächter deutscher Stockgelehrter — in seinem Gehirne für gar nichts anderes Platz hatte, als für sich und seine Wissenschaft, so bezog er auch die Bewegung seiner Zuhörer auf diese beiden edlen Dinge.

„Die Bombe wird platzen!“ — murmelte er daher wohlgefällig vor sich hin, indem er, die Hände reibend, hinter der Tribüne auf- und abging. — „Der Beifallsturm meiner Verehrer wird einen Gegensturm meiner Neider hervorrufen. Aber das thut nichts! Reibung muß sein. Alle großen wissenschaftlichen Entdeckungen brachen sich nur durch die erbittersten Kämpfe Bahn.“

Ein stolzes, sieggewisses Lächeln schwebte dabei über seine Züge, während er jetzt mit seinen zehn dürren Fingern in der Luft eine Bewegung machte, als wolle er Clavier spielen. Aber es war dies nur eine ihm stets eigenthümliche Fingerübung, die vom vielen Betasten der Köpfe herrührte.

Warum war doch kein Maler da, die köstliche Erscheinung in diesem Momente aufzufassen und wiederzugeben?

Denn in der That: Wirrwatz war eine köstliche Persönlichkeit ... und ... ein Original dazu ... eine hohe schlanke, spindeldürre Figur, bei deren Anblick einem stets die Furcht ankam, der lange, etwas übergebeugte Oberkörper könne jeden Augenblick in der Gegend der Beine abbrechen und zur Erde fallen. Auch die langen Arme und die im Verhältniß noch längeren und dürreren Finger hatten etwas Beängstigendes, zumal sie bei ihren Bewegungen den Armen und Greiffasern eines riesigen Polypen glichen und stets die Nei-

gung zeigten, die Köpfe Anderer zu erfassen und phrenologisch zu bearbeiten.

Das Auffallendste an Wirrwatz aber war sein eigener Kopf — er hätte ihn selbst für sein Leben gern unter seinen Gypsbüsten gehabt — ein Kopf zum erschrecken, wegen der grauen, borstig und verwirrt aufsteigenden Haare und den großen leuchtenden und unstäten Augen . . . und . . . doch wirklich schön und bedeutsam in seiner Form und Knochenbildung. Himmel! welche reizende Ausbildung des Kampfsinnes, der Beifallsliebe, des Selbstgefühls, der Idealität; . . . welche wirklich schöne Wölbung der Stirne, mit den Anzeichen eines gewaltigen Vergleichungs- und Schlußvermögens!

Wären nur die Züge seines Gesichtes — wenn gleich Milde verrathend — nicht so tief geschnitten und fast ängstlich verzerrt gewesen; aber sie kündeten ebenso entschieden ein Leben voll Kampf, Schmerz und Entsagung, als die ruhelosen Blicke der Augen und das ewige Zucken der Gesichtsmuskeln eine namenlose innere Unruhe. Wirrwatz war dabei ein wahres perpetuum mobile. Er konnte einen ruhigen Menschen schon durch sein ewiges Hin- und Herlaufen — es glich auf ein Haar den Bewegungen eines, in einen Käfig gesperrten, Raubthieres — zur Verzweiflung bringen.

Aber gedulden wir uns auf seine nähere Bekanntschaft, die heute doch nicht mit Ruhe gemacht werden

kann, da sich im Saale noch immer keine Ruhe geben will.

„Glück auf!" — ruft der Bergamts-Candidat eben dem herantretenden Weihrauch halblaut zu, der mit Sommer in fröhlicher Weinlaune eintritt. — „Mensch! Du bist der Liebling der Götter geworden!"

Die beiden jungen Auscultatoren lachen unbefangen. Sie denken: es ist der alte Witz von dem Morgen.

„Ich werde mein Glück bis morgen überleben können!" — meint der Auscultator mit einem sarkastischen Blick auf Sommer. — „Es ist mir fast wie ein Traum, und Du weißt, Träume sind Schäume!"

„So sage ich wie ein Stammbuchsblättchen: träume glücklich!" — rief Frisch. — „Und das kannst Du wahrlich in den Armen der Liebe!"

„Der Liebe?" — wiederholte Weihrauch — „willst Du meiner spotten?"

„Im Gegentheil! ich beneide Dich, glücklicher Bräutigam."

„Bergamts-Candidat!" — rief Weihrauch — „geh' nach Hause und schlafe Deinen Champagnerdusel aus."

„Warum?"

„Weil Du mich für einen Bräutigam ansiehst!"

„O! diese Verstellung!"

„Ich wollte, es wäre eine."

„Mensch! das ganze Städtchen weiß es ja!"

„Was?"

„Daß Du, Heimtücker, seit vierzehn Tagen Anna's Bräutigam bist."

„Ich glaube Du bist toll!"

„Nun, dann bin ich es wenigstens nicht allein!" — sagte Frisch jetzt halb verdrossen — „denn das ganze Städtchen, alle hier Anwesenden, wissen es!"

Auscultator Weihrauch bemerkte jetzt in der That, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren . . . nur zwei nicht, die in gränzenloser Verlegenheit vor sich hinblickten. Von allen Seiten nickte man ihm dabei ungemein freundlich zu. Starr vor Staunen stand aber Weihrauch; als dies nun gar auch Papa Beißler aus der Ferne that, . . . er, der ihm bis dahin immer mit finsteren Mienen ausgewichen, und kein Wort mit ihm gesprochen.

„Was soll das heißen?" — dachte der junge Mann, während ihm der Witz jetzt wirklich unheimlich zu werden anfing.

In demselben Augenblicke lehnte sich Grubenbesitzer Springfuß zu ihm und Sommer herüber und theilte Beiden den Hergang der Sache flüsternd mit.

Die Augen Weihrauchs wurden immer größer, wie der Ausdruck des Staunens in seinen Zügen.

„Und der alte Beißler hat die Nachricht *selbst* ausgesprengt, daß ich der Bräutigam seiner Anna sei?" —

frug jetzt Weihrauch leise und mit dem Tone des größten Zweifels.

Frisch, Springfuß und mehrere andere Herren, die jetzt zu Weihrauch herantraten und ihm ebenfalls als Bräutigam Glück wünschten, bestätigten es. Selbst der Herr Ober-Amtmann — der, nebst seiner Ehehälfte, als höchste Regierungsgewalt und vornehmste Person im Städtchen, stets erst dann in die Vorlesungen kam, wenn der Saal gefüllt war und seiner und seiner Gattin Hindrängen nach den vorderen, für sie aufgehobenen Plätzen recht viel Aufsehen machte — selbst der Herr Ober-Amtmann und die Frau Ober-Amtmännin gratulirten ihm jetzt im Vorbeistreifen als Anna's Verlobten.

Weihrauch stand ganz starr vor Staunen. Auscultator Sommer aber stand hinter seinem Rücken, hielt das Schnupftuch vor den Mund und lachte so furchtbar, daß — da er doch den Ton verhalten mußte — sein Gesicht kirschroth wurde und die Thränen aus seinen Augen drangen. Ein gottvollerer Witz, als der heutige mit den Lotteriebriefen, war ihm ja in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, und ... schlechte Witze hatte er doch wahrlich schon auf der Universität genug gemacht. Ihn amüsirte hier aber vor allen Dingen die gränzenlose Erbärmlichkeit der Menschen! Wie zeigten sich diese armseligen Tröpfe jetzt so freundlich, so liebevoll, so entgegenkommend gegen sei-

nen Freund, da sie ihn vermögend glaubten; ja wie krochen sie vor ihm im Staube, seitdem er — ihrer Meinung nach — Geld hatte!

Im Entzücken aber schwamm Sommer bei dem Gedanken: an den kanibalischen Aerger und die tiefe Beschämung, die morgen alle diese kleinen Seelen ergreifen würden, wenn er — seinen Freund zu rechtfertigen — offen mit dem Bekenntnisse seines tollen Streiches auftreten werde.

Ihm lag dann „den Teufel viel" daran, ob man über ihn schimpfe und raisoniere oder nicht!

Weihrauch war es indessen jetzt doch nicht ganz angenehm zu Muthe. Er, der flotte lustige, der Universität und ihren Tollheiten kaum entsprungene junge Mann, hatte zu dem Witze den Sommer gemacht, den ganzen Tag über gelacht. Es war eben einmal wieder ein rechter Studentenstreich! Aber jetzt — wo seine Liebe, wo Anna mit in's Spiel gezogen wurde, — schien ihm doch der Witz ein Ende nehmen zu müssen.

Er war doch zu ehrenhaft, — so erbärmlich sich auch der alte Beißler benommen — um Anna's Hand einem Betruge mindestens einer Täuschung verdanken zu wollen. Sein Entschluß war daher rasch gefaßt: „Bis daher und nicht weiter!" — sagte er in sich, und wollte eben den Nächststehenden mit heiterer Miene die ganze

Sache aufdecken, als Wirrwatz auf die Tribüne trat und die Vorlesung begann.

Aber es wollte heute nicht recht flecken!

Die Weihrauchische Angelegenheit — in dem kleinen Städtchen von welthistorischer Bedeutung — hatte auf die jungen unverheiratheten Mädchen, auf sämmtliche Väter und Mütter heirathsfähiger Töchter, auf alle Diejenigen, die sich noch im Besitz unbezahlter Weihrauchischer Rechnungen oder diverser von dem Auscultator ausgefertigter Schuldscheine befanden, wie Chinin gewirkt: ihr Phrenologenfieber setzte aus ... obgleich dafür jetzt etwas anders in ihnen fibrirte.

Professor Wirrwatz freilich konnte dies nicht ahnen.

Mit dem ganzen Feuer der Begeisterung für seine Sache — man konnte in der That sagen: Wirrwatz war die verkörperte Phrenologie selbst ... er lebte ja nur in ihr und durch sie — trug er auch heute sein Thema vor.

Die langen Arme und Grifffasern seiner Finger flogen beständig über die Büsten hin und her, bald den einen, bald den anderen Diebs- oder Mörderschädel ergreifend, den er dann mit den langen dürren fünf Fingern umspannend, auf Secunden in die Höhe hielt, um die Ausbildung der betreffenden Organe zu zeigen; die aber freilich bei der Schnelligkeit der Gesticulationen und der Entfernung keine Seele erkennen konnte.

Wirrwatz lief dabei im heiligen Eifer — er erörterte eben die Frage: ob das Maß der Willensfreiheit des Menschen mit seiner geistigen und sittlichen Bildung im gleichen Verhältnisse stehe? — wie ein bengalischer Tiger hinter dem Gitter seiner Gypsbüsten hin und her. Nervenschwache weibliche Naturen mußten dabei freilich ihre Augen schließen, da sie das Hin- und Herrennen und die Furcht, Wirrwatzens Oberkörper möchte plötzlich abbrechen und auf der einen Seite der Tribüne herunterfallen, während die Beine nach der anderen liefen, sie einer Ohnmacht nahe brachten. Auch die Frau Ober-Berginspector Ammenmeister schloß die Augen, da sie schwanger war, und der Herr Ober-Berginspector fürchtete, sie möchte ein Kind mit einem Todtenkopf statt mit einem menschlichen Gesichte gebären. Und der Mann hatte mit Recht Furcht vor leeren Schädeln. Wußte er doch zu beurtheilen, was es heiße: einen solchen zu besitzen.

Wirrwatz aber sprach unterdeß — trotz allem Hin- und Herrennen, Zucken seiner Gesichtsmuskeln und Flankieren seiner Arme — ganz gut . . . nur zu rasch . . . zu hoch im Ton . . . zu stoßweise.

„Sind aber" — rief er jetzt, indem er maschinenmäßig erst den Schädel des Vitellius, dann jenen Schillers und endlich den des Nero ergriff und secundenlang in der Luft balancirte — „sind aber von den Vor-

theilen, welche man sich von der Kenntniß der Phrenologie versprechen darf, nicht die Fälle des Verbrechens ausgenommen? Wenn ein Mensch einen Hang zum Diebstahl hat, wird er sich nicht, wenn er gestohlen, auf seine Organisation als die Ursache seines Vergehens berufen können?"

Wirrwatz stülpte hier den Schädel Nero's wieder auf den Tisch. Rannte von einem Ende der Tribüne zum andern und fuhr dann fort:

„Man kann diesen Einwurf durch eine Gegenfrage widerlegen. Was wird der Richter dem Todtschläger antworten, welcher sich auf sein heftiges, aufbrausendes Temperament als die Ursache seiner unglücklichen That beruft? . . . „Du sollst deinem Temperament nicht die Herrschaft über dich einräumen!" Allein gehen wir noch etwas näher auf die Frage der Willensfreiheit ein, vergleichen wir die beiden Fälle der Nichtkenntniß und der Kenntniß der Phrenologie beim Hang zu irgend einem Vergehen, z. B. zum Diebstahl, mit einander. Ein Mensch hat diesen unglücklichen Hang und kennt die Natur seines Geistes nicht; denken wir uns in seine Seele: was wird seine Empfindung, was sein Schicksal sein? Er wird gegen den Hang ankämpfen und vielleicht Sieger bleiben. Wenn er aber trotz aller Anstrengungen in dem Kampfe mit sich unterliegt, so wird er seinen inneren Menschen vom Laster durchdrungen,

gleichsam vom Bösen besessen halten, und das Aufgeben seiner selbst, die Verzweiflung, wird die Folge sein; wie dies bekanntlich das gewöhnliche Schicksal jener Unglücklichen ist. Denken wir uns im anderen Fall in die Seele eines mit demselben Hang behafteten Menschen, welchem die Organisation des Geistes wohl bekannt ist, was ist sein Geisteszustand? Er weiß, daß nicht sein ganzer Geist dem Laster verfallen ist, sondern daß nur einige Geisteskräfte in ihm allzustark sind; er weiß, daß ein jeder Mensch größere oder geringere Charakterschwächen hat, gegen welche anzukämpfen seine Aufgabe ist, wenn auch freilich die Natur dem einen Menschen die Aufgabe der Tugend leichter, dem andern schwerer gemacht hat; er weiß, — und dies ist als naturwissenschaftliche Anschauungswahrheit von der höchsten Wichtigkeit! — daß, wie der Arm, täglich geübt, stärker, und nicht geübt, schwächer wird, so die Gehirnorgane der Geisteskräfte durch beharrliche Uebung stärker, durch beharrliches Nichtüben schwächer werden; er weiß also, daß, wenn er seine höheren Sinne zur Bekämpfung seines Hanges beharrlich zu Hülfe ruft, keine Anstrengung für ihn verloren ist, sondern jede ihn einen kleinen Schritt seinem Ziele, die Harmonie unter seinen Geisteskräften herzustellen, näher führen muß. Fürwahr! der Muth

des Menschen in diesem zweiten Fall zur Bekämpfung seines Lasters muß ein weit stärkerer, die Hoffnung des endlichen Sieges eine weit größere, mit einem Wort, seine Willensfreiheit durch seine Kenntniß der Phrenologie eine weit minder beschränkte sein!" — Wirrwatz hielt inne. Es zuckte in diesem Momente ein Blick voll Geist aus seinen Augen: ein Siegesblick. Dann grallte sich die Hand auf dem Kopfe Caesar's zusammen und er fuhr fort:

„Wie aber, wenn der Mensch gleichwohl seinen Hang nicht überwindet?"

„Dann zeigt er, daß er, einem unvernünftigen Kinde gleich, nicht auf der Stufe der sittlichen Freiheit mit den übrigen Menschen steht und so nicht verdient, als ebenbürtiges Glied unter die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er wird daher wie ein ungezogenes Kind in Aufsicht genommen und unter Maßregeln gestellt, welche seine schwachen moralischen Sinne zu unterstützen und ihn zu bessern hoffen lassen. Freilich ist diese Besserung, wenn ein erwachsener Mensch — geistig oder sittlich — noch ein Kind ist, sehr schwierig. Daher legt die Phrenologie so hohen Werth auf die frühe, ja früheste Erziehung, auf die Bildung des Geistes und des Gehirns, wenn sich diese noch im Zustande der größten Bildungsfähigkeit befinden. So groß auch der Geistesunterschied der Menschen ist, so möchte doch — den

vollen Blödsinn ausgenommen — kaum ein Mensch mit so ungünstiger Bildung geboren werden, daß er nicht durch Erziehung so weit herangebildet werden könnte, um wenigstens als Mensch in der menschlichen Gesellschaft zu stehen."

Wirrwatz hielt hier inne. Er hatte mit solcher Begeisterung und in solcher Erregung gesprochen, daß ihm die Nase zu bluten anfing.

Er mußte die Tribüne verlassen und eine Pause entstand.

Aber nicht im Publikum! . . . denn dieses brach im Gegentheil, als ob es auf einen solchen Zwischenfall mit Sehnsucht gewartet, wie mit einem Zauberschlag und gleich einem lang gehemmten Bach, der plötzlich den engenden Damm durchbricht und mit der Freude der Erlösung rauschend hinausströmt, in ein chaotisches Geschwätz aus.

Wirrwatz vergoß draußen sein edles Blut; aber innen hatte ein vollständiger Wirrwarr Platz gegriffen. Alles sprach, rief, flüsterte durch einander — hier im phrenologischen, dort im Neuigkeitsfieber; — aus dem ungeheueren Wogenschwall des Geschwätzes aber — es war wirklich köstlich — tauchten für ein lauschendes Ohr nur Laute auf, wie: „O wie wahr!" — „Göttlich!" — „Unsinn!" — „Also doch die Anna?" — „Widerspricht ja völlig allen wissenschaftlichen Anschauungen!"

— „Wenn heirathen sie?" — „Und in der That hunderttausend Gulden?" — „Wo liegt das Mordorgan?" — „Aber er kümmert sich ja gar nicht's um sie?" — „Der alte Beißler ist doch ein Fuchs!" — „Sie müssen nur nach der Vorlesung den Schädel des Nero einmal genau betrachten!" — „O die Phrenologie, die Phrenologie, sie ist die Wissenschaft der Zukunft!" — „Sehn Sie nur Papa Beißler, er strahlt in Seligkeit!" — „Alle Phrenologen gehören . . ."

Hier trat plötzlich ein Schweigen ein. Ein neues Vorkommniß erweckte die ganze Spannung des Publikums und brachte alle phrenologische Unterhaltung in's Stocken.

Papa Beißler arbeitete sich nämlich mit Lebensgefahr zu dem Auscultator durch, — ihn schon von weitem mit wahren Liebesblicken verschlingend.

„Du wirst doch kein Narr sein!" — flüsterte Sommer seinem Freunde Weihrauch zu — „wenn sie Dir der Alte aufdrängt . . ."

„Er ist getäuscht . . . und . . . ich will seine Einwilligung nicht einer Täuschung verdanken!" — entgegnete, ebenfalls flüsternd, Weihrauch.

Frisch und Sommer stürmten zu beiden Seiten auf's Neue auf den Freund leise ein; . . . aber Weihrauch schüttelte mit dem Kopfe.

Jetzt endlich war Papa Beißler durchgedrungen.

Sein Gesicht glänzte vor Freude, und im Gefühle eines glücklichen Schwiegerpapa's dem jungen Manne seiner so unerwarteten Wahl beide Hände entgegenstreckend, rief er so laut, daß es der ganze Saal hören konnte:

„Ei, ei! mein lieber Herr Schwiegersohn warum kommen Sie denn nicht zu Ihrer Braut, meiner kleinen Anna. O! Sie sind ein charmanter Mann, aber gar zu bescheiden. Dürfen sich jetzt wohl öffentlich zeigen. Sind ja in meinem und Annas Herzen längst Braut und Bräutigam!"

„Aber Herr Beißler!" — hub hier Auscultator Weihrauch wirklich verlegen an.

„Ja, ja! ich weiß schon was Sie sagen wollen, verehrtester Herr Schwiegersohn!" — rief der alte Herr — „es ist wahr, ich habe Ihnen noch gar nicht zu Ihrem Glück in der Lotterie gratulirt. Aber das ist ja Nebensache. Den Menschen ehre ich in Ihnen, den Menschen ... und ... Anna hat ja ohnedem Geld!"

Sommer war am Ersticken.

„Mein Bester . . ." — hub Weihrauch wieder an.

„Wollen Sie nicht einmal mit zu Anna kommen?"

„Nur ein Wort . . ."

„Sie stirbt bald vor Sehnsucht!"

„Aber so hören Sie mich doch, Herr Beißler: ich muß Ihnen bekennen . . ."

„Daß Sie meine Tochter lieben und ohne sie nicht

leben können; . . . ich weiß es ja schon liebster bester Weihrauch, Sie haben mir es ja längst gesagt."

„Das nicht! aber Sie täuschen sich . . ."

„Gewiß nicht! O ich kenne das: Gleich und Gleich gesellt sich gern!"

„Ich besitze kein Vermögen . . . es ist alles . . ."

„Schickung des Höchsten!" — rief hier Papa Beißler strahlend, denn er sah' lange große Zahlenreihen in seinem Geiste. — „Aber wenn Sie auch keinen Heller Vermögen hätten, ich habe Ihnen nun einmal die Hand meiner Tochter zugesagt, und . . . so sind Sie mein Schwiegersohn!"

„Weihrauch!" — tönte es jetzt leise links und rechts von dem Auscultator, und Sommer und Frisch stießen ihn mit den Fingern so kräftig in die Seite, daß er bald aufgeschrieen hätte.

Jetzt aber zuckte auch etwas, das wie ein heiliger Zorn aussah', durch Weihrauchs Brust. War es nicht ein schändliches Spiel, das dieser eingefleischte Geizhals mit dem Lebensglück seiner eigenen liebenswürdigen Tochter und mit ihm spielte? Trat diese jammervolle Geldseele nicht eben wieder alle edlen Gefühle aus schmutziger Habsucht in den Staub?

Wirklich glich der gute Papa Beißler mit seinen hervorstehenden Augen in diesem Momente auf ein Haar einem Karpfen, der gierig nach einem fetten Wurme

schnappt, aber vor lauter Begierde die Angel nicht sieht, die unter dem Wurm verborgen ist!

„Kothseele!" — dachte Weihrauch, aber es blitzte rächend zugleich ein genialer Gedanke in ihm auf.

„Herr Beißler!" — sagte er mit einem halb verächtlichen Lächeln um den Mund — „ist es wahr, was Sie gesagt haben: nennen Sie mich Schwiegersohn und geben Sie mir Ihre Tochter Anna zum Weibe auch wenn ich keinen Heller Vermögen besitze?"

„Ja!" — rief der Alte lachend und rieb sich die Hände — „ja! hier sind ja Zeugen genug — Sie närrischer Kautz! Sie sind und bleiben mein lieber Schwiegersohn, auch ohne einen Heller Vermögen! Hi, hi, hi, hi!"

Und Papa Beißler wollte sich todtlachen.

„Das ist klassisch!" — rief Auscultator Sommer mit ausgelassener Freude die Hände vor der Brust zusammenschlagend.

Aber schon war auch Weihrauch — der jetzt seinen ganzen Humor wiedergefunden hatte, und, wie berauscht von Seligkeit, sein Herz dem unerwarteten Glücke öffnete, das es gefunden — dem Alten durch das Gedränge zu Anna gefolgt, die vor Aufregung, Scham, Erwartung und Angst bleich wie eine Leiche dasaß.

Aber das laut ausgesprochene Wort — „liebes Bräutchen!" und der innige seelenvolle Blick des Geliebten gab ihr noch zur rechten Zeit Leben und Bewußtsein zurück

Wirrwatz trat wieder auf.

„Wir haben uns!“ — flüsterte Weihrauch ihr nur noch mit einem innigen Druck der Hand zu, . . . dann . . . begann der Professor.

Er behandelte jetzt das Kapitel über den „Geschlechtssinn und die Kinder- oder Jungenliebe.“

Und wirklich, . . . es war überraschend, welche Aufmerksamkeit ihm jetzt das Publicum, trotz der mancherlei vorhergehenden Störungen, widmete. Außer Anna, Weihrauch und seinen Freunden war jetzt alles pure Phrenologie!

„Was man Geschlechtssinn nennt!“ — hub Wirrwatz zugleich mit der bengalischen Tigerhatze wieder an und stützte seine Rechte auf verschiedene männliche und weibliche Schädel mit colossaler Ausbildung des Hinterkopfes — „besteht aus zwei wesentlich verschiedenen und wohl zu unterscheidenden Dingen, nämlich der Fortpflanzungsfähigkeit und der Geschlechtsempfindung. Diese Trennung der beiden ist leicht nachweisbar durch ihr gegenseitig unabhängiges Maß des Vorhandenseins in den einzelnen Fällen. Die Fortpflanzungsfähigkeit kann groß, daneben die Geschlechtsempfindung klein sein, oder umgekehrt. Oder eines von beiden kann neben dem vollen Vorhandensein des andern sogar ganz fehlen.“

Hier senkten sich die Blicke der meisten Hörerinnen; aber in Betracht, daß die Wissenschaft über jeder kindischen Prüderie stehe, blieben die Ohren desto weiter geöffnet.

Wirrwatz fuhr fort:

„Das Organ der Geschlechtsempfindung ist im kleinen Gehirn gelegen. Zum Beweise dieser Wahrheit sind unendlich viele Thatsachen gesammelt. Hier nur das Folgende. Wenn die Entmannung (Castration) im frühesten Alter geschieht, so geht nicht nur mit den Geschlechtstheilen die Fortpflanzungsfähigkeit verloren sondern weil das kleine Gehirn im Wachsthum stehen bleibt, kommt die Geschlechtsempfindung nicht zur Entwicklung. Geschieht die Entmannung im vorgerücktem Alter, wo das kleine Gehirn schon entwickelt und die Geschlechtsempfindung schon vorhanden war, so geht nur die Fortpflanzungsfähigkeit verloren, aber die mit dem kleinen Gehirn gegebene Geschlechtsempfindung bleibt."

„Diesen Beispielen steht der folgende Fall gegenüber. Im Napoleonischen Feldzug in Egypten war ein Soldat im Nacken am kleinen Gehirn verwundet worden und lag mehrere Monate an dieser Verwundung darnieder. Im Uebrigen geheilt, blieb ihm eine gänzliche Interesselosigkeit für die Frauen. Der Mensch blieb sehr schwächlich, bleich, hinfällig und hatte die Stimme eines Mädchens. Gall sah' ihn als er mit 32 Jahren aus Ursache seiner Schwäche beim Einrücken der Franzosen nach Spanien verabschiedet wurde. Er schien nicht älter als 18jährig zu sein. Dieser Fall kann gleichsam

eine umgekehrte Entmannung, im Vergleich zur gewöhnlichen genannt werden. Dort erfolgt nur der Verlust der Fortpflanzungsfähigkeit, die Geschlechtsempfindung bleibt. Hier dagegen, mit dem Verlust des kleinen Gehirns, geht beides verloren. Man kann daher passend von den beiden Bestandtheilen, welche zusammen den Geschlechtssinn bilden, die Geschlechtsempfindung den herrschenden, die Fortpflanzungsfähigkeit den dienenden nennen. Geht blos der dienende Bestandtheil verloren, so bleibt der herrschende; geht aber der herrschende verloren, dann mit ihm von selbst auch der dienende."

„Die Geschlechtsempfindung, welche uns natürlich in der Phrenologie allein beschäftigt, ist bei den verschiedenen Menschen in höchst verschiedenem Maße vorhanden. Uebereinstimmend damit erscheint das kleine Gehirn in sehr verschiedener Größe: bald ist der untere Theil des Hinterkopfs von Ohr zu Ohr sehr breit und voll, bald sehr schmal und dünn, bald wieder von mittlerer Stärke."

Jetzt aber machte sich das Phrenologenfieber in Vielen wieder geltend . . . wenigstens durch Blicke: da fast alle Herren die Hinterköpfe der Damen und alle Damen — versteht sich auf verstohlene Weise — die Hinterköpfe der Herren musterten.

Wirrwatz fuhr eifrig fort:

„Der Geschlechtssinn, er sei stark oder schwach, ist als solcher überall — bei allen Menschen und allen Thie-

ren — der nämliche Sinn. Aber die Liebe, welche bisweilen mit dem Geschlechtssinn verwechselt wird, ist in jedem Menschen, je nach der Gesammtbildung seines Geistes, eine andere. Der Geschlechtssinn ist daher eine einfache oder Grundkraft des Geistes, die Liebe ist eine solche nicht. Im Cretin mit großem Geschlechtssinn ist die Liebe zu einer Person des anderen Geschlechts — wenn anders das Gefühl hier diesen Namen verdient — fast blos Geschlechtssinn. In einem Menschen mit sehr schwachem Geschlechtssinn, aber starken Gemüthssinnen, ist jene Liebe fast kein Geschlechtsinn, fast platonische Liebe. Zwischen diesen beiden äußersten Fällen liegen in langer Stufenfolge unendlich verschiedene Mittelfälle. Zu dem mehr oder weniger großen Geschlechtssinn kommt bald ein größerer oder geringerer Sinn der Anhänglichkeit (der anschließenden Treue,) oder des Wohlwollens (der sich selbst vergessenden Zuneigung,) oder der Ehrerbietung, (der Anbetung des geliebten Gegenstandes,) oder der Idealität (der Poesie und der Schwärmerei der Liebe) u. s. w. — Geistesthätigkeiten, welche oft alle zugleich in Bewegung treten, welche alle in dem großen Worte Liebe sich vereinigen."

Weihrauch und Anna hatten von allem dem kein Sterbenswörtchen gehört. Nur selige Blicke hatten sie gewechselt, und als jetzt das Wort „Liebe" ihr Ohr traf, war es, als ob ein Himmel in beider Augen erglänze.

Die ganze Versammlung aber verließ Wirrwatzens Vorlesung, als sie geendet, in einer ganz ungewöhnlich stark hervortretenden Aufregung.

Führten sich auch die Väter und Mütter beim Nachhausegehen zärtlicher wie sonst, so flüsterten sie doch viel von „ungehörig" — „allzuwissenschaftlich" und dergleichen.

Bei den Jüngeren gab es ungemein viel Gekicher; während ältere Mädchen sich bedeutend schweigsam und nachdenklich verhielten.

Der Stadtphysikus — ein etwas skeptischer und malicieuser Mensch — unterstrich diesen und einen später liegenden Tag in seinem Geschäftskalender roth.

Loeb Günzburg und der Schwiegerpapa.

Aber welche neue Aufregung erlebte das Städtchen den kommenden Morgen!

Es war noch nicht sechs Uhr in der Frühe, als — den Scheerbeutel unter dem Arm, den Ausdruck einer ungeheueren Glorie im Gesicht, — der Barbier aus dem Hause stürzte, in welchem Auscultator Sommer wohnte. Aber der gute Bartscheerer war in solcher Hast und in solchem Amtseifer; ... die eben erfahrene Neuigkeit, die die ganze Stadt allarmiren mußte, schien ihm so unerhört; . . . es drückte ihn dabei so furchtbar, sie weiter erzählen zu können, daß er die Treppe wie besessen hinabrannte und wie eine Kugel die Hausthüre hinausschoß.

Aber . . . „der Mensch denkts, Gott lenkts!" . . . hier fuhr der arme Kerl so gewaltsam gegen die Bäckermagd, daß diese mit einem Schrei des Entsetzens rücklings niederstürzte. Der mit Brödchen gefüllte Korb, den sie auf dem Kopf getragen, fiel natürlich zugleich nieder, und während die Trägerin zum Entsetzen des

wie versteinert dastehenden Barbiers Beine, Waden und nächste Umgebung unwillkürlich preis gab, rollten die Brödchen über die ganze Straße hin.

Aber welch' einen Lärm machte jetzt die dumme Person dabei! Man sah', daß sie vom Lande war; denn während in großen Städten die Mädchen, wenn sie gefallen sind, sich mäuschen still verhalten und klugerweise gar nichts aus der Sache machen, schrie diese:

„Sie Esel! Sie Dummkopf! Sie einfältiger Bartkratzer! Haben Sie denn keine Augen im Kopf, um honette Leute zu seh'n? Nennt der Kerl wieder mich, als wollt er alle Neune treffen! . . . Nun, wo gucken sie denn hin? . . . geben Sie mir doch die Hand und helfen Sie mir auf!"

Aber der arme Barbier war noch ganz starr . . . von dem was er sah' und von dem was er gethan.

„Nun! wird's bald?" — rief die Bäckermagd, sich mit der einen Hand halb erhebend, mit der anderen Kleid und Röcke zurechtschiebend — „sind Sie jetzt etwa zur Salzsäule geworden?"

Der Bartkratzer kam zu sich. Während sich oben am Fenster Auscultator Sommer vor Lachen schüttelte, reichte er der verunglückten Unschuld vom Lande die Hand und half ihr, tausend Entschuldigungen herstammelnd, empor.

„Ja!" — rief diese — „Sie brauchen sich zu ent-

schuldigen! Wenn ich nun Hals und Bein gebrochen hätte? Ich sag' Ihnen, Sie hätten mich umsonst heilen müssen! . . . Und . . . da sehn Sie nur meine Brödchen!" — und die Unglückliche schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, denn diese lagen allerdings ohne Rücksicht auf Reinlichkeit weit aus verbreitet am Boden. Die Straße stellte gleichsam einen eßbaren Sternhimmel dar. Wirklich mußte dies auch das liebe Hausvieh der Nachbarschaft ahnen; denn schon kamen von allen Seiten Hühner, Enten, Gänse, Hunde und Katzen herbei, um den Vortheil wahr- und ein gutes Frühstück einzunehmen.

Troja war in Gefahr und das belebte denn auch unsere Schöne. Steine flogen aus ihrer Hand nach verschiedenen Seiten, und indem sie rief: „Verfluchtes Vieh!" forderte sie den, der all' dies Unheil angestellt, auf: ihr behülflich zu sein.

Der arme, noch immer ganz verblüffte Barbier — der in der That aussah, als ob er Banquo's Geist oder sonst etwas ganz Ungeheuerliches gesehen — beeilte sich, sein Ungeschick so viel als möglich gut zu machen. Wirklich brachte er einen Haufen Brödchen wieder in den Korb, und so war — nachdem er des vorüberziehenden Kuhhirten Spitz noch eins abgejagt — alles wieder in Ordnung.

„Aber nun sagen Sie mir einmal" — hub jetzt, den

Korb niedersetzend, die Arme in die Seite gestämmt, das Bäckermädchen an — „warum schossen Sie denn vorhin wie eine Kugel aus dem Hause hier?"

„Warum?" — wiederholte der jugendliche Bartkünstler — „weil ich eine Neuigkeit im Kopfe hatte . . . eine Neuigkeit!" . . .

„Eine Neuigkeit?"

„Ueber welche die ganze Stadt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wird!"

„Ich bitte Sie! und die wäre?"

„O! es ist zu toll!"

„Was ist zu toll?"

„Der Herr Auscultator Sommer . . ."

„Ist toll?!" — schrie die Magd überrascht und entsetzt.

„Warum nicht gar!" — entgegnete der Bartkünstler.

„Wart Satan!" — brummte Sommer oben.

„Aber Sie sagten's doch!"

„Bewahre!"

„Was denn?"

„Ich sagte, es sei zu toll mit der Neuigkeit."

„Aber so reden Sie doch! Seh'n Sie denn nicht, daß ich vor Neugierde brenne?"

„Nun, der Herr Auscultator Weihrauch . . ."

„Auscultator Weihrauch? . . . der gestern Zweimalhundertfünfzigtausend Gulden in der Frankfurter Lotterie gewonnen?"

„Das eben ist es!"

„Was?"

„Daß der nichts gewonnen hat!"

„Nichts?!"

„Lumpige hundert Gulden!"

„Ich bitte Sie! Aber die ganze Stadt hat es ja doch gesagt!"

„Das ist eben das Verfluchte!"

„Ich verstehe nicht. Wie kam man aber dazu?"

„Ist alles nur ein Witz gewesen!" —

„Ein Witz?"

„Ja, ein Spaß, den sich der Herr Auscultator Sommer machten."

„Und Herr Weihrauch?"

„Wußte nichts davon."

„Unsinn!"

„Ich schwöre Ihnen!"

„Wer's glaubt."

„So eben komme ich von dem Herrn Auscultator Sommer, dem ich den Bart abgenommen — — böse Arbeit bei ihm . . . kann nicht ruhig sitzen . . . macht immer schlechte Witze, wie die Studenten sagen . . ."

„Und weiter! weiter!"

„Der hat mir — versteht sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit — berichtet; aber Sie dürfen es Niemanden sagen! . . ."

„Keiner lebenden Seele!“

„Daß er gestern heimlich — versteht sich von selbst, nur um einen Jux zu machen, . . .“

„Nun?“

„In einem Lotteriebrief an den Herrn Auscultator Weihrauch . . .“

„Weihrauch?“

„Ja!“

„Nun?“

„Aus dem Gewinn von hundert Gulden . . .“

„Ich sterbe!“

„Zehntausend gemacht habe!“

„Also ist alles nichts? . . . und der Leichtsinnige Mensch, der Weihrauch, hat gar nichts gewonnen?“

„Hundert Gulden!“

„Gar nichts!“ — wiederholte die Bäckermagd, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend — „und der Lärm von gestern? Bei's Dekan's haben sie gejubelt, weil sie glaubten das Lischen jetzt los werden zu können; — bei's Amtmann's sollte er heute eingeladen werden; — in's Hellmschmitts Haus sind sie vor Aerger fast zerplatzt; . . . und . . . aber ich muß fort . . . fort . . . na! das wird eine Geschichte geben . . .“

Und sie hob mit einem kühnen Schwunge den Korb mit Brödchen auf den Kopf und lief wie ein Wiesel davon.

„Nur nichts sagen!“ — rief ihr der junge Bartkünstler nach. — „Es ist ein Geheimniß!“

„Weiß schon! weiß schon!“ — tönte es aus der Ferne.

„Aber beim rassiren muß ich's doch erzählen!“ — sagte jetzt der junge Mann, indem er ebenfalls davon stürzte — „es ist zu schön! meine Kunden werden außer sich sein!“

„So!“ — brummte Auscultator Sommer oben am Fenster, und bließ gemüthlich lächelnd den Dampf aus seiner langen Pfeife — „jetzt bin ich gewiß, daß mein gutes Abdera binnen zwei Stunden vom ersten bis zum letzten Einwohner die Sache weiß. Nun! . . . sie mögen über mich schreien und schimpfen, wie sie wollen . . . der Witz war doch unvergleichlich, und mein guter Weihrauch hat vor allen Dingen seine Anna. Der Alte wird allerdings des Teufels werden wollen . . . aber . . . er kann nicht zurück, ohne sich so sehr zu blamiren, daß aller Glaube und Credit für ihn verloren ist!“ —

— — — — —

Indeß! . . . Auscultator Sommer war in seinem Inneren doch nicht so ruhig, wie er sich selbst glauben machte. Der leichte angenehme Champagnerduft, die heitere Aufregung und die jugendlich überschäumende Ausgelassenheit von gestern — dieses verglühende Abendroth der gottvollen Studentenzeit — waren verflogen;

. . . jetzt stiegen unter dem Ankleiden und Frühstücken, zugleich mit den Rauchwolken aus der langen Pfeife, doch auch die Nebelwölkchen leiser Besorgnisse auf.

Aber die Sonnenstrahlen einer ewig heiteren Laune, wie sie Sommer — ein unschätzbares Geschenk der Götter — gegeben war, drückten diese leichten Morgennebel bald wieder nieder. Nur fühlte der junge Mann, daß er die Verpflichtung habe, seinem Freunde an die Seite zu eilen, um ihn so viel als möglich wieder aus den Verlegenheiten zu ziehen, in die er unabweisbar heute durch Sommer's tollen Streich von gestern gerathen mußte.

Vor allen Dingen dachte der Auscultator an zwei Personen: an Loeb Günzburg und an den Papa Beißler; denn wenn der Letztere auch sein Wort nicht gut zurücknehmen konnte, so standen doch sicher bitterböse Scenen in Aussicht.

Aber gerade diese Schwierigkeiten, diese Scenen und zu erwartenden Auftritte reizten den jugendlich übermüthigen Juristen, und so machte er sich gleich nach dem Frühstück flugs auf den Weg zu dem — heute von seiner aristokratischen Geldhöhe entthronten — Freunde.

Aber es heißt ja nicht umsonst: „Schöne Geister begegnen sich."

Als Sommer kaum sein Haus verlassen hatte, sah' er auch schon Monsieur Lion die Straße herab, und ge-

rade auf sich zukommen. Der gute Mann schien in gewaltiger Aufregung. Die Mütze saß ihm weit hinten auf dem Kopfe — just da, wo nach Wirrwatz und der Phrenologie der Geschlechtssinn seinen Sitz hat; — die Augen standen ihm weit aus den Höhlen — Wirrwatz würde dies sogleich für das Vorhandensein eines großen Wortsinnes erklärt haben — und seine rechte Hand schwang wunderbar einen länglichen Papierstreifen.

„Na!" — dachte Sommer, in sich hineinlächelnd, — „jetzt wird die Bombe platzen! Israel ist in Noth!"

Und in der That, Loeb Günzburg war noch nicht bis zu Sommer herangekommen, als er schon mit einem wahren Jammergesicht rief:

„Gott's Wunder! Herr Auscultator! was hawe Se mer gespielt vor e Streich?"

„Streich?" — wiederholte dieser ruhig, noch immer so gewaltige Rauchwolken aus seiner langen Morgenpfeife sendend, daß Loeb Günzburg erschrocken und betäubt zurückfuhr.

„Nun ja!" — fuhr Loeb eifrig fort, nachdem er sich geschüttelt hatte — „was ist das vor e Stuß mit dem Herrn Weihrauch . . ."

„Auscultator Weihrauch!"

„Nu ja, mit dem Herrn Auscultator Weihrauch sein Gewinn in der Frankfurter Lotterie? Wie heißt? . . . hundert Gulde statt zehntausend!"

„Loeb Günzburg . . ."

„Bitte recht sehr: Monsieur Lion!"

„Ja so!" — rief Sommer lachend — „ich vergesse immer, daß Ihr Euch habt umtaufen lassen!"

„Gott soll hüte!" — rief Loeb entsetzt — „taufe? ich? was sage der Herr Auscultator taufe?"

„Nun . . . um . . . um . . . umbenamsen meintwegen. Aber was soll's mit Weihrauch?"

„Was soll's? Hab ich ihm doch gestern sechs Lucheb'ors vorgestreckt . . . in der Meinung er ist e reicher Mann!"

„Nun! das war schön von Euch!"

„Hab ich mich doch schon auf sein Reichthum gefreut."

„Kann mir's denken."

„Und jetzt?"

„Nun?"

„Ich bin e geschlagener Mann! ist er mer doch schon schuldig e große Posten . . . und jetzt?"

„Hat er das Geld von Euch verlangt?"

„Nein! ich hab's ihm gegewe freiwillig . . . als Vorschuß auf die zehntausend Gulde! . . . Gott's Wunder, was bin ich gewese vor e Narr!"

„Das heißt!" — sagte Auscultator Sommer jetzt sehr ernst und mit Richtermiene — „Ihr habt es ihm aufgedrungen . . . ohne Schein aufgedrungen!",

„Lion! Lion!“ — rief hier der Jude und faßte sich mit beiden Händen am Kopfe — „Lion! as de gewese bist mischucke!“

Sommer konnte das Lachen kaum verbeißen; doch wurde ihm die Scene auf der Straße zu auffallend. Er winkte dem Juden daher, ihm unter einen Thorbogen zu folgen, und sagte:

„Was habt Ihr da für einen Papierwisch in der Hand.“

„Was wird's sein? Der Herr Auscultator Sommer habe die Supp eingebrockt . . . so wollt ich den Herrn Auscultator gebeten habe . . .“

„Was?“

„Nun! wenigstens gutzusagen für de sechs Luched'ors!“

Sommer schwieg und sah' den Juden scharf und ernst an.

Loeb Günzburg zitterte.

Sichtlich kam dem Auscultator ein neuer guter Gedanke.

„Loeb!“ — sagte er jetzt — „ich will Euch den Gefallen thun und für die sechs Louisd'or gut sagen.“

„Schriftlich?“

„Auch schriftlich!“

„Herr Auscultator! . . .“

„Ruhig! aber nur . . . wenn auch Ihr mir dagegen eine Gefälligkeit erzeigt.“

„Was Se wollen, Herr Auscultator!"

„Gut, so kommt mit zu Herrn Professor Wirrwatz."

„Zu was für en Watz?" — rief der Jude entsetzt.

„Zu Herrn Wirrwatz, Professor der Phrenologie."

„Und was soll ich da."

„Thun was ich Euch sage."

„Aber Herr . . ."

„Wollt Ihr nicht? Gut, so unterschreibe ich nicht."

„Gott's Wunder! warum gleich so bös? . . . Ich will ja thun was Se wollen."

Beide gingen nun raschen Schrittes auf den „rothen Ochsen" zu, in welchem Wirrwatz wohnte. Als sie die Treppe hinaufstiegen sagte Sommer:

„Jetzt hört, was Ihr zu thun habt."

„Ich höre!"

„Kommen wir zu dem Professor, so macht Ihr — so lange wir bei ihm sind — den Mund nicht auf und sprecht kein Wort. Wenn ich auf einen Stuhl deute, setzt Ihr Euch auf denselben. Der Professor wird Euch alsdann etwas in den Haaren herumfahren und den Kopf befühlen und damit ist es fertig. Ihr gebt dabei keinen Laut von Euch. Thut Ihr dies alles genau, wie ich gesagt, so unterschreibe ich sofort Euren Wisch!"

Loeb wollte antworten . . . aber schon traten Sie ein. Wirrwatz der noch im Schlafrock war und einer,

auf eine Stange gesetzten, vom Winde bewegten Vogelscheuche nicht unähnlich sah, verbeugte sich.

„Herr Professor!" — sagte jetzt Sommer, ihm die Hand reichend und einen Thaler in dieselbe gleiten lassend, — „dieser Herr, ein enthusiastischer Verehrer der Phrenologie, bittet um phrenologische Untersuchung seines Kopfes. Da er Ihnen aber durchaus keinen Anhaltspunkt zu irgend einem Urtheil, das die Wissenschaft bestechen könnte, geben will . . . so wird er kein Wort sprechen."

„Schön!" — sagte Wirrwatz mit leuchtenden Augen und stellte einen Stuhl zurecht.

Sommer machte gegen Loeb Günzburg ein höfliches Zeichen, und der am ganzen Leibe zitternde Jude folgte, mit Angst und Mißtrauen die langen Arme und Finger des Professors beobachtend, die jetzt wie die Fänge eines Geyers auf sein edles Haupt niederfielen.

Loeb zuckte zusammen, . . . aber . . . er schwieg.

Wirrwatzens Augen glänzten; . . . er untersuchte mit der ganzen Begeisterung eines ächten Phrenologen.

Dazwischen wurden seine Entdeckungen von ihm auf einen gedruckten Zettel niedergeschrieben.

Endlich war die Sache vorbei! . . . Wirrwatz bedankte sich. Sommer reichte Loeb das Papier, laut welchem er für die an Weihrauch vorgeschossenen 6 Louisd'or gutsagte. Er hatte während der phrenologischen Un-

terſuchung unterſchrieben. Dann winkte er nach der Thüre und Monsieur Lion empfahl ſich mit einer ſtillen Verbeugung.

„Nur noch eines!“ — ſagte Sommer jetzt — „bitte, ſetzen Sie den Namen des Herrn auf Ihre gedruckte phrenologiſche Charakteriſtik.“

„Und wie heißt der Herr?“

„Auscultator Weihrauch!“

Wirrwatz ſtutzte.

„Auscultator Weihrauch!“ — wiederholte Sommer ſtark betonend.

Der Profeſſor ſchüttelte den Kopf.

„Da ſieht man wieder“ — ſagte er dabei — „was die Phyſiognomik täuſchen kann. Ich hätte den Herrn, ſeinem Aeußeren nach, für einen Juden gehalten.“

Und er ſchrieb auf das gedruckte Blatt: Auscultator Weihrauch.

Sommer aber las, als er die Treppe hinunterſtieg mit ſchmunzelndem Lächeln:

„Geſchlechtsſinn	5.
„Kinderliebe	3.
„Einheitsſinn	4.
„Anhänglichkeit	3.
„Kampfſinn	0.
„Zerſtörungsſinn	1½.
„Verheimlichungsſinn	4.

„Zahlensinn 5.
„Vorsicht 5.
„Erwerbsinn 6."

Mehr bedurfte er nicht. Er war vollständig zufrieden.

Aber Wirrwatz sollte heute noch mehr staunen: als Sommer seinen Freund Weihrauch einige Stunden später abgeholt hatte, um mit ihm zu Anna und Papa Beißler zu gehen und dort die voraussichtliche, durch ihn heraufbeschworene Schlacht treulich mit durchkämpfen zu helfen, mußte Weihrauch — so wenig es ihm auch gerade jetzt darum zu thun war, da er nur an seine Anna dachte und die bevorstehenden Kämpfe — einen Augenblick mit herauf zu Wirrwatz kommen, um seinen Kopf phrenologisch untersuchen zu lassen.

Weihrauch wehrte sich lange; aber Sommer bat so dringend, daß er endlich nachgab.

Wirrwatz hatte wieder einen schweigsamen Menschen zu betasten und einen Thaler einzunehmen.

Als er nach dem Namen des Untersuchten fragte, war dieser schon vor der Thüre und Sommer sagte, mit einer Verbeugung des Abschieds:

„Ist nicht nöthig, verehrtester Herr Professor!"

Dann trat er zu Weihrauch, reichte diesem ein zusammengelegtes gedrucktes und theilweise beschriebenes Papier und rief:

„Steck' es in die Brusttasche. Es ist Deine phrenologische Charakteristik!"

„Unsinn!" — brummte Weihrauch; steckte aber das Papier zu sich. — — — — — —

Wie aber klopfte dem Bräutigam von gestern das Herz mehr und mehr, als sie nun dem Hause Beißlers immer näher und näher kamen.

Auscultator Weihrauch — der auf der Universität als der lustigste und genialste Bursche bekannt gewesen, und jetzt noch, als Auscultator, stets voll köstlicher kleiner Teufeleien und humoristischer Streiche steckte, ja das ganze Städtchen fortwährend durch seinen kecken jugendlichen Uebermuth in Staunen und Aufregung erhielt — Auscultator Weihrauch schien seit gestern Abend ein ganz anderer Mann geworden zu sein. Nicht, als ob er seinen frischen fröhlichen Muth verloren; . . . aber diesen frischen fröhlichen Muth, oder besser gesagt: jugendlichen Uebermuth, hatte seit der zwar sehr willkommenen aber doch octroyirten wunderlichen Bräutigamschaft das mit einemmale so nahe gerückte Glück der Liebe theils betäubt, theils erfüllte ihn das Bewußtsein der Gefahr, es wieder scheitern zu sehen, mit einer ihm sonst unbekannten Beklommenheit.

Gewissensbisse über die Art und Weise wie der Alte zu dieser wahrhaft Napoleonischen Octroyirung gekommen, folterten ihn wahrlich nicht. Er liebte ja Anna innig

und redlich, . . . er hatte ja — seiner Zeit — schon ehrlich um sie angehalten, . . . er hatte ferner Papa Beißler laut und öffentlich erklärt: daß er kein Vermögen besitze; während der Alte eben so laut und öffentlich die Erklärung abgegeben hatte: daß er ihm seine Tochter zum Weibe gebe und wenn Weihrauch auch keinen Heller Vermögen besitze.

Das war wahrlich genug, um alle Gewissensbisse zum Schweigen zu bringen . . . und doch schnürte ihm jetzt die Erwartung der nächsten Augenblicke die Brust zu.

O! die alte freie flotte Burschenseele spürte ja hier zum erstenmale die Tyrannei der Liebe . . . und . . . hinter den Rosen sah' der Philister heraus mit vielleicht allzugewissenhaften Bedenken. Das edlere Wesen in ihm fühlte doch mit leisem Unbehagen, daß Sommers leichtfertiger Witz hier mit einer der höchsten Fragen des Lebens in eine fast peinliche Collision trat.

Aber ächter Humor, wie er doch im Grunde Weihrauch eigen war und wie ihn Freund Sommer jetzt wieder auf dem Wege zu Beißler's entwickelte, ist so wenig zu unterdrücken, wie das Niesen bei einem tüchtigen Schnupfen. Humor und Laune stecken an, und so fühlte Weihrauch, durch Sommer gestachelt, bald auch wieder das verhängnißvolle Jucken der in seiner Seele aufsteigenden Witze. War es denn nicht köstlich, den alten Geizhals jetzt in der eigenen Schlinge zappeln zu sehen?

. . . Und meinte er es denn nicht so gut mit Anna? . . . Stand nicht selbst in seinem Inneren der Entschluß unerschütterlich fest: jetzt auch ruhiger, vernünftiger und solider zu werden?

Aber . . . . .

„Hurah!" — rief Sommer in diesem Augenblicke halblaut — „jetzt kann der Sturm losgehen! . . . Hörst Du nichts, Brüderchen?"

Sie waren in Beißler's Haus eingetreten und standen eben auf der unteren Flur stille.

Weihrauch verzog sein Gesicht auf wunderbare Weise:

„Wohl höre ich," — sagte er dabei — „es ist die Stimme meines goldenen Schwiegerpapa, der als Jupiter tonans im Hause herumzutoben scheint."

„Und ich will Gras fressen!" — rief Sommer — „wenn der Erguß seiner Galle nicht Dir und mir gilt."

„Das wird eine schöne Geschichte geben!" — meinte Weihrauch, sich hinter den Ohren kratzend.

„Ich denke auch!" — rief Sommer lachend — „ein scharfes Treffen gewiß; . . . dann aber Kapitulation . . . Sieg . . . und im Gefolge dieses Sieges: Verlobung, Hochzeit und Kindtaufe. Ich bin Gevatter, wenn's einen ordentlichen Buben giebt!"

„Ich wünschte ich hätte jetzt erst einen ordentlichen und traitablen Schwiegervater!" — meinte Weihrauch.

„Lupus in fabula!“ — brummte Sommer — „da ist er!“

Aber mit diesem Lupus in fabula war auch noch etwas anderes da . . . nämlich ein, von Papa Beißler ausgehender wahrer Wolkenbruch von Vorwürfen, Bitterkeiten und Schmähungen über den ihm gespielten Streich. Der Alte war ganz außer sich.

Vergebens suchte Weihrauch zu Wort zu kommen . . . Schwiegerpapachen schimpfte wie ein Rohrspatz und namentlich auf Sommer, der ihn noch mehr außer sich brachte, da der Auscultator sich vor Lachen auf einen Stuhl geworfen hatte und sich den Bauch hielt.

Endlich versagte Papa Beißler die Stimme. Er vermochte vor Heiserkeit fast kein Wort mehr herauszubringen. Aber das fatale war, daß er nun auch Weihrauch nicht hören wollte.

„Will nichts hören! will nichts hören!“ — schrie er, sich die Ohren zuhaltend und in dem Zimmer auf und ablaufend. — „Ich habe Sie und meine Tochter öffentlich als Braut und Bräutigam erklärt, weil ich, durch des sauberen Auscultator Sommer's schlechten Witz hinter das Licht geführt war; . . . ich kann mein Wort nicht zurücknehmen . . . ich kann's nicht, obgleich ich's sollte! . . . aber sie mögen beide Braut und Bräutigam bleiben bis an's Ende der Welt!“

„Papa!“ — rief Sommer lachend — „das ist zu

lang. Justitia regnorum fundamentum! Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten! Wenn Sie sagen: bis Weihrauch vom Auscultator zu einer ordentlichen Anstellung vorgerückt ist, so ist das genug, denn das allein kann bei uns 10 bis 15 Jahre dauern!"

„So mag es sein!" — schrie der Alte, roth vor Zorn, — „meine Anna, die Närrin, will's ja auch nicht anders haben!"

„Schwiegerpapachen!" — rief Weihrauch die Arme öffnend. Beißler aber prallte wie vor einer Klapperschlange zurück.

„Nichts da!" — rief er zugleich — „nicht eher, als bis der saubere Herr Auscultator eine Anstellung hat, die ihn und seine Familie ernährt."

„Ja! da muß er doch erst eine Familie haben!" — meinte Sommer.

„Denn jetzt" — fuhr Beißler fort — „haben der Herr, so viel ich weiß, nichts wie Schulden!"

„Doch nicht!" — sagte Weihrauch ruhig und zog seine sechs, von Loeb Günzburg erhaltene, Louisd'or heraus; — „hier ist auch Vermögen!"

„Himmel! Herrgott!" — rief der Alte. — „Wollen Sie mich auch noch foppen? Ich sage Ihnen, daß Sie von mir auch nicht einen rothen Heller mitbekommen."

„Herr Beißler!" — sagte jetzt Auscultator Weihrauch ernst — „lassen Sie uns diese unangenehme Scene enden. Ich habe Ihnen gestern in der Vorlesung des Herrn Professor Wirrwatz laut und öffentlich gesagt, daß ich kein Vermögen besitze; . . . Sie dagegen haben in eigener Person, und ehe ich es nur ahnen konnte, — auf die Meinung hin, daß ich eine bedeutende Summe gewonnen hätte, — mich als den Bräutigam Ihrer Tochter in dem ganzen Städtchen selbst ausgerufen . . ."

Beißler war auf einen Stuhl gesunken und schlug sich nun unter dem Ausrufe: — „ich Dummkopf! ich Esel!" — die Hände vor die Stirne.

Sommer nickte und dachte: „Exempla sunt odiosa!"

Auscultator Weihrauch aber fuhr fort:

„Ich ging auch, wie Sie sich entsinnen werden, nicht eher zu Ihrer Fräulein Tochter, und nahm also auch Ihr edles Anerbieten: Anna als meine Braut zu betrachten, nicht eher an, als bis Sie selbst unaufgefordert erklärt hatten: die Hand Ihrer Tochter sei mir nun einmal zugesagt, auch wenn ich keinen Heller Vermögen hätte!"

„Ich Schaafskopf!" — rief Beißler in verzweiflungsvollem Tone.

„Sie verkennen sich!" — fuhr der Auscultator ruhig

fort. — „Es war ein edler hochherziger Entschluß; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mein Wissen und meinen Manneswerth höher anschlage, als Ihr ganzes Vermögen."

„Mag sein!" — rief der Alte, dem jetzt die Thränen näher waren, als alles Andere — „aber wer leben will, muß Geld haben! . . . ohne Geld . . ."

„Beruhigen Sie sich!" — fuhr Weihrauch fort — „Ihre Tochter ist jetzt meine Braut. Ich werde von heute an, ohne Philister zu werden, mein Leben darnach einrichten und hoffe bald durch Fleiß und Kenntnisse eine Anstellung zu erlangen, die mich und Anna ernähren wird. Werden Sie dann meiner Verheirathung in den Weg treten?"

„Nein!" — rief der Alte — „aber ich gebe keinen Heller mit!"

„Nun!" — sagte in diesem Augenblick eine Stimme — „das ist auch vor der Hand nicht nöthig und die Hochzeit kann doch demnächst vor sich gehen!"

Alle schauten auf: es war Grubenbesitzer Springfuß, der leise eingetreten.

„Grubenbesitzer!"

„Springfuß!" — riefen die beiden Freunde, während sich Papa Beißler rasch erhob und vor dem reichen Besitzer der Kohlen- und Eisenwerke, den er gut kannte, tief verbeugte.

Der Mann lächelte: — „Ich habe den letzten Theil der Unterhaltung mit angehört," — sagte er dann — „und weil ich mir dachte, daß es hier so kommen würde, erlaubte ich mir die Herrn hier aufzusuchen."

„Und mit was kann man dienen, Herr von Springfuß?" — frug der alte Beißler geschmeidig.

„Ich habe ein Wort an meinen lieben und werthen Freund Weihrauch zu richten!" — sagte Springfuß.

„So sprich, alte Seele!" — rief dieser.

„Weihrauch!" — hub' der Grubenbesitzer an — „bist Du auf den Staatsdienst verlegen!"

„Nicht im mindesten!" — rief dieser heiter — „denn die Aussicht, nach Jahren eine Stelle mit fl. 600 bis fl. 800 zu erhalten, und vielleicht noch dazu auf einem Orte, wo sich die Füchse und die Wölfe gute Nacht sagen, ist gerade nicht allzuverführerisch!"

„Nun gut!" — versetzte Springfuß — „auf meinen Gruben- und Hüttenwerken ist eben die Stelle eines General-Verwalters offen. Der Mann muß ein tüchtiger Jurist sein, weil es leider auch bei uns Processe genug giebt; . . . wie wäre es, wenn Du mir den Gefallen thun, und diese Stelle annehmen wolltest. Es ist ein Gehalt von fl. 1200 damit verbunden."

„Bruder!" — rief Weihrauch mit leuchtenden Blicken — „Bruder! hab' ich recht gehört?"

„Und Du nimmst sie an?"

„Mit tausend Freuden!"

„Grubenbesitzer!" — rief jetzt Sommer — „Mensch! . . . Du bist groß!"

Papa Beißler stand wie versteinert.

„Nun Papa!" — rief Sommer — „da haben wir ja die Anstellung!"

„Und der Heirath steht somit nichts mehr im Wege?" — frug Springfuß.

„Also 1200 Gulden?" — frug Beißler mißtrauisch.

„So habe ich gesagt!" — versetzte Grubenbesitzer Springfuß ernst und mit etwas finsterer Miene. — „Ich glaube, man kann sich auf mein Wort verlassen."

„Gewiß, gewiß!" — stotterte Beißler. — „Aber mit gebe ich meiner Tochter nichts."

„Und warum?" — frug der Grubenbesitzer.

„Sie werden verzeihen!" — entgegnete der alte Herr — „ich habe sonst nichts gegen den Herrn Auscultator . . ."

„General-Verwalter!" — rief Sommer.

„Aber" — fuhr Papa Beißler fort — „ich meine . . . ich glaube . . ."

„Nun?"

„Nun, . . . es scheint mir doch . . . als habe der Herr . . .“

„General-Verwalter!“ — rief Sommer.

„Etwas wenig Naturanlage zum Sparen und Erwerben!“

„Ei so schlag denn doch ein Donnerwetter drein!“ — platzte hier Auscultator Sommer heraus und lachte laut auf. — „Ei! mein lieber bester Herr Beißler! . . . und Sie! . . . Sie . . . ein so großer und leidenschaftlicher Kenner und Verehrer der Phrenologie können beim Anblick dieses edlen Weihrauchischen Kopfes eine solche Behauptung aufstellen?“

„Aber mein Herr . . .“

„Weihrauch!“ — rief Sommer — „gieb Deinem hochverehrten Herrn Schwiegerpapa einmal die von Wirrwatz ausgestellte Urkunde Deines Schädels!“ —

„Wie? Sie haben sich untersuchen lassen?“ — frug der alte Herr angenehm überrascht — „o zeigen Sie her!“

„Unsinn!“ — meinte Weihrauch.

„So gieb den Wisch doch hin!“ — rief Sommer.

„Zum Teufel!“ — brummte Weihrauch verdrießlich; — „da muß ja gerade das Gegentheil darin stehen.“

„Gieb nur!“

Weihrauch gehorchte ungern; aber er konnte jetzt nicht mehr zurückhalten, da der alte, für alle phrenolo-

gischen Kopfuntersuchungen exaltirte Herr die Hand mit einer Art Gierde danach ausstreckte.

Er zog also die sogenannte „Phrenologische Charakteristik" aus seiner Brusttasche und reichte sie Beißler.

„Das wird gut werden!" — dachte er dabei; . . . Staunen aber faßte ihn, als sich des edlen Schwiegervaters Züge immer mehr und mehr aufheiterten.

„Nun, Papa!" — rief jetzt Auscultator Sommer — „lesen Sie doch laut."

„Ich staune!" — sagte dieser. — „Ei, mein lieber Herr Schwiegersohn — Herr General-Verwalter wollt' ich sagen — das hätte ich ja gar nicht von Ihnen erwartet:"

„Geschlechtsliebe 5.
„Kinderliebe 3.
„Einheitssinn 4.
„Anhänglichkeit 3.
„Kampfsinn 0.
„Zerstörungssinn $1\frac{1}{2}$.
„Zahlensinn 5.
„Vorsicht 5.
„Erwerbsinn 6."

„Donnerwetter!" — fiel hier Sommer ein — „Junge! Du bist ja zum Millionär geboren!"

„Und das ist Ihre phrenologische Charakteristik?" — frug Papa Beißler noch immer staunend.

„Ja!“ — sagte Weihrauch unbefangen.

„Steht denn nicht der Name, von Herrn Professor Wirrwatzens eigener Hand geschrieben, darauf?“ — frug Sommer.

Der alte Herr sah nach: — „Richtig! Herr Auscultator Weihrauch.“

„Nun,“ — meinte Sommer — „ich denke, Sie brauchen jetzt wegen einer kleinen Mitgift nicht mehr ängstlich zu sein.“

„Ich gestehe!“ — sagte der alte Herr und sein Gesichtsausdruck ward freundlicher — „diese wissenschaftliche Urkunde stimmt mich mehr als alles Andere zu Ihren Gunsten, Herr Schwiegersohn! . . . Zahlensinn 5, Vorsicht 5 und Erwerbsinn nun gar 6! also die höchste Nummer! . . . So mag es denn sein: nehmen Sie meine Tochter, Herr General-Verwalter. Ich denke Sie kommen mit Ihren fl. 1200 aus . . . und Zahlensinn — 5, Vorsicht 5, — Erwerbsinn 6 . . .! Sie sollen auch eine Mitgift haben!

Jetzt aber war der Jubel in Papa Beißlers Haus!

Sommer und Weihrauch umarmten den Alten so begeistert, daß er bald erstickt wäre und die Mitgift sich in eine Erbschaft verwandelt hätte.

Bei den weiteren glühenden Umarmungen mußte Sommer freilich zurückstehen, denn sie galten lediglich

Braut und Bräutigam. Beide waren überglücklich, ja selig!

Wie aber klangen erst diesen Abend die Gläser im „goldenen Hasen!“

Auscultator Sommer gab dem Bräutigam zu Ehren einen fidelen Schmaus. Donnernde „Hochs!“ erschallten auf das überglückliche Paar, . . . auf Papa Beißler, . . . auf den Freund Grubenbesitzer, . . . auf den neuen General-Verwalter . . . und endlich . . . auf eine ebenso zahlreiche als liebenswürdige Nachkommenschaft!

Die Freunde waren ausgelassen. Nur einmal kam ein ernstes Wort über Weihrauchs Lippen. Sommer leise auf die Seite ziehend, frug er: — „Sag mir doch um Gottes Willen, was hat denn das mit dem phrenologischen Zettel für ein Bewandniß? Es ist ja rein unmöglich, daß Wirrwatz solchen Unsinn gefunden haben soll!“

„Still, Brüderchen!“ — entgegnete Sommer mit etwas schwerer Zunge — „lästere die Wissenschaft nicht: Zahlensinn 5, — Vorsicht 5, — Erwerbsinn 6. — Du hast eine Frau, eine Anstellung und Deine Mitgift . . . ich denke . . . Du kannst zufrieden sein!“

„Das bin ich auch!“ — rief Weihrauch jubelnd — „und unaussprechlich glücklich dazu!“

„Was doch das Geld thut!“ — rief Sommer lachend — „und . . . die Phrenologie!“

Als sich Weihrauch jetzt aber nach einer anderen Seite wandte, setzte er heiter noch hinzu:

„Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Es lebe der alte Beißler, Loeb Günzburg, Wirrwatz und seine Collegen!“

Zweites Buch.

Ein neuer deutſcher Bundestag.

Ein schönes Fest.

Ein großes Nationalfest bewegte Deutschland!

Aus Süd und Nord, aus Ost und West eilten die Schützen zum ersten deutschen Bundesschießen nach dem Herzen des Vaterlandes, nach Frankfurt am Main.

Wie wunderbar aber waren die Gefühle, die hier, in der alt-ehrwürdigen freien Reichsstadt Jeden ergriffen, der damals einzog! Gemahnten ihn doch die im Winde flatternden schwarz-roth-goldenen Fahnen wehmüthig an jene Zeit, da Germanias edelste Söhne vor anderthalb Jahrzehnten — in der großen, ewig denkwürdigen Periode des Jahres 1848 — aus ihrem Wehen Heil und Segen für ihr schönes großes Vaterland erhofften.

Die Hoffnungen auf Deutschlands Einheit, Freiheit, Größe und Macht hatten sich damals freilich nicht erfüllt. Aber die goldene, mit Blut gedüngte Saat, die damals von hochherzigen, für Deutschlands Wohlfahrt und die ewigen Rechte des Volkes warm erglühenden Geistern ausgestreut wurde, war nicht verdorrt, sie war

aufgegangen in dem Herzen der Nation, und als ihre schöne und siegverheißende Frucht begrüßte nun Deutschland das Fest, das man in den Tagen des 12. bis 22. Juli 1862 in den Mauern Frankfurts beging . . . das erste allgemeine deutsche Bundesschießen!

Wie rief es da aus ächt deutschen Herzens Grund: „Möge es von guter Bedeutung sein, das dieses große Nationalfest zum erstenmale an dem Sitze des deutschen Bundes gefeiert wird. Möge der alte Bund, der seit langer Zeit in Frankfurt tagt, zu der Erkenntniß kommen, daß der neue Bund, der heute seine Abgesandten aus allen Gauen des Vaterlandes nach Frankfurt entsendet, von einem Geiste beseelt werde, dem er nicht länger widerstehen darf und kann . . . er müßte denn zum Verräther an der Sache des eigenen Vaterlandes werden wollen. Denn das deutsche Volk *will* seine Einheit, es *will* seine Freiheit und die Stellung, die ihm unter den Nationen gebührt. Und was eine edle und zum Bewußtsein ihrer Würde und ihrer Kraft gekommenen Nation will, — *ernstlich will*, das erreicht sie auch, *das muß und wird sie erreichen*!"

Und doch . . . schien es denn nicht, als ob das schöne Fest — im Sinne des Wortes — zu Wasser werden wolle?

Grubenbesitzer Springfuß wenigstens behauptete es steif und fest, seiner Reisegesellschaft gegenüber; ob-

gleich ihm Auscultator Sommer die Behauptung entgegensetzte: „der Himmel werde all die ehrlichen Kerls die dort zusammen kämen und ihr schönes Vorhaben nicht so schmählich behandeln!“

Aber er drang diesmal nicht durch, und die Stimmung der kleinen Reisegesellschaft war trübe, obgleich sich der junge General-Verwalter, als glücklicher Ehemann von wenigen Tagen, sammt seinem liebenswürdigen Weibchen dabei befand.

Aber welch' ein trübes Gesicht schnitt auch der Himmel, und spiegelte damit die eigene Verdrießlichkeit in Tausenden von trüben Menschengesichtern wieder.

Raubte doch ein den ganzen Tag vom Himmel herabströmender Regen den Empfangsfeierlichkeiten ganz und gar jenen strahlenden Nimbus und jene Poesie, die sich beide nicht ohne freundliche Sonnenblicke denken lassen.

Dunkelgrau lag es über der Erde und die Straßen bedeckten sich nur zu bald mit Koth und Wasser. Die durchnäßten und vom Winde zerzausten Fahnen — die zu Tausenden und Abertausenden in allen Größen und Farben die Häuser Frankfurts schmückten — boten ein so trauriges Bild, die Blumen in den Festons und Guirlanden ließen die Köpfe so schwermüthig hängen, die arg zugerichteten Herren im Fracke vom Empfangscomite, die nicht minder bespritzten und beschmutzten

Schützen-Gäste, die eintrafen, das Alles war nicht geeignet, die Gemüther zu erheitern und zu erheben . . . sie müßten denn gerade vom Himmel mit einem so ganz unerschöpflich heiteren Geiste gesegnet gewesen sein, wie ihn Auscultator Sommer besaß.

Glich doch der Einzug der Schützen und der ganze Rahmen, in dem er sich bewegte, eher einer Heimkehr aus dem Felde, als einer zu festlichen Waffen-Spielen ziehenden Versammlung.

Und in der That, es zeugte von einer großen Liebe, Begeisterung und Energie, die man dem Feste entgegenbrachte, daß die Stimmung in den Tausenden und Abertausenden von Einheimischen und Fremden, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Stadt durchwogten, dennoch so empfänglich und an die große Sache hingegeben blieb.

Den ganzen Tag über waren die Empfangscomite's an den Bahnhöfen thätig. Jeder Eisenbahnzug ward mit Kanonensalven und Musik bei seiner Einfahrt in den Perron begrüßt und bei allen größeren Gruppen Ansprachen an dieselben gehalten. Dann zogen die jedesmaligen Ankömmlinge, unter Vorantritt ihrer Fahnen, durch die in glänzendem Festgewande bis in die kleinsten Straßen prangende Stadt nach dem Wohnungsbüreau, wo sie ihre Quartierkarten in Empfang nahmen und von da aus durch jugendliche Turner — lu-

stige Söhne des heiteren Frankfurt, die sich freiwillig zu Führern erboten, — in ihre Wohnungen geleitet wurden.

Fast jeder Zug — die bis auf's Aeußerste überfüllten Züge wurden zumeist von zwei oder drei Locomotiven geführt und geschoben — traf dennoch um wenigstens eine Stunde später, als er erwartet war, ein. Trotzdem aber wurde die auf den Straßen dichtgedrängte Volksmenge nicht müde zu warten, die Herren und Damen in den bis unter die Dächer mit Köpfen garnirten Häusern nicht müde, mit den Taschentüchern zu winken und zu rufen.

So sah Frankfurt im Laufe des Vor- und Nachmittages ankommen: Die Schützen aus Nürnberg und Umgegend, Thüringen und Sachsen, den Herzog von Coburg, die deutschen Brüder von der Nahe, von Köln, Elberfeld, Düsseldorf, Barmen und anderen rheinischen Städten, die Schweizer — über 1000 Mann — die Bayern, Oesterreicher, Tyroler und die Pfälzer, sowie die Schützen von Berlin und anderen norddeutschen Städten.

Aber welch' ein Enthusiasmus auch, namentlich bei dem Einzug der stammverwandten Schweizer; . . . und wie stattlich sie aussahen, in ihrer heimathlichen Tracht, Alpenrosen auf den Hüten, . . . vorangeschritten von ihrer Cadettenmannschaft, einer guten Anzahl netter kleiner Bürschchen mit Trommeln und Pfeifen und einem

colossalen Tambourmajor, der seinen Stock haushoch schleuderte und mit der erstaunlichsten Gewandtheit wieder fing.

Auscultator Sommer meinte: er habe darin Aehnlichkeit mit manchen Fürsten, die in Zeiten der Noth — wenn ihnen das Wasser gerade an die Gurgel gehe — auch den Korporalstock ihrer absoluten Regierungsweise haushoch von sich zu schleudern und ihn zur rechten Zeit doch wieder aufzufangen verstünden.

Aber wie herzlich war nun das Wort, mit welchem man die Schützen der nachbarlichen Schweiz in der alten deutschen Reichs-Krönungs- und Wahlstadt willkommen hieß: „Der Festort Frankfurt" — so ließ sich der Redner vernehmen — „ruft den Schützenbrüdern aus der Schweiz ein herzliches Willkommen zu!"

„Dank Euch, Ihr Männer, daß Ihr dem Rufe gefolgt seid, und heute zum erstenmal an den Ufern des Maines jenes glorreiche Banner aufgepflanzt, welches die Helden von Morgarten, Sempach und der Melzerheide, von Murten und St. Jakob geführt hat."

„Wenn unsere Jugend das flammende Kreuz noch nicht kennt, so kennt sie doch die Tage des Ruhms, verherrlicht in den unsterblichen Gesängen unserer Dichter; sie kennt das Land der Alpenrosen, die Felsenburg der Freiheit, das Brudergeschlecht der Eidgenossen und diese begeisterte Jugend ruft Euch heute zu: Seid willkom-

men auf deutscher Erde, Ihr treuen Boten aus dem Schweizerlande, Gruß und Handschlag zum ewigen Bündniß, liebwerthe Eidgenossen. Unsere Schweizer-Brüder leben hoch! hoch! hoch!"

Und mit Begeisterung wiederholten Tausende — und mit ihnen Springfuß, Sommer und Weihrauch — dies dreimalige „Hoch!" daß es weithin durch die Lüfte schallte.

Und aus voller Seele und aus voller Kehle gaben die Schweizer dies „Hoch!" dankend zurück. Dann ging es mit Musik und Fahnen durch die Stadt und ihre prangenden Straßen.

Aber auch die Nacht brachte, trotz dem anhaltenden Regen keine Ruhe, so wenig der letztere die Begeisterung der Massen dämpfen konnte.

Während sich am Abend die Schützen in die Gastlocale der Stadt und in die Häuser der Bürger vertheilten, bei welchen sie freie und gastliche Aufnahme fanden, brachten die vereinigten Männergesangvereine dem Herzog Ernst ein solennes Ständchen. Himmel! wie klang es da aus Herz und Brust zum Himmel auf; . . . wie dankte der edle Sachsen-Herzog so warm und freundlich; . . . wie tönten die Jubelrufe durch die finstere Nacht.

Aber was kümmerte die finstere Nacht, was der rollende Donner und der flammende Blitz, was der

herabströmende Regen Sommer und seine Freunde. Sanft ruhte Anna in weichem Flaum, . . . lächelnd lag sie in Morpheus Schooß . . . die drei Männer aber saßen heiter im Saale des „Landsberges" und tranken jubelnd ihre Gläser auf Deutschlands Einheit und zukünftige Größe aus.

Erst als sie — spät nach Mitternacht — ihre Betten suchten, sagte der Grubenbesitzer, indem er auf den herabströmenden Regen lauschte: „O weh! o weh! das ganze schöne Fest wird verregnet werden!"

Auscultator Sommer aber schnalzte lustig mit dem Finger und rief: „Nicht verregnen wird das Fest, aber verrechnen werden sich Diejenigen, die mit Freuden darauf hoffen, daß es zu Wasser wird. Mich soll der leibhaftige Satan holen, wenn wir nicht bis Morgen das schönste Wetter haben! Gott verläßt seine braven Deutschen nicht!"

Und der Auscultator behielt recht: Gott verließ sie nicht!

Freilich brach auch der kommende Morgen trübe genug an . . . und doch! . . . wer hätte am 13. Juli 1862 in Frankfurt am Main den Festzug, die Uebergabe und Weihe der prachtvollen, der gewaltigen Bundesfahne mit erlebt, ohne von diesen unvergeßlichen Eindrücken ergriffen, erhoben und erschüttert zu sein?

Wer hätte nicht all den Jammer, den man Deutsch-

land bereitet hat und täglich noch bereitet, auf Augenblicke über die namenlose Freude vergessen, die er empfand, als er die zerrissene, die vielgespaltene, die getrennte Nation unter einem weithin leuchtenden Banner den heiligen Schwur der Treue für das Vaterland ablegen hörte?

„Welch' ein gewaltiges, majestätisches Schauspiel!" — rief Weihrauch und seine Augen strahlten in Begeisterung, während seine Hände die der ebenso begeisterten Freunde faßten und schüttelten — „welch' ein gewaltiges, majestätisches Schauspiel, . . . ein Volk in Waffen! Unser Volk, das deutsche Volk, in Waffen versammelt, nicht zu gemeinsamem Rathen, sondern zu gemeinsamen Thaten!"

„Ja, ja!" — rief Sommer — „die zusammen singen, wollen nun auch zusammen ringen!"

„Und" — setzte Grubenbesitzer Springfuß hinzu — „Gott im Himmel sieht darein! Er läßt, nach den Stürmen und Gewittern dieser Nacht, das Wetter wirklich besser werden!"

„Ich sagte es ja voraus!" — fiel hier Sommer heiter ein — „der Himmel verläßt uns Deutsche in der letzten Stunde doch nicht!"

Und in der That, das Wetter hatte sich so vortheilhaft gestaltet, wie man es sich nur für einen Festzug wünschen konnte!

Ein bedeckter Himmel, durch den hie und da freundliche Sonnenblicke strahlten, ließ den länger als vier Stunden dauernden Marsch durch die Straßen der Stadt nach dem Festplatze ohne Beschwerden aushalten und war zugleich ein schönes Symbol der Mischung von Ernst und Heiterkeit, welche die Grundtöne des Festes bildeten.

Schon in der Frühe füllten sich die Straßen der Stadt, bevölkerten sich die Häuser, von den untersten Geschossen bis auf die Giebel, an allen Fenstern, ja selbst auf den Dächern. Weit über Hunderttausend Menschen waren in Bewegung, den Festzug zu sehen.

Endlich, um elf Uhr, setzte er sich in Bewegung. Noch drohte der Himmel jeden Augenblick mit Regen. Als aber, mit dem Schlage 12 Uhr, die Spitze des Zuges auf den schönen freien Platz einbog, wo die Uebergabe der Bundesfahne an den Festort Frankfurt stattfinden sollte, da zertheilte sich das Gewölke . . . und . . . die Sonne ließ ihren goldenen Glorienschein über das herrliche Sinnbild deutscher Einheit gleiten.

Der ganze Festzug gruppirte sich nun in schönster Ordnung in dreifacher Reihe um den weiten geräumigen Platz, den sogenannten Roßmarkt. In der Mitte desselben war eine Tribüne für den Bundesvorstand errichtet. Gegenüber auf dem Balkon des großen und prächtigen „englischen Hofes" befand sich der erlauchte

Gründer des deutschen Schützenbundes, der Herzog von Coburg, von den vorbeiziehenden Theilnehmern des Zuges jubelnd begrüßt.

Plötzlich schwieg die Masse, ... kein Laut ließ sich vernehmen: die Aufstellung war beendet, einer der Sprecher ergriff das Wort, im Namen der Stadt Frankfurt die Männer aus Süd und Nord, aus Ost und West, die zur Verherrlichung des ersten deutschen Nationalfestes herbeigekommen, zu begrüßen. Und weithin schallten die Worte: „Seid gegrüßt, Ihr Männer Alle! Im Namen der freien Stadt Frankfurt und des Gesammt-Festausschusses, heiße ich Euch Alle willkommen!"

„Willkommen Ihr deutschen Schützen! die Ihr jetzt zum heiteren Waffenspiel versammelt seid. Bald vielleicht ruft die Zeit, für das gemeinsame Vaterland vereint zu kämpfen."

„Willkommen Ihr Mitglieder des deutschen Schützenbundes, die Ihr die Wehrkraft des gesammten Volkes und damit die Ehre, die Macht und die Größe unseres Vaterlandes fördern wollt. Willkommen auch Ihr Nachbarn aus der freien Schweiz, Ihr unser Muster und Vorbild, sehet heute zu, ob wir ein ebenbürtiges Volk sind."

„So heiße ich Alle, Alle auf das Herzlichste willkommen, und eröffne nun dieses deutsche Schützenfest, dieses erste Bundesschießen. Es sei ein Fest der Freude

und des Friedens, ein Fest der Einigung, der Erhebung und der Begeisterung für das Vaterland; unser ganzes, großes, einiges Deutschland lebe hoch!"

Und „hoch!" — „hoch!" — „hoch!" donnerte es durch die Lüfte und wälzte sich von Platz zu Platz, von Straße zu Straße, wie eine Windbraut, die über den im Sturm aufjauchzenden Ocean fährt.

Als aber jetzt der unendliche, der namenlose Jubel verrauscht war, der sich durch die dichtgeschaarten Reihen wie eine heilige Losung von Glied zu Glied bis zu den entferntesten Puncten und hinein in alle Seitenstraßen und hinauf bis zu den höchsten Giebeln, der von begeisterten Männern und freudestrahlenden Frauen dichtbesetzten Häuser verpflanzte, da trat der ~~edle~~ Sachsen-Herzog aus dem Hotel und schritt im Geleite der imposanten von drei kräftigen Männern getragenen Bundesfahne auf die Tribüne zu.

Und abermals lautloses Schweigen . . . und abermals ein stolzes, herrliches Wort, und zwar diesmal aus dem Munde des Herzog's:

„Deutsche Männer und Frauen!" — rief er — „während ich noch vor kaum einem Jahre unter allgemeinem Jubel die Gründung des Schützenbundes verkündete, so gilt es jetzt, dem vollendeten Werke die Weihe, dem Bunde sein Symbol zu geben. Der Krieger schwört bei seiner Fahne. Lassen Sie mich im Namen Ihrer

Aller, im Namen der vielen Tausenden, die gezogen kamen von den Dünen der Nordsee, bis zu den schneeigen Alpen, lassen Sie mich geloben bei dieser Fahne, treu zu halten am Vaterlande, und wenn dieses ruft, es zu wehrhaftem Bunde zu einen und es mit Gut und Blut zu vertheidigen. So wehe es denn, dieses herrliche Banner, von Frauenhänden gewoben, Ihnen Allen und Ihrer Ehre anvertraut; ein deutsches Banner, das deutsche Männer vereint!"

Und wieder schallte — diesem heiligen Gelöbniß beistimmend — aus tausenden und abertausenden von Herzen und Kehlen ein dreimaliges „Hoch!" nach, in der Ferne wie dumpfer Donner grollend. Der Herzog aber fuhr fort: „So übergebe ich denn hiermit der freien Stadt Frankfurt, der gegenwärtigen Feststadt, dieses Banner. Uebernehmen Sie die Fahne, halten Sie sie treu und bewahren Sie sie!"

O! das war ein großer, schöner Moment! Thränen in den Augen und doch flammenden Blickes standen die Freunde und drückten sich die Hände; während draußen die „Hurrah's!" und „Hoch's!" nicht endeten, Blumen regneten, und zahllose Taschentücher, wie ebensoviel Frieden- und Freudenfahnen in den Lüften flatterten, während ernst und feierlich die Donnerschläge der Kanonen dazwischen fielen.

Ja! ja! er war unbegränzt, der Enthusiasmus! ...

unbegränzt und in edlem Wettstreit zwischen den Zugtheilnehmern und den in den Häusern, auf den Dächern, auf Gerüsten, Laternenpfählen und allen möglichen erhöhten Standpuncten postirten, aus Nah und Fern in unzähliger Menge herbeigeeilten Menschen. Und in donnernden Tonwellen schallte und wogte es hinauf und hinunter, herüber und hinüber.

Aber es waren ja auch weit über hunderttausend Menschen, die an diesem Tage in Frankfurt auf den Beinen waren:

Rief doch auch Auscultator Sommer in seinem Entzücken und Staunen:

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
„Die gastlich hier zusammenkamen?
„Von Kekrops Stadt, von Aulis Strand,
„Von Phokis, vom Spartanerland,
„Von Asiens entleg'ner Küste,
„Von allen Inseln kamen sie!"

„Und sollte man nicht meinen, der Himmel hätte auch mitsprechen, und seinen Wohlgefallen an den Tag legen wollen?" — fiel hier Weihrauch ein. — „Gerade als die weißgekleideten Jungfrauen, die dem colossalen Rosenbouquet vorausgingen und die silbernen Ehrenbecher trugen, . . . gerade als diese ihren Einzug auf den Platz hielten, trat die Sonne hell und glänzend aus den Wolken hervor und bestrahlte das so überaus liebliche

Bild mit ihrem holdesten Lächeln. Ein Moment von unvergleichlicher Poesie!"

„Ja!" — sagte Grubenbesitzer Springfuß — „dann verschwand sie aber wieder."

„Nur auf Minuten!" — rief Weihrauch. — „In dem Augenblicke aber, als die gewaltige Bundesfahne erhoben wurde, da zertheilte sich abermals das Gewölke und strahlender Sonnenschein ergoß sich auf die heilige Oriflamme des deutschen Schützenbundes!"

„Das ist auf den gestrigen Regentag: post nubila phoebus! Per aspera ad astra!" — rief Sommer.

„Das heißt?" — frug das junge Weibchen freundlich.

„Durch Nacht zum Licht!" — meinte der Gatte und sah sie mit strahlenden Augen an.

„Und ich habe noch etwas bemerkt!" — fuhr Anna fort. — „Ein sinniges Spiel des Zufalls war es auch, daß, als die Spitze des Festzuges auf dem Platze anlangte, ein Schwarm Tauben vor demselben aufflog und sich eine Zeit lang über dem Zuge in der Luft wiegte."

„Flogen die Vögel dann rechts oder links?" — frug Sommer lächelnd.

„Das weiß ich nicht!" — sagte das liebliche Frauchen erröthend — „aber sie kamen mir doch als Boten des Friedens, als ein Symbol des „heiligen Geistes" der Eintracht vor!"

„Mögen sie dies gewesen sein!“ — rief Weihrauch fast feierlich, und drückte Anna leise die Hand.

Indeß hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt; aber . . . was für ein Zug war dies auch! Wie schön, wie prächtig, wie ernst und doch freudig und . . . an zehn bis zwölftausend Menschen stark! . . . mit unbändigem, gar nicht endendem Jubel in jeder Straße, an jedem einzelnen Hause empfangen; . . . mit Blumen und Kränzen beworfen; aus den mit Guirlanden und Fahnen bedeckten Häusern von Tausenden und Abertausenden von reizenden Frauen und Mädchen mit wehenden Tüchern begrüßt.

Von Reitern und Turnern eröffnet, unter welch' letzteren alle Altersstufen vertreten waren, von den ganz jugendlichen, bis zu den kräftigen Jünglings- und Mannesgestalten, folgte ein sehr geschmackvoll gekleidetes berittenes Musikcorps.

Darauf kamen — auf sinnige Weise die Entwicklungsgeschichte der Waffen andeutend — fünf Gruppen: zuerst auf ungesattelten Pferden alte Germanen mit Bärenfellen und Lanzen. „Donnerwetter!“ — rief Sommer bei ihrem Anblick — „das sind stämmige, bärtige Männer, die auf ihren kräftigen Pferden dem gegenwärtigen Pigmäen-Geschlecht in der That einen Begriff von der Urkraft seiner längst vermoderten Ahnen beibringen können.“

In civilisirtere Zeiten führten sodann mit einem Sprunge Bogenschützen des 11. Jahrhunderts in blau und weißen Wämsern, bauschigen kurzen Hosen und enganliegenden Strümpfen, die gefiederten Pfeile in Köchern. Ihnen folgten Armbrust-Schützen aus dem 15. Jahrhundert, in Grau und Roth gekleidet.

In eine folgende Periode, welche einen totalen Umschwung in der Waffengeschichte hervorgebracht hat, führten nun Luntenschützen des 15. Jahrhunderts in braun und grünen Röcken mit glänzenden Pickelhauben. „Das Pulver ist erfunden" — rief hier der Auscultator — „aber noch nicht das Percussionsgewehr! Wie umständlich muß das Anzünden der an dem unendlich langen und schweren Feuerrohr herunterhängenden Lunte gewesen sein, welches dazumal noch mit dem am Gewehre angebrachten Stahl und Feuerstein besorgt werden mußte."

Jetzt kamen Feuerschloßschützen aus dem dreißigjährigen Kriege. Eine stattliche Truppe in ihren gelben Röcken mit schwarzen Verzierungen, und ihren großen Hüten mit wallenden Federbüschen. Nach den Riesenstangen der Luntenschützen erschienen ihre kurzen Tromblons wie Zwerggewehre, die am Ende des Laufes in breiten Trichtern enden und am Schloß ein ganzes Uhrwerk zum Aufziehen haben.

„Hurrah!" — rief jetzt Sommer — „die Vergangenheit ist abgethan, das 19. Jahrhundert rückt auf!"

Und wirklich zeigen sich jetzt Turnerschützen. Eine leichte, bewegliche Schaar!

Aber da naht ja die schönste aller costümirten Abtheilungen des herrlichen Festzuges: es sind die berittenen Schützen, deren zwar einfache aber äußerst malerische Tracht von vorzüglicher Wirkung ist.

Und dann! ihr famoser Trompeter mit der Feder!

Wenn die prächtige Schaar in die Straßen einreitet, wie stolz lehnt er sich da im Sattel zurück und schmettert seine Fanfaren in die Luft, als gehe es eben zum ritterlichen Turnier!

Und nun die imposante Masse von 900 Frankfurter Sängern, Reichsbanner, Jäger, abermals 700 Turner, die in Roth gekleideten Zeiger, die Urschützen Frankfurts, die seit dem 14. Jahrhundert bestehen . . . und nun? . . .

„O wie herrlich! wie herrlich!" — rief die junge Frau . . . und . . . wahrlich, der Anblick war auch in der That reizend:

Der Darstellung des Kampfes folgte die Symbolisirung des schönen Lohnes. Und aus welchen Händen wäre der Preis schöner und süßer, als aus den Händen der Jungfrauen?

Was das staunende, das entzückte Auge jetzt erschaut, ist eine Bouquet-Gruppe ganz aus Duft und Reiz gewoben . . . die lebendig gewordene Poesie.

Kleine Knaben in blauen Blousen mit gleichen Beinkleidern und schwarzen Stulpstiefeln mit rothen Umschlägen eröffnen sie. Jungfrauen — so blühend, duftig und lieblich wie die Rosen in ihren Haaren und Händen — weißgekleidet mit rothen Schärpen, tragen bekränzte silberne Pokale. Es sind Ehrengaben, den tüchtigen Schützen geweiht.

Aber! . . . o Zauber! . . . ihnen folgt ein wandelnder Rosengarten: ein riesiges, von vier Männern getragenes Rosen-Bouquet. Und zwischen den großen prächtigen Blumen und dem frischen Laube fallen himmelblaue Seiden-Bänder nach allen Seiten nieder, die eine leichte Brücke bilden zu den Händchen kleiner blondlockiger und blauäugiger Mädchen.

Größere Knaben, ebenfalls phantastisch in Blau gekleidet, das Barret mit Eichenlaub umwunden, Preisstutzen im Arm, schließen die herrliche Gruppe ab.

Ihr folgt der Frankfurter Schützenverein, in Schützenjoppe und Schützenhut, 1000 Mann stark; dann der Bundesvorstand und das Central-Comite mit schwarz-roth-goldenen Schärpen und an dessen Spitze der Herzog von Coburg, auf Schritt und Tritt von donnerndem Jubel begrüßt, und selbst nach allen Seiten hin freundlich grüßend.

Und jetzt! . . . jetzt! . . . die prächtige, schwarz-roth-goldene Bundesfahne, von drei Männern getragen, um-

weht und umflattert von einem ganzen Fahnenwald: ein blendendes, prächtiges und farbenwogendes Bild, gewoben aus mehr denn 150 Fahnen und Standarten.

Dem Fahnenwalde, der den Gedanken der Einheit verkörpert und, besonders von der Höhe aus gesehen, einen feenhaften Anblick, wie ein in tausend Farben wogendes Meer machte, folgten die Schweizerschützen, eine endlose kräftige Schaar. Es waren über 1000 Mann, meist kleine aber untersetzte Gestalten, Alpenrosen und das rothe Schweizerkreuz am Hute.

Und nun kam die Volksarmee der deutschen Schützen, wohl 8000 an der Zahl, wie alle Anderen jubelnd begrüßt und selbst jubelnd. Auch die Tyroler, zumeist in ihrer malerischen Landestracht folgten, bis Turner den unendlichen Zug schlossen.

„Das war ein mächtiger, ein erhebender Eindruck!" — rief Auscultator Sommer, als, nach beinahe zwei Stunden, der Zug vorüber war.

„Und welche schöne begeisterte Stimmung unter den Zuschauern und im Zuge selbst!" — sagte Springfuß.

„Sie soll nur auch Früchte tragen! diese Stimmung!" — meinte Weihrauch — „und nicht, wie schon so oft, mit den Hurrahs verwehen. Wenn die Saat der Freiheit bei uns Früchte bringen soll, so müssen sich die einzelnen deutschen Volksstämme verstehen, achten und sich die Hand reichen."

„Und dann muß der Muth und der Wille da sein, die Einheit und Freiheit des Vaterlandes unter jeder Bedingung herbeizuführen!" — rief Sommer. — „Wenn ich nach Hause komme, bin ich der Erste, der auch in unserem Städtchen einen Schützenverein schafft."

„Und glaubst Du, daß wenn es Ernst wird, alle, die hier jubelnd vorüberzogen, sich stellen werden?" — frug Weihrauch.

„Den Teufel auch!" — meinte Sommer. — „Auch hier macht sich die Krankheit unserer Zeit, der Schwindel, geltend. Aber das möcht' ich doch schwören, daß sieben Achtel der Schützen wackere, gesinnungsfeste Männer sind, die mit Begeisterung dem Rufe des Vaterlandes folgen werden. Es gilt jetzt vor allen Dingen einen guten Volksgeist zu wecken, und dem giebt dies Fest Nahrung. Wir wollen ihn in den Sänger-, Turner- und Schützenvereinen pflegen und hegen und dann wird das deutsche Volk bald in voller Kraft seinen inneren und äußeren Feinden entgegen treten können."

Sie wurden hier unterbrochen, da ihnen ihre freundlichen Wirthe entgegentraten.

Erfrischungen wurden herumgereicht und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Die Familie Zielfelder.

Auscultator Sommer, Weihrauch, sein junges Frauchen und Springfuß waren nämlich in den gastlichen Tagen jenes schönen Festes von Herrn Zielfelder, einem Verwandten des Grubenbesitzers, — einem angesehenen Kaufmann in Frankfurt — über die Dauer des ganzen Schützenfestes eingeladen worden.

Tausende von Schützen und Fremden fanden ja damals in der lieblichen Mainstadt freies Quartier; wie sich denn überhaupt zu jener Zeit in Frankfurt die Gastfreundschaft seiner Bürger fast überbot. War doch selbst der Herzog von Coburg der freundlichen Einladung eines frankfurter Banquiers gefolgt, und hatte bei demselben Wohnung genommen.

Der alte steife, geldaristokratische Zopf, der sonst in jener Stadt den Zutritt in Familienkreise so sehr erschwert und sich um die gesammte höhere kaufmännische Welt wie eine schützende chinesische Mauer legt; ... dieser alte steife, geldaristokratische Zopf war diesesmal und für jene Tage in der That fast ganz verschwunden.

Die große Idee der nationalen Einheit war die Sonne, die für einen kurzen Frühling Eisberge schmolz; und so hatten denn einige dieser erwärmenden Strahlen ihren Eingang auch in die Herzen der Familie Zielfelder gefunden. Der Grubenbesitzer war von seinen Verwandten eingeladen worden, da er aber erklärte: nur in Gesellschaft seiner Freunde Sommer und Weihrauch, sammt dessen jünger lieblicher Frau, nach Frankfurt gehen zu wollen, so öffnete das Haus H. H. Zielfelder & Comp. seine Pforten diesmal auch einem Auscultator und einem General-Verwalter.

Die Aufnahme war indessen — das mußten Alle bekennen — eine sehr freundliche, die Gastfreundschaft eine fast übermäßig splendite. Etwas weniger Aufwand und Ostentation wäre sogar behaglicher gewesen; dennoch fiel alles Drückende weg, da den Besuchenden gar keine Schranken für ihr Thun und Treiben gezogen waren. Sie fühlten sich frei, wie der Vogel im Hanfsaamen und doch wie zu Hause. Das waren nun freilich für Sommer und Weihrauch auch Lebensbedingungen, um deren Willen Beide eigentlich abgesagte Feinde aller Einquartierung bei Freunden und Verwandten waren.

„Persönliche Freiheit vor Allem!" — war beider Motto, und so zogen sie für gewöhnlich das schlechteste Wirthshaus der glänzendsten Einladung vor. Diesmal aber waren freilich in keinem Gasthause mehr Zimmer

zu haben . . . und . . . der Grubenbesitzer garantirte die nöthige Unabhängigkeit.

Uebrigens war es ganz interessant einen Blick in das Innere dieser Familie zu werfen, die in allen ihren Zweigen so recht das Wesen der Neuzeit charakterisirte.

Der Chef derselben und des Hauses H. H. Zielfelder & Comp. war ein Kaufmann im engsten Sinne des Wortes, d. h. jeden Zoll breit ein Geschäftsmann; . . . aber auch weiter gar nichts! Weniger war es dabei seine Commission und Spedition und sein Wollgeschäft, die ihn in Anspruch nahmen, als die Börse: National $63^5/_8$, 5% Metallique 55 machten ihm viel zu schaffen, da er davon liegen hatte: Taunuseisenbahn-Actien $334^1/_2$ machten ihm Freude; dagegen riefen die Homburger Actien gerade in diesen Tagen schwere Sorgen in ihm hervor und absorbirten seine Gedanken fast ganz. Sie hatten bis dahin so schön gestanden, und waren nun plötzlich mehr als flau! Warum? Weil der gewaltige, sittlich starke Geist, der von dem Feste aus wehte und die Abneigung des Volkes gegen diese niederträchtigen Spielhöllen wiederholt auf das Entschiedenste Kund gegeben, . . . weil dieser gewaltige, sittlich starke Geist auch auf die Homburger Regierung eingewirkt, und man in der That von Oben herab Anstalt machte, der privilegirten Räuberei der französischen Spielpächter mit einemmale ein Ende zu machen.

So waren die Homburger Actien plötzlich gewaltig gepurzelt . . . und . . . Zielfelder hatte erst an der Rhein-Nahe-Bahn so viel verloren!

Er durfte an dies Papier gar nicht denken! . . . $32^3/_4$? . . . Es war schmählich! Und wenn es nun mit den Homburger auch so ging?

Wahrlich! wahrlich! es sah', trotz aller Fahnen und Kränze, ausgehängten kostbaren Teppichen und Blumen an seinem Hause sehr schwarz, trüb und winterlich in seinem Inneren aus.

Mit Commission und Spedition ging es in Frankfurt längst nicht mehr recht. Köln hatte hier der Mainstadt den Vorrang abgelaufen. Der durch die Eisenbahnen herbeigeführte Umschwung aber diese Geschäftszweige fast unnöthig gemacht. Auch der Wollmarkt war dadurch für Frankfurt hin — so schön er sonst geblüht und in den Häusern Bethmann, Springsfeld & Mack, Minoprio, Klotz u. s. w. gepflegt worden war. Zu welchem Zweck sollte sich die Neuzeit noch vermittelnder Märkte, mit einem großen Aufwand von Spesen bedienen, da die Eisenbahnen mit Leichtigkeit directen Ankauf dieses Rohstoffes zuließen?

Aber was that denn dies alles? Da Frankfurts glückliche Lage und seine Bedeutendheit als Geldplatz jeden Tag die schönsten Börsenspeculationen zuließ, so brauchte ein Mann von Kopf ja gar keinen Werth mehr

auf Commission und Wollballen zu legen . . . sondern . . . nur in Staatspapieren zu speculieren . . . und . . . er war geborgen.

Auch der Chef des Hauses H. H. Zielfelder & Comp. dachte so. (Von der Compagnie bestand Niemand mehr, es war nur die alte Firma.)

Alle Welt spielte ja jetzt an der Börse . . . und . . . Geld mußte verdient werden, . . . viel Geld! denn die großartig eingerichtete Haushaltung und die immensen Bedürfnisse von Frau und Kindern verschlangen schreckenerregende Summen: Madame waren eine stolze, beschränkte, hochmüthige Frau, die gegen Niemanden zurückbleiben wollte, . . . das Töchterchen eine Instituts-Pflanze, . . . der Herr Sohn aber ein Leichtfuß, der sich lieber auf den Pariser Boulevards herumtrieb, Champagner trank und kleine Soupers unter vier Augen gab, als arbeitete.

So kam es — aber das war freilich ein in dem Zielfelder'schen Busen tief verborgen ruhendes Geheimniß — daß das Haus H. H. Zielfelder & Comp. längst nur noch auf schwachen Füßen stand und seine Noth hatte, sich zu halten. Die Börse nur war noch ein Pfeiler . . . aber freilich . . . ein sehr unsicherer, das bewiesen ja: National, Metallique, die Rhein-Nahe und jetzt wieder die Homburger-Actien!

Aber ein Mann von Welt läßt sich nicht merken,

was in seinem Inneren vorgeht. Vor Zielfelders Augen tanzten die Zahlen $63^5/_8$. 55. $32^3/_4$ und 140 wie Mouches volant; aber er stimmte doch pflichtschuldigst in das „hoch!" — „hoch!" — „hoch!" — mit ein. Indeß ward dadurch auch sein Gewissen nicht belastet, denn sein „Hoch!" galt im Stillen bei ihm den Coursen und namentlich jenen, deren augenblicklich niederer Stand ihn innerlich fast zur Verzweiflung brachte. Auch gegen seine Gäste war Herr Zielfelder äußerst artig, obgleich er in der That oft gar nicht wußte, was er zu ihnen sagte.

Desto besser gefielen sich Frau und Tochter in ihrem Reden.

Madame Zielfelder stellte eine vornehme Dame dar . . . oder vielmehr sie wollte eine solche darstellen. Es gelang ihr dies indeß nur wenig, weil sie sich in einem großen Irrthume befand: die gute Frau verwechselte, wie so viele Frauen, wahrhaft vornehmes Wesen — also den Inbegriff feiner Sitte, großer Weltkenntniß und gediegener Bildung — mit einem stolzen, hochmüthigen, von gewaltiger Vornirtheit und einem unendlich kleinen Gesichtskreise zeugendem Wesen. Ihre Crinoline war allerdings von sehr großem Umfange, ihr weißes Unterkleid sehr schön gestickt, ihre Robe von schwerer, bei jedem Schritte rauschender Seide, ihr Schmuck ächt und kostbar, ihr durcheinander gewirrtes Haar nach der

neusten Mode frisirt. Aber unter dem armen Hirnschädel war gar nichts zu Hause; ihre Bildung war so vollständig Null, daß sie z. B. regelmäßig „Antoni" statt „Adonis," — „Talbot" statt „Türbot," — „Cyklopen" statt „Centauren" und ähnliche Verkehrtheiten sagte.

Aus einer untergeordneten Stellung hervorgehend, fehlten der guten Frau dabei alle Lebenserfahrungen und sogar jener gesellschaftliche Schliff, der den Umgang in feineren Cirkeln so leicht und angenehm macht. So schwatzte sie, was ihr in den Mund kam und glaubte Geist und Lebenserfahrung zu beweisen, wenn sie alberne Aeußerungen, die ihr widersprochen wurden, auch noch fest und absprechend behauptete.

Und Eleonore, ihre zwanzigjährige Tochter, war diese nicht, gerade in dieser Beziehung, ihr vollständiges Ebenbild? Und doch hatte Eleonore, wie man zu sagen pflegt, eine gute, ja eine „vornehme" Erziehung erhalten.

Eleonore hatte schon als Kind ganz hübsche Anlagen gezeigt. Es fehlte ihr keineswegs an natürlichem Verstande; auch war ihre Erscheinung nicht übel, man konnte ihre Züge sogar regelmäßig und — wenn sie sich bei guter Laune befand — hübsch nennen; . . . aber! . . . aber! . . . wann war sie bei guter Laune?

Von ihrer zartesten Kindheit an über alle Maßen

verhätschelt und verzogen . . . daran gewöhnt, nur und allein ihrem Willen und Eigensinn zu folgen . . . bis zu ihrem zwölften Jahre schon mit allen nur denklichen Genüssen des Lebens: Spielsachen aller Art, Putz, Kindergesellschaften und Kinderbällen, Theater, Concerten und dergleichen mehr, überfüttert, machte Eleonore schon damals Nichts mehr Freude. Das arme kleine Ding war im zwölften Jahre in der That schon blasirt. Es langweilte sie damals schon Alles und diese Langeweile machte sie ärgerlich und launig; beides wurde dann durch einen finstern Blick und eine finstere Miene ausgedrückt, die ihr — vereint mit der Kälte und dem gänzlichen Mangel an Liebe und Herzlichkeit, der in ihrem Charakter lag, — schon als kleines Mädchen etwas Abstoßendes und Medusenartiges gaben.

So war die arme kleine Eleonore nie ein heiter spielendes und lächelndes Kind gewesen. Die verkehrte Erziehung der Eltern hatten ihr die ganze Lust und Frische einer glücklichen Kindheit geraubt; die darauf folgende unselige Instituts-Erziehung streifte dann aber vollends die letzten Blüthen der Jugend, der Kindlichkeit und Natürlichkeit von ihr ab.

Aber es war ja Mode, Anforderung der Zeit: Eleonore mußte als reicher Leute Kind in ein Mädchen-Institut, und zwar in ein „vornehmes“ geschickt

werden. Sie sollte einst als Weltdame glänzen und dadurch eine glänzende Parthie machen!

Aber was hatte nun diese Instituts-Erziehung aus ihr gemacht? . . . Nichts anderes . . . als die Unnatürlichkeit selbst.

Schon daß sie in dieser theueren und vornehmen Anstalt mit den Töchtern der ersten Häuser Frankfurts zusammen kam und Schulfreundschaft schloß, war schlimm genug, da es sie ihrer natürlichen Stellung entrückte. Steigerten sich doch Eleonorens Ansprüche dadurch gewaltig; gewöhnte sie sich doch nach und nach an den Gedanken, diesen Dämchen gleich zu stehen und daher auf Alles herabsehen zu müssen, was nicht zu den höchsten Schichten der Gesellschaft gehörte. Jedes andere Kind war ihr daher zuwider und wurde von ihr verächtlich zurückgestoßen. Nur mit den vornehmen Mitschülerinnen wollte sie Bekanntschaft und Freundschaft haben.

Und warum nicht: wurde sie denn nicht in jene Häuser und Familien sogar eingeladen, wenn die jungen Dämchen Gesellschaft gaben?

Die Mutter war entzückt davon, . . . entzückter noch als Eleonore selbst. Begriff sie doch in ihrer Kurzsichtigkeit nicht: daß die Vornehmen ihren Töchterchen einen solchen Umgang erlaubten, so lange es sich um Kindergesellschaften handle; daß er aber von dem Momente an aufhören werde, in welchem die Mädchen das In-

stitut zu verlassen und in die Welt zu treten hätten. Mit diesem Schritte mußte ja die Schranke fallen.

Und . . . sie war längst gefallen, diese peinliche Schranke. Mit der Confirmation hörten auf einmal die Einladungen auf. Die jungen vornehmen Damen wurden jetzt in die Sphären der haute volé eingeführt; mit den Rücksichten vertraut gemacht, die sie ihrer Stellung schuldeten . . . und . . . Eleonore war vergessen. Man grüßte sie fast nicht mehr.

Schmerzlich genug mußte dies freilich Mutter und Tochter berühren; noch trauriger für Eleonore aber war es: daß sie jetzt nicht nur ganz vereinsamt und ohne eine einzige Freundin dastand, sondern sich auch in ihrer eigenen Sphäre — die ihr fast unwürdig vorkam — wirklich unglücklich fühlte.

O! sie und ihre Mutter hatten sich ja in Gedanken für die Zukunft in ganz andere Bahnen verirrt gehabt. Sah' doch Madame Zielfelder in ihren Träumen schon, wie sich die Brüder von Eleonorens Institutsfreundinnen — reiche Banquiers Söhne und dergleichen — geradezu um Eleonorens Hand rissen.

Unselige Enttäuschung! Es sah' Eleonore gar keiner dieser Herren an . . . und . . . jetzt war sie zwanzig Jahre alt, . . . und . . . noch nicht einmal Braut!

Die zarte Pflanze, die — richtig gepflegt und in dem ihr eigenthümlichen und natürlichen Boden belassen

— vielleicht recht schöne Blüthen getragen hätte, war damit um diese gebracht.

Eleonore war in ihrem Inneren vollständig unglücklich . . . denn . . . sie war jetzt die Unnatürlichkeit selbst.

Der Fluch unserer Zeit ruhte ja auf ihr: das Losgerissensein aus der naturgemäßen Sphäre und das sich unselige Versetzen in eine höhere, in die man nicht hinein gehört.

Eine ganz eigenthümliche unaussprechliche Unruhe — die Frucht der Unbefriedigung — ergriff sie nun. Sie setzte alles fort, was sie im Institute zu lernen angefangen hatte; aber mit Oberflächlichkeit, wie sie es im Institut gewöhnt war, und mit Ueberstürzung. Sie spielte Clavier, brillante Sachen, aber alles schlecht, tactlos und ohne Gefühl und wahres Verständniß.

Was Mädchen in „vornehmen" Instituten gelehrt werden, geht nur auf das Effectmachen hinaus. Brilliren sollen sie . . . weiter nichts.

Sie sang — nach ihrer und ihrer Eltern Ansicht wundervoll! — in der That aber recht oft falsch und eben auch nur um . . . Effect zu machen. Gefühl und Seele fehlten auch hier vollständig.

Eleonore malte auch; das heißt, sie ging noch immer in die Zeichen- und Malstunde; aber sie machte hier höchstens einige Bleistift- oder Pinzelstriche. Die

Ausführung wurde dem Lehrer überlassen; das Ergebniß aber galt für ihre Schöpfung.

Papa und Mama wußten dies auch nicht anders, und Eleonore war aus dem Institut her gewohnt, alles für ihre Schöpfung zu nehmen, woran sie nur eine Hand gelegt. Man pflegte ja hier z. B. Stickereiarbeiten, die zu Dreiviertheilen schon fertig waren, zu kaufen, das eine Viertel noch daran zu sticken und dann das Ganze als seine Arbeit auszugeben. Es war dies so Mode.

Unwahrheit ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit. Sie achtet das Wesentliche nicht, wenn nur der Schein vorhanden ist!

Und dieser Schein? . . . er war eben für Eleonore Alles!

Wenn ihr Jemand entgegentrat, der sie bis dahin noch nicht gekannt, war sie die pure Gelehrsamkeit: dann warf sie mit Phrasen aus der Mythologie, der Geschichte und Literatur um sich, daß sie, für den ersten Moment wenigstens, einen Mann von wirklicher Bildung wahrhaft verblüffen konnte. Aber dies Pulver war freilich gar bald verschossen. Es waren eben nichts als leere Phrasen, Erinnerungen und Anklänge an den zum Erschrecken oberflächlichen Instituts-Unterricht.

Von irgend einem praktischen tieferen Wissen fand sich bei Eleonore auch nicht eine Spur. Selbst von der

englischen und französischen Sprache verstand sie nur eben so viel, um hie und da einmal ein englisches oder französisches Wort hinfallen zu lassen. Dagegen waren sämmtliche Mädchen aus dem Institute mit allen erdenklichen Liebesgeschichten völlig im Reinen. Liebesbriefe zu schreiben, war eine wahre Force im Institut gewesen, und Rendez-vous zu geben, war der köstliche Sieg über die sonst dort herrschende unvernünftige und übertriebene Strenge. Druck erzeugt ja immer Gegendruck. Jedes einzelne Mädchen ward durch die dumme Prüderie der Vorsteherinnen von vorn herein zur Heuchelei und Verstellung erzogen; warum sollte es von dieser guten Erziehung keinen Gebrauch machen? Die überschäumende Jugend verlangte ja ihre Rechte. Aber daß diese Liebeständeleien jetzt aufhörten, das war eben das Peinliche für Eleonore, und so hätte sie denn gern auch jetzt noch mit jedem männlichen Wesen gespielt, wenn es möglich gewesen wäre. Gespielt, sagen wir, denn in ihrem kalten, liebeleeren Herzen hatte sich von wirklicher Liebe noch nichts gezeigt.

Eleonore liebte Niemand! . . . nicht einmal ihre Eltern. Sie fürchtete den Vater, tyrannisirte die Mutter und alle Untergebenen und wollte nur einen Mann heirathen, um ganz selbstständig zu werden. Der Mann aber mußte sehr reich und sehr untergeben sein, sonst konnte sie keinen brauchen.

Geld aber — und das hatte sie mit dem Vater gemein — Geld war ihr die Hauptsache in der Welt. Sie konnte nie davon genug haben. Obgleich sich Eleonore daher für eine reiche Erbin und sehr gute Parthie achtete, ging ihr ganzes Streben im Geheimen doch dahin, noch mehr für sich zusammen zu scharren. Und warum sollte dies nicht gehen? Alle Welt speculirte ja jetzt in Saatspapieren und Eisenbahn-Actien . . . warum nicht auch s i e? Hatte sie doch einige Tausend Gulden von einer Tante vermacht bekommen, die ihr zur Disposition anheimgegeben waren. Eleonore speculirte daher in der That — wenn auch im Geheimen — mit Hülfe eines Maklers an der Börse . . . und . . . sie hatte wirklich schon Glück gehabt und gute Geschäfte gemacht.

Aber sie betrieb auch die Sache mit Ernst und Verschlagenheit. Hatte der Vater beim Frühstück die Zeitung mit dem Coursblatt zurückgelegt, so nahm sie Eleonore zur Hand . . . anscheinend um die Annoncen über Bijouterie, Chocolade-Pastillen, Prinzessinnen-Waschwasser, Hoff'schen Malzextrakt, Magenkrampf u. s. w. zu lesen, im Grunde aber um zu sehen, ob die Actien der Hessischen Ludwigsbahn und einige andere Papiere gestiegen oder gefallen seien. Vor der Börse, wenn der Vater schon weggegangen und die Mutter sich am Putztische befand, kam alsdann zumeist der Makler, um zu erfahren: ob und was sie kaufen oder verkaufen wolle.

So kalt Eleonore war, erregte sie dies Spiel oft doch recht leidenschaftlich, und zwar um so mehr, als es im Geheimen betrieben wurde. Aber das Geheime desselben gab ihm einen neuen Reiz. Es war ein Nachklang der Pensionszeit, wo sie und die Meisten ihrer Mitschülerinnen geheime Spiele am liebsten trieben. Auch bedurfte ihr übersättigtes Wesen so starker Anregungen, wenn sie sich nicht gelangweilt fühlen sollte.

Aber wußte sie denn, welch' einen traurigen Einfluß dies alles auf ihren Charakter, auf ihr Wesen und selbst auf ihr Aeußeres übte?

Nein! sie wußte es nicht . . . sie fühlte es nicht einmal, daß ihr ganzes Wesen aus Unwahrheit und Unnatürlichkeit bestand; überspannt und übersprudelnd auf der einen, verdreht und blasirt auf der anderen Seite. Furchtbar hoch hinauswollend, war sie dabei eine kalte Coquette . . . kalt nach Außen und doch leidenschaftlich und sinnlich nach Innen.

Die Herrschsucht stand ihr dabei — wenn sie sich nicht gerade Mühe gab liebenswürdig zu scheinen — mit scharfen Zügen in das Antlitz geschrieben. Dies Antlitz aber war von innerem Neid, Aerger und Unbehagen stets von bleicher gelblicher Farbe und entbehrte vor allen Dingen jenen süßen lieblichen Anhauch der Mädchenhaftigkeit, der alle Herzen so schnell gewinnt.

Und doch konnte Eleonore schön sein und war es —

wenn auch nur auf Augenblicke — sobald sich ein Strahl reiner Freude in ihr leeres Herz verirrte und ihre Wangen auf Momente röthete.

Unter solchen Umständen und bei den angedeuteten Charakteren würden sich nun freilich Springfuß und seine Freunde sicher sehr unbehaglich in dem Schooße der Zielfelder'schen Familie befunden haben, wenn nicht zwei Dinge stattgefunden hätten: einmal der glückliche Umstand, daß Auscultator Sommer ein hübscher, heiterer und unverheiratheter Mann war; Sommers Erscheinen warf daher auch warme sommerliche Strahlen in das sonst so kalte Herz Eleonorens, Sie wollte liebenswürdig erscheinen und war daher auch freundlicher als sonst; während der Gedanke: einem so netten Mann, wie Sommer — einem zukünftigen Procurator — zu imponiren, sie mit stolzer Freude erfüllte und öfter als gewöhnlich ein leises Roth auf ihre Wangen trieb. Der zweite Umstand dagegen, der den Besuch im Zielfelder'schen Hause angenehm machte, war: daß Eleonore eine Verwandte zur Seite hatte, die gerade als das Gegentheil von ihr erschien, nämlich als die Einfachheit, Kindlichkeit und Natürlichkeit selbst. Man nannte sie — Lina war ihr Vorname — und Eleonore nur les inséparables, und unzertrennlich waren beide allerdings. Indeß gründete sich diese Unzertrennlichkeit nur von Seiten Linas auf Freundschaft und Dankbar-

keit — als vermögenslos ward sie von Zielfelders erzogen — Eleonoren war sie als eine Art Sklavin, als ein lebendiger Blitzableiter ihrer beständigen Laune oder ihres Zornes unentbehrlich. War doch Linas Arm beim Schlafengehen oft von oben bis unten blau, so hatte sich die Arme von Eleonoren kneifen müssen lassen . . . denn Eleonore mußte irgend Jemanden kneifen, wenn sie zornig oder launig war. Sie hätte sich sonst selbst zerrissen. Und dann machte es Eleonoren Freude, ihre arme Verwandte zu tyranniſiren weil dieſe ſo ſchön und ſo lieblich.

Und doch trug dies Lina mit Geduld und Schweigen, ja ſie ließ ſich von Eleonore auf jede Weiſe mißhandeln ohne jemals zu klagen; war ſie doch die Tochter ihrer Wohlthäter und ſelbſt — das kannte Lina nur zu genau — in und durch ſich unglücklich.

So ſtand es in Wahrheit und Wirklichkeit in und mit der Familie Zielfelder, bei welcher Auscultator Sommer, Grubenbeſitzer Springfuß, Weihrauch und ſein Frauchen die ſchönen Feſttage des erſten deutſchen Bundesſchießen als Gäſte zubrachten. Es ſtand ſo in Wahrheit und Wirklichkeit . . . aber zwiſchen Wirklichkeit und Schein herrſcht auf dieſer Welt zumeiſt ein gewaltiger Unterſchied. Wohl gab es Menſchen, die die Familie Zielfelder und ihre Verhältniſſe ſeit Jahren kannten und daher zum Theile durchſchauten; für Leute

wie die Ebengenannten aber, die erst seit einigen Tagen als Gäste im Zielfelder'schen Hause weilten und noch dazu mitten unter den Zerstreuungen, Aufregungen, dem Jubel und der Begeisterung jedes Einzelnen und Aller für eine große schöne Sache . . . für diese war es in der That unmöglich, die freundliche Außenseite sofort zu durchschauen und hinter dem lieblichen Schein die nackte traurige Wahrheit zu erkennen.

Sommer, Weihrauch und Anna waren dabei zu einfache und zu unverdorbene Naturen, um hinter ihren Mitmenschen gleich Schlimmes zu suchen; — sie waren *selbst zu wahr*, um alles was sie sahen für *Unwahrheit* zu halten.

So kam es denn, daß sich die Gäste recht glücklich in dem Schooße der Zielfelder'schen Familie befanden. Sie staunten mit Behagen den Luxus und das ungemein comfortable Leben an, das hier herrschte. Die Gastfreundschaft erdrückte sie fast und Herr und Madame Zielfelder überboten sich an Artigkeit und Zuvorkommenheit; wenn auch der Erstere, als bedeutender Geschäftsmann und Chef eines großen Handelshauses, manchmal etwas zerstreut war und die Letztere sehr häufig dummes Zeug schwätzte. Solche Weiber waren Sommer und seinen Freunden nichts Neues und gaben ja Stoff zu tausend Witzen.

Den angenehmsten Eindruck machten aber die beiden

Mädchen auf die Gäste. Alle staunten — zumal die schlicht erzogene Anna — über die vielseitigen Kenntnisse und Talente der Tochter des Hauses, die überall einheimisch schien: in der Geschichte, in der Mythologie, in der Literatur, in der Musik, in der Malerei und allen weiblichen Stick- und Häkelkünsten. Sie glänzte ja in Allem, auch in ihrer Toilette, und wußte dies Glänzen fast blendend zu machen. Sie war ganz Liebenswürdigkeit ... fast dictatorisch liebenswürdig, denn sie octroyirte dieselbe fast ihren Gästen; ... ja sie konnte Anna — das kleine bescheidene Weibchen vom Lande — mit einer Heftigkeit umarmen, daß diese ordentlich davor erschrak.

Auscultator Sommer schien sie „ein Prachtexemplar von einem Mädel!"

Und wie schön glich dabei das stille Wesen der lieblichen Lina das zu unruhige, übersprudelnde und stürmische Wesen Eleonorens aus.

Und welch' ein Bild schöner, fast rührender Freundschaft zwischen diesen beiden Mädchen. Wie häufig küßte und umschlang Eleonore ihre Gespielin, der dann oft sogar Thränen in die Augen traten. Nicht von der Seite durfte dabei die arme Verwandte der reichen Tochter des Hauses ... alles mußte Lina mit Eleonoren mitgenießen, wobei die Erstere mit unendlicher Sanftmuth und Dienstfertigkeit, der Letzteren jedes Ver-

langen, jeden Wunsch an den Augen abzusehen wußte und sich gegen Eleonoren wie gegen die Gäste an Dienstfertigkeit überbot.

Anna — das kleine junge Weibchen — erschrak fast vor ihrer Unbedeutenheit, Eleonore gegenüber und beneidete Lina um ihre Freundschaft mit diesem glänzenden Wesen.

Sommer war von Fräulein Zielfelder entzückt und machte ihr mit Begeisterung den Hof. Weihrauch beobachtete staunend . . . und der Grubenbesitzer . . . lachte still in sein Fäustchen.

Aber man hatte ja in jenen Tagen weder zum Hofmachen, noch zum Beobachten, noch zum In's-fäustchenlachen viele Zeit. Die Herrlichkeiten des ersten großen deutschen Nationalfestes überstürzten sich; der gewaltige, der ungeheure Strom allgemeiner Lust und Begeisterung riß Jedermann mit sich fort, und des Schauens und Hörens und Genießens war kein Ende.

Auch Sommer und seine Freunde riß und wirbelte, wie natürlich, dieser Strom mit sich fort.

Deutsches Volksleben.

„Willkommen, ihr Männer von Deutschland, die ihr von nah und fern zum festlichen Frankfurt wallt, willkommen ihr Söhne des trefflichen Nachbarlandes mit den ragenden Bergen, willkommen ihr Alle, die ihr zu Deutschlands großem Fest Euch eint.

Wohl darf das Herz Euch aufgehen hier im Mainthal mit den sonnigen Fluren, — wohl darf es Euch höher schlagen an der mahnenden Stätte heiliger Erinnerung. Es grüßt Euch der altersgraue Thurm des hohen Kaiserdoms, der einst die Pracht des Deutschen Reichs gesehen; es grüßet Euch die Zinne von St. Paul darunter Deutschlands Parlament getagt.

Erst wenige Jahre sind es her, daß diese Stadt im Feierschmuck geprangt; es war am Ehrentag des deutschen Dichterfürsten — an jenem Tag, da wir durch's ganze Vaterland gezeigt, daß wir Ein Volk sind, so weit die Lieder unserer Dichter tönen.

Schwere trübe Jahre hatten trostlos über unserem Volke gelastet. Wem hätte die Brust nicht gewogt, als

endlich ein warmer Sonnenstrahl herniederdrang, des Frühlings erste Blume sich erschloß?

Aber langsam und schüchtern, als zweifle sie an ihrem ewigen Rechte, entrollte sich damals die Fahne der Nation.

Heute aber — da wiederum diese Stadt im Festschmucke prangt — heute ist es ein anderes; im Vollbesitze thront das schwarz-roth-goldene Banner; hoch wallt es über dem übrigen Festschmuck, hoch über dem wogenden Menschengewühl und rufet den Jubelnden zu:

Erringet die Macht und Größe, die Einheit und Freiheit des Vaterlandes! erglühet warm und innig für die gemeinsame Sache! fühlt Alle, die Ihr da kommt aus allen Gauen des weiten, des ganzen, des großen Vaterlandes, fühlt und erglüht Alle in jener Liebe, die den Bruder zu dem Bruder zieht, in jenem Stolze, der den Männern eines großen Volkes ziemt. Laßt uns für die Zukunft den Nationen Europa's in's Angesicht schauen im Vollgefühle unserer Kraft — laßt uns einander die Hände reichen zu ewigem Bunde — laßt freudig uns geloben:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Willkommen rufen ja die flatternden Fahnen und die duftenden Kränze!

Willkommen rufen die Tausende von Herzen, in welchen heute die Lust den raschen Schlag bewegt.

Willkommen ruft die stille Freudenthräne, die ungesehen aus manchem Auge bricht.

Willkommen endlich ruft der Geist, der ernst und mahnend über diesem Feste schwebt — der Geist der Zukunft unseres Vaterlandes:

Wer ist das Weib, das königliche, hehre,
Das frei und stolz auf Berges Zinnen steht,
Als ob ihr Eichenkranz die Krone wäre,
Die sie gehüllt in solche Majestät?

Was schaut sie in den Rheinstrom sinnend nieder,
Der das Gewand zu Füßen ihr umsäumt?
Sieht sie ihr Bild in Jugendfülle wieder,
So morgenschön, als ob ihr Sieg geträumt?

Frei wird ihr Blick und schweift durch weite Gauen —
Welch' Zauberklang schlägt jubelnd an ihr Ohr?
Viel tausendstimm'ger Chor dringt von den Auen
Aus deutschem Volk auf Sangesflug empor!

Wir Söhne sind's! die heute hergezogen, —
Germania! Kennst Du der Deinen Schaar,
Die eine Liebe All' in's Herz gesogen,
Vergessen nie, wer ihre Mutter war?

Weß' Namen wir, weß' Farben auch wir tragen,
Ob Jeden auch ein andres Dach umfängt,
Will nach der Heimath man uns draußen fragen,
Ist's nur ein Land an dem die Seele hängt:

„Ich bin ein Deutscher! tönt's ihm froh' entgegen,
Und Deutschland ist's wo meine Wiege stand,

Mein Hoffen ist: ein jedes Werk krönt Segen,
Geschieht's mit Gott für's theure Vaterland!"

Drum folgt so gern der deutsche Mann dem Schalle,
Der seine Brüder ihm zusammen führt,
Und schreibt in seines Volkes Ruhmeshalle
Jedweden Namen, der sie leuchtend ziert.

Ob ihn der Thron, die Hütte hat geboren,
Ist's nur ein Mann nach ächter, deutscher Art,
Bleibt auch sein Werk den Enkeln unverloren,
So lang sie selbst den deutschen Sinn gewahrt:

Den Sinn, der gern den freien Nacken beuget
Vor Allem, was Gesetz und Gottes Ordnung heißt,
Vor Thronen auch die Wahrheit laut bezeuget,
Das Heilige nicht frevelnd niederreißt;

Deß' Wehr und Waffe ist ein gut Gewissen,
Ein starker Arm, ein ungebrochner Muth,
Die alte Treue, die kein Band zerrissen,
Auf dem der Segen unsrer Väter ruht.

Den schlichten Sinn, der still das Seine treibet,
Doch für das Vaterland sich freudig stellt,
Und nicht zurück vom heißen Kampfe bleibet,
Wenn ihn Gott selbst zum Rüstzeug hat bestellt.

Ja, diesen Sinn in Deutschland's Gau'n zu wahren,
Naht's, wie ein Rauschen, wie ein Frühlingsweh'n, —
Es zieht der Schütz herbei! der Sänger Schaaren,
Die Turner All' zum Werk zusammensteh'n!

Dir gilt's, Germania! Und Deine Söhne,
Sie nennen stolz heut' Deine Kinder sich.
Dein ist der Preis, welch' Haupt der Sieg auch kröne!
Ihr jubelnd „Hoch!" es ruft, Germania, Dich!

So jauchzte es aus des Volkes Seele — aus edlem Dichterherz — den Schützengästen entgegen!

Und vierzehn Tage lang dauerte dies großartige Fest ununterbrochen fort! Und während all' dieser Zeit behielt Frankfurt sein Festgewand; . . . während vierzehn voller Tage waren — von früh Morgens bis tief in die Nacht — sechzig bis achtzig tausend Menschen auf den Beinen, um nach dem Schützenplatze und der Festwiese, der sogenannten Bornheimerhaide, zu wallfahren!

Bildete doch diese Menschenmasse fortwährend nur einen einzigen ununterbrochenen lebendigen Strom, . . . einen einzigen ununterbrochenen Strom von Fußgängern, Reitern, Equipagen, Omnibussen und Droschken. Frankfurt war London und Paris geworden, nur das sein Treiben jetzt nicht das einer Geschäftsstadt, sondern ein gehobenes, von Freude, Stolz und Glück getragenes, begeistertes war.

Sommer und seine Freunde konnten gar nicht genug sehen, hören und mitmachen. Sie alle — namentlich aber die kleine junge Frau, die an ihr stilles Städtchen gewöhnt war — überkam es wie ein Rausch, wie eine wunderbare, doch zugleich angenehme Betäubung.

Aber, du mein Himmel, war das auch ein Leben auf dem weitausgedehnten unabsehbaren Festplatze, mit seiner feenhaften colossalen Festhalle für 8 bis 10,000 Men-

schen, mit seinem, von dem Standbilde der Germania gekrönten Gabentempel, seinen 100 Schützenständen, seinem kleinen Theater, seinen Springbrunnen, Tanzplätzen, Büreaux, Lese- und Schreibzimmern, seiner Badeanstalt, Post- und Telegraphenstation und all' den vielen Verkaufslokalen!

Und welch' ein Treiben hier! Kaum die Nacht macht ihm ein Ende. Wenn die Letzten fröhlich jauchzend nach Hause ziehen, eilen muntere Schützen schon wieder den Schießständen zu. Schaut nur das Bild eines dieser Tage.

Die Morgenglocke hat fünf Uhr geschlagen. Die letzten Gäste, die die Nacht jubelnd hier verbracht, sind heimgegangen. Die Wogen des Tonmeeres, das noch vor wenig Stunden über den weiten Raum dahin gebraust, sind verrauscht, die feierliche Stille des Morgens breitet sich über den im Thau glitzernden Platz. Noch sind die Colonnaden und Büreaux an der einen Seite des Platzes geschlossen; aber frisch und lustig flattern schon die Hunderte von Fahnen und Fähnlein, welche in allen Farben und Größen den Festplatz einfassen und schmücken, im Morgenwinde. Wie friedlich jetzt! Während später alles einzelne Geräusch in einem großen Tonschwall zusammenfließt, aus dem nichts Einzelnes mehr herauszuhören ist, sind jetzt deutlich noch einzelne Töne auf weitere Entfernung hörbar, so die munteren Zurufe

der schon rüstigen Turner oder des bereits beschäftigten Hauspersonals, welches soeben in der Halle en corpore sein Frühstück einnimmt.

Da unterbricht Kanonendonner die Morgenruhe. Das Signal ist gegeben: das Schießen beginnt auf's Neue! Und in der That: was ächte Schützen sind, die befinden sich auch schon auf dem Posten und harren des Zeichens, um das Feuer auf die Scheiben zu eröffnen, denn sie wissen, daß sie des Tags über nicht so leicht und so viel zum Schießen kommen, als eben jetzt. Am frühesten sind, wie natürlich, immer die Söhne der Berge, die Schweizer und die Tyroler. Wenn ihnen die verschlafene Köchin ihres Gastfreundes gegen 6 Uhr melden will, daß das Frühstück fertig sei, sind sie schon längst über Berg und Thal.

Nun wird's immer lebhafter an den Schießständen. Von allen Seiten knatterts und knallts. Vor jeder der hundert Scheiben stehen ein paar Schützen. Wie verschieden sind sie in Erscheinung und Manieren! Hier der elegante Berliner, der sich in seinem spitzen Jargon über sein „fabelhaftes Pech" verbreitet, wenn hinten an dem Ende der Tannenallee, wo der schwarze Kreis auf weißem Quadrat sichtbar ist, die Fahne des Zeigers auftaucht und auf Weiß zeigt. Darauf verschwindet die Scheibe wie durch Zauber in die Tiefe und eine zweite tanzt herauf. Das alles ist das Werk einer Se-

cunde und denselben Standpunct, den eben der Berliner verlassen, nimmt einen Augenblick darauf der stämmige Hochländer ein, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger wie ein Urwäldler aussieht, in seinen schweren Bergschuhen und grobwoll'nen Strümpfen, welche einen Theil des Beines ganz nackt lassen, während aus dem halboffenen ungefalteten Hemde eine breite dichtbehaarte Brust, und unter dem spitzen Hute mit riesiger Krämpe ein braunes bärtiges Gesicht hervorsieht. Wahrlich, wenn uns dieser also ausschauende Naturmensch in einem Hohlwege begegnete, wir würden vor ihm erschrecken, bis wir ihm — näher gekommen — in das gutmüthige Gesicht und in das treue Auge geschaut und bis er uns in seiner breiten gemüthlichen Mundart angeredet hätte. So verschieden aber, wie die Trachten, die hier durcheinanderwogen, sind auch die Dialecte, und mehr als einmal kommt es vor, daß die Söhne Germania's, welche hier unter einem Dache versammelt sind, die gemeinsame Sprache der Mutter in dem Bruder nicht wieder erkennen und sich, um ihn zu verstehen, eines Dollmetschers bedienen müssen.

Aber treten wir in's Freie zurück! Hier beginnt es schon lebhafter zu werden. Die Verkaufsläden in den Colonnaden werden geöffnet, die Herren vom Comite in bunten Schärpen erscheinen auf den verschiedenen Büreaux, denn es giebt immer viel zu thun; . . . zum Kü-

chenthore herein fahren die hoch mit Lebensmitteln beladenen Wagen, bei deren Anblick man sich unwillkürlich vor der Großmacht des Magens beugen muß. „Der Consum ist die causa movens des Weltalls" sagt Narziß. Haben doch die Festwirthe an einem Tage 97 Ohm Bier ausgeschenkt.

In der Halle, die mit ihrem Springbrunnen jetzt noch einen kühlen Aufenthalt darbietet, während der Temperaturgrad später von Stunde zu Stunde steigt, sammeln sich schon einzelne Gruppen von Schützen, um ein Gabelfrühstück, während die Kellner geschäftig hin und her rennen, um die Tische für den Nachmittag zu decken und in die Reihe zu setzen.

Unterdessen ist es auch draußen auf dem Festplatze lebendig geworden. Es sind mehr die gerade unbeschäftigten Schützen und die Fremden, die zu vielen Tausenden seit dem Feste in der Stadt weilen, welche den Festplatz jetzt bevölkern. Die Frankfurter selbst erscheinen in der Mehrzahl erst Mittags und Abends auf dem Kampfplatze des Vergnügens und der Unterhaltung; denn es wird zwar nicht viel, aber immerhin doch Etwas in der Stadt gearbeitet.

Auch die Belagerung des Gabentempels hat schon begonnen. Ist doch derselbe von Morgens früh bis Abends spät von einer langen Queue von Schaulustigen umdrängt, welche oft stundenlange warten müssen, bis

sie zu einem flüchtigen Vorbeigehen an den hier zwischen Glas und Rahmen aufgespeicherten Herrlichkeiten gelangen können. Aber wahrlich! es lohnt sich auch der Mühe, die Schätze und Prachtstücke zu sehen, die hier als Preise aufgestellt sind: die Hunderte von silbernen Bechern, die Tafelaufsätze, die kunstvollen Trinkhörner, die Uhren und kostbaren Büchsen, die Humpen und silbernen Münzen, die Ehrengaben von fast allen bedeutenden Städten des großen Vaterlandes. Kein Schützenfest der Welt hat solche Preise je gesehen!

Aber die Sonne steht im Zenith. Es ist Mittag und wieder ertönt eine Kanonensalve.

Hollah hoh! Das ist das Zeichen zum Bankett. Die Schießstände entleeren sich, das Schießen hört auf und alles Leben concentrirt sich jetzt in der Halle.

Aber wie lustig geht es jetzt hier auch zu: hier, wo 4 bis 6000 Menschen zugleich speisen!

An den zahllosen Tischen bezeichnen Schilder mit Städte-Namen die Orte, wo sich die zusammengehörigen Landsleute zu finden pflegen, ohne sich jedoch damit gegen Andere engherzig abzuschließen. Treffliche Tafelmusik würzt dabei das Bankett. Auch an Reden und Toasten ist kein Mangel; manch' kräftiges Wort, manch' begeisterter und erhebender Zuruf hebt die Herzen, sie höher schlagen machend durch eine feurige Mahnung zur Einigkeit, zur Förderung der Größe und Stärke des Vaterlandes:

Und . . . wie fliegen die Hunderte von Kellnern hin und her, in ihrem Serviren durch Trompetenstöße befehligt. Wie golden glänzt der Schützenwein in den Gläsern, von dem — während des Festes — an 70,000 Flaschen geleert werden! Wie knallen die Champagnerpfropfen! Wie leuchten die Augen, wie glänzen die Gesichter! Alles ist heiter, Alles ist animirt! Der Austausch der verschiedensten Meinungen, die Gelegenheit zu interessanten Bekanntschaften regen an, und während hier neue Freundschaftsbündnisse geschlossen, tausend Dinge besprochen werden, Witz und Scherz, Lachen und Jubel erschallen, haben die Speisenden jedesmal ein, dicht um die offene Halle geschaartes, Publikum, welches von Außen Etwas von den Reden zu erhaschen sucht, da die Halle während des Bankets nur für die mit Tischkarten Versehenen zugänglich ist.

Wie jeder Toast, so wird auch die Aufhebung der Tafel durch einen Trompetenstoß von der Rednerbühne herunter verkündet und nun ändert sich rasch wieder die Scene: jetzt wälzt sich ein großer Theil der bisher außerhalb befindlichen Menschenmenge in die Halle, deren Tische und Bänke bald alle besetzt und deren Gänge bald alle versperrt sind, um während des Nachmittags und des Abends nicht mehr leer zu werden.

Da schlägt es zwei Uhr! Abermals donnern die Kanonen, und wieder beginnt das Schießen. Aber das

Knattern der Büchsen von der Schießhalle her, mischt sich jetzt mit den Klängen einer prächtigen Musik, die bis zum Abend theils in der Halle, theils vor derselben, spielt. Und immer dichter bevölkert sich der Festplatz, immer bunter und stärker wird das Gewühl. Alle Stände, alle Altersklassen sind vertreten: Männer und Weiber, Greise und Kinder, Jünglinge und Mädchen, Städter und Landleute, Deutsche und Ausländer wimmeln durch einander und selbst die elegante Salondame drängt sich, unbekümmert um das Uncomfortable einer solchen Wanderung, mit demselben sichtlichen Vergnügen durch die wogenden Massen in der Halle, wie die vom Lande herein gekommene Bäuerin.

So fliegt unter Sang und Klang, unter Lust und Freude, unter Schießen und tausend anderen Unterhaltungen der Nachmittag dahin, bis der Abend — nur zu früh — kommt und der Festplatz nun vollends zum allgemeinen Rendezvous für die ganze Stadt und ihre zahllosen Gäste wird. Aber auch er, der Abend, bringt ein neues Bild, und diesmal ein zauberhaftes. Wie auf einen Zauberschlag entzünden sich Tausende von Gasflammen in und vor der Halle, und nun schwimmt Alles: Halle, Gabentempel, ja der ganze Festplatz mit seinem unermeßlichen Menschengewühle in einem Meere von Licht und Glanz.

Jeder Abend bietet dabei eine besondere Unterhaltung.

Heute ein Festspiel, oder ein imposantes Concert, morgen Tanz, dann wieder prachtvolle Feuerwerke. Aber die Letzteren sind die Hauptlust der Massen. Tausende von Menschen harren auf und vor dem Festplatze, zum Theil auch dicht gedrängt in der Festhalle, des Signales das den Anfang des Glanzfeuers verkündet. Ein ruhiger klarer Himmel im Zenith, zu den Seiten dunkle Wolkenmassen, geben den auffliegenden Feuerschlangen, den Leuchtkugeln, Feuerregen und Schwärmern, die mit lustigem Knattern durch einander schwirren, ein herrliches Relief. Glänzend und prachtvoll ziehen dazwischen die, einen Feuerregen ausströmenden, Feuerräder den Blick von den Raketen wieder hinab und speien unter fortwährendem Gekrach und Geknatter hunderte von bunten Leuchtkugeln hinaus in die Luft, während hoch oben, auf der Spitze des Gabentempels, die Germania, von Licht und buntem Glanz umstrahlt, ruhig, groß und schön, wie eine Königin dasteht.

Den treffenden Schluß bildet endlich die in Feuer heraustretende Gestalt eines Schützen, die Büchse in der Hand und den Hut schwenkend. Endloser Jubel begrüßt ihn, — endloser Jubel lohnt den Künstler beim Schluße seines, mit Licht und Flammen in die Nacht gezeichneten Kunstwerkes. Aber auch welch' Gedränge! Wo nur außer dem Schützenplatze ein Mensch einen Raum finden konnte, von dem aus das Schauspiel sichtbar, da

haben sich auch Schaulustige eingefunden. Ein Wunder, daß bei dem Gedränge in dunkler Nacht und bei dem Fahren der Wagen kein Unfall sich ereignet.

Aber!... was ist denn das Alles gegen das Volksleben vor dem eigentlichen Festplatze, auf der Bornheimerhaide?!

Die Haide und das Haideleben sind unerschöpfliche Themas! Wo soll man anfangen? Wo soll man aufhören? ruft selbst Karl Wagner, der gewandte Berichterstatter: Wer kann ein Caleidoscopbild beschreiben, wer die ewig und ewig wechselnden und sich neu gestaltenden Erscheinungen desselben in dem Gedächtnisse festhalten? Aber ... versuchen wir es dennoch einmal, ... versuchen wir es, so gut es geht: es ist zu schön, das Andenken an diese herrlichen Tage festzuhalten!

Da liegt sie, weit ausgedehnt, die sogenannte Bornheimer Haide, d. h. der ungeheure, mit Gras bedeckte, mit Bäumen bepflanzte Raum, der den frankfurter Ort, Bornheim, von Frankfurt selbst trennt. In gewöhnlichen Zeiten friedlichen Herden zum Weideplatz dienend, hat sie das erste deutsche Bundesschießen in ein weit, weit ausgedehntes Feldlager der Volkslust verwandelt. Hierher treibt der gewaltig fluthende Strom der hochaufschäumenden Lust und Festfreude seine zahllosen Menschenwogen; jener gewaltige Strom, den das enge, mit Bretterwänden umdämmte Bett des officiellen Festpla-

tzes nicht mehr fassen kann und der sich hier brausend, in hundert kleine Nebenarme zertheilt, hie und da auch einmal zischend und gährend wie ein stürmischer Wasserfall, niederstürzt. Die Haide ist das lebendig gewordene perpetuum mobile; Sie ist die mit tausend Pferdekraft ungeheurer Heiterkeit und großen Durstes Tag und Nacht arbeitende Dampfmaschine unverwüstlicher Volksfestlust. Die Haide ist eine colossale Festmaikäfernschachtel, in der es vom frühen Morgen bis zum späten Abend unablässig sonderbar summt und brummt und schwirrt.

Um das Ganze einmal zu übersehen, wäre es eigentlich nöthig, einen Luftballon zu besteigen; so nur kann man einen Ueberblick gewinnen. Denn die Anlagen der Straßen und Gassen in der aus Leinwand und Brettern errichteten Feststadt ist mit einem so staunenswerthen Unordnungssinn ausgeführt, daß eine Uebersicht von irdischem Standpunkte aus unmöglich ist.

Nun gut denn, so breiten wir, in Ermangelung eines Luftballons, Faust's Zaubermantel aus und fliegen in die Lüfte. Aber! . . . Welch' ein Anblick! . . . Hütten und Zelte und nichts als Hütten und Zelte auf dem ganzen colossalen Platze, und . . . dazwischen Bäume und Menschen! Hütten aller Größen und aller Arten, — leicht und nothdürftig zusammengeflickt mit Lappen und Dielen und auch wieder solid und gediegen aus

schwerem Eichenholz gezimmert und wohnlich eingerichtet, wie z. B. da an der Ecke, an welcher sich der Schwall der in der Festhalle ab- und zugehenden Menschenmenge bricht, die beiden Polizeihütten. Die Polizei hat einen entschieden soliden und eleganten Geschmack entwickelt. Sie bewohnt confortable eingerichtete Räume mit schweren goldenen Spiegeln, schwellenden Divans u. s. w. Fast scheint es, als habe sie auf ein dolce far niente in ihren Salons gerechnet. Hat sie ja doch auch einen großen Theil ihrer Aufgabe an die Turner abgegeben, welche dieselbe mit Tact und mit Mäßigung lösen. Doch was! Polizei? Hier herrscht die Lust, und des Volkes wackerer Sinn hält meisterhaft die Ordnung aufrecht! Aber schaut nur, wie die Buden der Haide an die verschiedensten Sinne appelliren, zunächst an den Geschmack. Die Wirthschaftsbuden sind am zahlreichsten vertreten. Wer zählt sie alle, nennt die Namen, die gastwirthlich hier zusammenkamen? Es mögen ihrer wohl nicht viel an Hundert fehlen. Im Großen und Ganzen sehen sich die Buden alle sehr ähnlich und doch, wie verschieden sind sie im Einzelnen bei näherer Betrachtung; wie verschieden ist ihr Publikum; wie verschieden der Ton, der unter diesem herrscht.

Treten wir z. B. in eine Festkneipe dritten, vierten oder noch tieferen Ranges. Ihre Einrichtung beschränkt sich nur auf das Nothwendigste: ein nothdürftiges Büf-

fet, ein paar rohe Tische, so schmal, daß kaum ein Teller darauf Platz findet und desgleichen Bänke. Hier wird nur Bier, Wasser — gebranntes nämlich — und auch, wie auf dem Schilde zu lesen, „Kahffeh" verschenkt. Auf welcher Cichorien-Plantage mögen die Bohnen zu diesem „Kahffeh" gewachsen sein? Weinkarte ist nicht, Speisekarte ebenso wenig vorhanden. Wurst und Käse, — Käse und Wurst, zwischen diesen beiden Extremen bewegt sich Tag aus, Tag ein, der Speisezettel.

Das Publikum, das sich hier zusammenfindet, macht nicht viel Ansprüche und ist auch bei diesem Wenigen heiter und guter Dinge. Es hat noch die Fähigkeit zum Genießen in sich; die Freude strömt wie aus einem klaren und frischen Born aus dem Herzen, das unter der groben Blouse schlägt, sie muß nicht erst mühsam, wie bei dem „gebildeten" modernen Culturmenschen, durch raffinirte Pumpvorrichtungen ans Tageslicht gefördert werden. Sie macht sich Luft in energischen Naturlauten, vor denen die schwachen Nerven erbeben und zusammenschrecken, wie vor dem Knattern der Büchsen hinten an den Schießständen.

Aus solchen Buden heraus schallt uns besonders der importirte Tyroler Juchzer entgegen. Was ist das? Es ist ein langgedehnter, erst an- und dann abschwellender hoher Ton, ungefähr wie Jujujuju oder derglei-

chen lautend, den sie den Tyrolern abgelernt haben und der auf der Haide ganz und gar in Mode gekommen ist. Dieser Laut drückt sprechender als alles Andere die Bedeutung des Wortes „Jauchzen" aus.

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel!" Mit Vergnügen bemerken wir, daß sich hier, da und dort auch der Waffenrock häuslich niedergelassen hat und mit dem Volke sich eins und als einen Theil des Ganzen fühlt und nicht als ein Ganzes, das außerhalb des Volkes steht.

Wo aber des Volkes Herz so bewegt von Freude ist, da können die Beine nicht ruhig bleiben. Da hinten ist ja noch ein freies Eckchen, gerade groß genug, um sich selbst darauf herumdrehen zu können; Tänzerinnen sind auch da, wenn auch nicht in Balltoilette und das Orchester ist ja nur zu greifen. Es wandelt in allen möglichen Gestalten da draußen herum. Spielmann herein! Einen lustigen aufgespielt! Kratze nur nicht so verzweifelt drauf los, gebrechlicher Alter! Du wirst doch übertäubt von den jüngeren Kräften, die ringsherum in den Nachbarbuden blasen, trompeten, geigen, flöten und orgeln. Deine Zeit ist herum, Du hast viel zusammengekratzt in deinem Wanderleben, ... jetzt hast Du das erste deutsche Schützenfest noch mitgemacht ... nun kannst Du in Frieden heimgehen!

Aber nicht blos im tollen Jubel, auch in ernsten

und ergreifenden Scenen spricht sich hier der Volksgeist aus. Dort schaart sich eine lauschende Gruppe um einen Volksredner, der eben auf den Tisch gestiegen ist. Es ist ein Tyroler Schütze. Er hat Etwas auf dem Herzen und sagt es frei heraus, ungefähr so: „O Ihr lieben, guten deutschen Brüder! Was bin ich so froh, daß ich nach Frankfurt zu Euch gekommen bin. Nie hätt' ich gedacht, daß Ihr uns so herzlich aufnehmt. Aber wir wollen nun auch recht fest zusammenhalten. Ich wills, wenn ich nach Hause komm', daheim erzählen, daß Ihr da draußen keine Heiden und Türken seid, wie uns weiß gemacht wird. Aber Ihr müßt auch ein wenig Geduld mit uns haben. Bei uns gehts halt nit so rasch. Uns macht die Reaction im Staat und in der Kirche noch zu schaffen. Ihr seid mit der einen schon halb fertig. Aber wenn Ihr nit gar so rasch lauft, so holen wir Euch noch ein. Glaubt mir's! Es fängt auch bei uns an, heller zu werden, und wir sind nit mehr gar so dumm, als Ihr glaubt u. s. w."

So denken freilich nicht Alle, die aus der Heimath des Sprechers hier sind, desto erfreulicher ist seine Gesinnung und lauter Beifall lohnt sie. Die Verbrüderung wird durch gemeinschaftlichen Gesang des Vaterlandsliedes besiegelt.

Kaum ist diese Scene geendet, so beginnt eine neue. Die Kunst in Gestalt einer Harfenistin fordert ihren

Tribut. Sie singt mit herzzerreißendem Ausdruck: „Ach wü ist's meeglich dänn, daaß ich Dich laassen kann!" Ein Dienstmägdlein, das sich in ganz ähnlichem Fall befindet, wischt sich die Augen und spendet tiefgerührt ihren Kreuzer in den kreisenden Teller.

Folgen wir der Künstlerin in's nächste Zelt. An der Aufnahme, die sie hier findet, erkennen wir gleich, daß wir uns in ganz anderer Gesellschaft befinden. Während man im vorigen Zelt nicht genug hatte an dem einen Gesang, unterbricht man sie hier gleich bei der „keischen Liebe," die sie besingt und bittet gegen gute Bezahlung um Schonung. Die Künstlerin aber läßt sich nicht im Geringsten dadurch stören, schlägt nur noch tapferer in die Saiten und ruht nicht eher, bis sie auch ihre „ßießen Triebe," die sich auf die „keische Liebe" reimen, an den Mann gebracht hat. Ihre Hartnäckigkeit erheitert die Gesellschaft und es entsteht bald zwischen beiden das beste Einvernehmen. Schließlich singt die Gesellschaft den Refrain des nächsten Liedes: „Es eint die seeligen Paare — der Pastor am Ahldahre" unisono mit.

In diesem Zelt speist man an gedeckten Tischen, zwischen welchen flinke Kellner auf und ab eilen. Hie und da knallt ein Champagnerkork in den Haidenlärm hinein. Es ist ein Weinzelt. Die Damen tragen große Crinolinen und die Herren doppelte Röcke.

Wir haben hier zwei Extreme von Festbuden herausgegriffen. Zwischen beiden jedoch ist noch manches vermittelnde Bindeglied und alle möglichen Nüancen und Uebergänge sind vertreten.

Viele der Festwirthe sind auf den Pegasus gestiegen und haben gereimte Empfehlungskarten über ihrer Eingangsthür aufgesteckt. Da finden wir Poesien, wie:

Gegen Hunger, gegen Durst,
Wird hier Hülfe stets gezollt,
Schinken, Bier und Brod und Wurst,
So wie andre Speisen — Hold!
(Name des Wirths.)

oder:

Schön strahlt die goldne Sonne
Schwarz ist die finstere Nacht,
Das Morgenroth voll Wonne,
Das deutsche Herz erwacht!

Weniger schwunghaft, aber dafür klarer und praktischer spricht sich ein anderer Vers aus:

„Kauft lieber jetzt als später
„Bei Eurem Freunde . . . Johann Deter."

Wir würden gerne noch länger in dem Zelte, in dem wir eine Unterkunft, muntere Gesellschaft und ein gutes Glas Bier gefunden haben, verweilen, wenn es sich nicht unglücklicherweise so gefügt hätte, daß wir in ein Kreuzfeuer von mindestens einem halben Dutzend Orchester gerathen wären, welche sich in unserer und in den benachbarten Buden postirt haben. Die sich kreuzenden

Tonwellen vereinigen sich dabei zu einer Katzenmusik, welche die kühnste Phantasie sich auch nicht annähernd vorzustellen vermag. „Die schönsten Augen" und „Was ist des deutschen Vaterland," „Schleswig Holstein meerumschlungen" und „Druck net so, druck net so!" und hundert andere Weisen tanzen einen tollen Hexensabbath in den gewaltsam erschütterten Lüften. Wir begreifen jetzt, wie die Mauern von Jericho zu Fall kamen. Dazu kommt nun noch, daß jede Unterhaltung in einem Tone geführt wird, welcher unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Straßenauflauf und Verhaftungen wegen Störung der öffentlichen Ruhe verursachen würde, und daß ferner mit dem „Singe, wem Gesang gegeben," ein in's Aschgraue gehender Mißbrauch getrieben wird. Unser Fest-Trommelfell ist zwar durch achttägige consequente Bearbeitung unglaublich abgehärtet, — aber wir wollen es doch nicht auf die äußersten Proben stellen. Wir müssen die Banketreden noch hören, denn après nous le déluge. Treten wir also hinaus und suchen wir einen stillen Winkel auf, denn es giebt deren auch am Ende der Haide nach Bornheim zu. Hier sitzen im Schatten kühler Denkungsart in traulichem Geplauder je Zwei und Zwei, die sich suchten und die sich fanden, — trotz des unendlichen Menschengewühls sich fanden durch die magische Gewalt jener gegenseitigen Anziehungskraft, welche das Eisen zum Magnete zieht. Auch

das Idyll hat beim ersten deutschen Bundesschießen seine Stelle und gar mancher hartherzige Vater, gar mancher weiße Othello von Gatte, sieht sich durch dasselbe zu außergewöhnlichen Concessionen an die freieren Formen der Bewegung, die jetzt herrschen, gezwungen und wird der unfreiwillige Veranstalter ihm verhaßter, wenn auch noch so ungefährlicher Rendezvous.

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen, der Weg von einem Ende der Haide zum andern mit Mordgeschichten und sonstigen Schrecknissen gepflastert. Kaum sind wir aus unserem Musikzelt herausgetreten, so werden wir von einer Schaar berittener schwarz-roth-goldner Posaunisten beinah über den Haufen geritten und geblasen. Es sind die Kunstreiter, welche eine Einladung zur Vorstellung abreiten. Du großer Gott! Zu den stabilen gesellen sich jetzt auch noch die fliegenden Musikcorps. Ist denn jeder Strohhalm ein Instrument geworden?

Vorüber, mein Schifflein, vorüber! Doch halt — schon wieder ist der Weg versperrt. Eine Mordgeschichte hat sich quer drüber gelagert und eine große Gemeinde um sich versammelt. Auf den meisten der umstehenden Gesichter ist zwar zu lesen: „Die Botschaft hör' ich, doch mir fehlt der Glaube!" hie und da aber giebt es doch eine Einfalt vom Lande, ein unverdorbenes für alles Schauerlich-Schöne empfängliches Gemüth, welches mit unverhohlenem Entsetzen auf das von Blut

triefende, vom Henker hinausgehaltene Haupt des grausen Böſewichtes, eines ſiebenfachen Patent-Vater-, Mutter- und Tanten-Mörders, hinſchaut und bei der Aufzählung ſeiner Schandthaten im tiefſten Mark erſchüttert und entrüſtet wird.

Es iſt aber auch eine haarſträubende Geſchichte: „Ein Vater, welcher ſeine vier Kinder verhungern ließ," ſie iſt im Jahre 1862 paſſirt, denn die Ueberſchrift beſagt es ja, hat alſo den Reiz der Neuheit für ſich.

Sind Sie neugierig auf die Geſchichte? Hier das Lied dazu:

Schrecklich iſt es anzuhören,
Wie ein grauſam Vaterherz
Seine Kinder läßt verhungern
Und empfindet keinen Schmerz,
Wie ſie ſchrei'n aus tiefer Noth:
Vater, ach Vater, gieb uns Brod!

Bei der Hand faßt er das Aelt'ſte,
Führt es in den Keller 'rein,
Wo es während vieler Tage
Leidet fürchterliche Pein.
Endlich iſt der Geiſt entfloh'n,
Er iſt in den Himmel ſchon.

Alſo giebt er ſeine Kinder
Nach und nach dem Tode preis.
Keine Reu' fühlt dieſer Sünder,
Gott wird rächen, der es weiß,
Er denkt: Jetzt hab' ich die Braut, . . .
Doch er hat auf Sand gebaut.

Als das Letzte ward begraben,
War kein Auge thränenleer,
Nur des Vaters Mörderblicke
Schweiften ruhelos umher,
Bis er an des Grabesrand
Unter Thränen es gestand.

Der Pastor trat scheu zurücke,
Hundert Hände ballten sich,
Nieder ward er nun geworfen,
Schläge kriegt er jämmerlich;
Vor dem augenblicklichen Tod
Rettet ihn nur des Pastors Gebot.

In den Kerker muß er steigen
Unter aller Menschen Hohn.
Jetzt kriegt er für seine Sünden
Wohlverdienten Mörderlohn.
Ein Jeder nehm' sich dies zur Lehr',
Und thue keine Sünde mehr.

Der Bänkelsänger schweigt, — heitere und tieferschütterte Gesichter blicken sich an. Der Teller coursirt . . . die Kreuzer fallen und die Menge zerstreut sich, um sich anderweitig auf den zahlreich vorhandenen Carroussellen, an den überall aufgepflanzten Polischinelen, in welchen der Hanswurst seine grausamen Witze reißt, an den Miniatur-Schießständen und Conditoreien zu erfreuen.

Und so geht es fort und fort, bis in die Nacht hinein, . . . ja die Nächte durch, nur daß sich der Höllenlärm, die Lust, das Jauchzen, die Musik, die „Hochs!" noch steigern und mehren, so daß man das

furchtbare Getöse um Mitternacht in der eine halbe Stunde entfernten Stadt noch wie die nahe Brandung eines sturmbewegten Oceans vernimmt.

Und dies Leben und Treiben auf dem Festplatz und der Haide dauert nahezu vierzehn Tage und vierzehn Nächte! — — —

Bundestägliches.

Sechs Tage waren Sommer und seinen Freunden bereits in dem Schooße der Familie Zielfelder wie eben so viele Stunden verflossen. Die Zeit schien hundertfache Schwingen zu haben und doch erlebte man in einem Tage so Vieles, so Großes, so Ueberwältigendes wie sonst, in dem gewöhnlichen Gange des Lebens, in Jahren. Namentlich war dies für Leute der Fall, die wie Sommer, Springfuß, Weihrauch und Anna — in einem kleinen Städtchen wohnten, . . . in einem Städtchen, in welchem schon das Auftreten eines Mannes wie Wirrwatz Epoche machte und die ganze Bevölkerung auf ein halbes Jahr hin in Gährung erhielt.

Welchen deutschen Mann hätte aber auch jene Zeit nicht mächtig ergreifen und erfassen sollen? Und so heiter so lebenslustig und von jugendlichem Muthe überschäumend auch Auscultator Sommer, Weihrauch und selbst der etwas ruhigere Grubenbesitzer waren, so ernst und tief konnten sie doch auch das Leben erfassen, wenn

es mit seiner ernsten Seite, mit seinen tieferen Bedeutungen an sie heran trat.

Alle drei waren nichts weniger als idealistische Schwärmer. Gerade ihre ursprüngliche schöne Natürlichkeit, bei warmer Begeisterung für alles Große und Edle, hatte sie ja schon auf der Universität einander genähert und einen Bund inniger Jugendfreundschaft schließen lassen. Damals schon zeichneten sie sich durch patriotische Gesinnungen aus, und wenn sich auch diese auf der Universität meist noch auf burschikose Weise äußerten, so hatte sie doch auch hierin das Leben schon etwas gereift. War es da nicht natürlich, daß sie — mit einemmale mitten in das neu erwachte politische Leben des deutschen Volkes gestellt — wie mit Sturmesgewalt von dieser Strömung ergriffen und fortgerissen wurden?

Schön und herrlich war ja dies erste deutsche Nationalfest; aber es war für den Mann von Herz und Geist noch mehr . . . es war auch, als lebendiger Ausdruck des Einheitsgefühles der deutschen Nation, groß und erhaben!

Und wahrlich! diese Seite konnte jungen, ächt deutschgesinnten Männern, wie Sommer und seinen Freunden, nicht entgehen.

Sommer, Weihrauch und Springfuß waren außerdem denkende Köpfe; denn man kann jung, lebenslustig, voll Witz und Humor, ja selbst voll toller Jugend-

streiche und doch ein tüchtiger Mensch und ein denkender Kopf sein.

Denkenden Köpfen stand es aber zu, bei Gelegenheit dieses Festes auch Blicke in die Vergangenheit und Zukunft zu werfen. Und die Freunde thaten dies auch in mancher schönen Stunde vor und während dieser Zeit.

Und war denn der Verlauf der letzten fünfzig Jahre in der politischen Entwicklungsgeschichte des deutschen Vaterlandes nicht ein eben so wichtiger als schmerzlicher gewesen?

Nachdem der Freiheitjubel, welcher der großen Volksthat der Befreiungskriege entsprang, in der schmachvollsten aller Reactionen verstummt war; nachdem auch der frische Hauch der Julirevolution in unserem Vaterlande nur wenig gesunde Blüthen hervorgerufen hatte, die selbst alsbald wieder verkümmerten im Eiseshauche des Despotismus: war es das deutsche Lied, in dessen ergreifenden Klängen das nach Freiheit in Einigung und Einigkeit ringende Herz des Deutschen sein Asyl fand. Diesem Drange folgend, entstanden denn damals auch in der That an vielen Orten Gesangvereine. Auch der, schon im Jahre 1829 gestiftete Frankfurter Liederkranz pflegte mit Treue das deutsche Lied, und dem eifrigen Streben seiner Mitglieder gelang es, vermöge der eigenthümlichen Stellung seiner Vaterstadt, trotz den argwöhnischen Blicken der Oberaufsichtsbehörde — die, anstatt das

Herz Deutschlands zu sein, dessen herzloser Zuchtmeister geworden war, — im Jahre 1838 das erste größere Sängerfest in's Leben zu rufen. Achthundert Sänger aus den verschiedenen deutschen Nachbarlanden vereinigten sich damals zu gemeinschaftlichem Gesang, und neben den religiösen Hymnen, die das Hauptconcert bildeten, tönten in den Waldeshallen deutsche Lieder. Noch mußte freilich der Patriotismus leise auftreten und das schwarz-roth-goldene Banner durfte nicht erscheinen; aber der Jubel, der selbst die Lauesten und Aengstlichsten wieder Willen ergriff, bezeugte schon in jenen Tagen laut, was der Deutsche festhielt in allem Druck der Zeit: Einigung der mit Gewalt getrennten Glieder der Nation.

Die Losung war indeß damit gegeben; überall bildeten sich jetzt Sängervereine und in stets größerem Maßstabe folgten sich die Sängerfeste bis zu dem letzten allgemeinen in Nürnberg, das durch den zusammenwirkenden Geist späterer Einigungen eine so hohe Bedeutung erhalten hat. Während nun der nach freier Vereinigung sich sehnende deutsche Geist sich dieser Form mehr und mehr bemächtigte, gab schon 2 Jahre nachher 1840 die Wiederkehr des Jubiläums der Buchdruckerfindung eine willkommene Gelegenheit, diesen Drang in andrer Weise zu befriedigen.

Immer rascher auf einander folgten jetzt die Anlässe

zu Vereinigungen: Turnvereine, Turntage, Pestalozzifeier, Germanistenversammlung, das zwiefache Göthefest, die, wenn auch auf kleinere Kreise beschränkt, doch von dem allgemeinen Streben des Volkes nicht unberührt blieben, bis endlich in Alles fortreißendem Schwunge die rein nationale Bewegung des Jahres 1848 alle Einzelbestrebungen in Einem Brennpunkte sammelte. Wie damals zur Eröffnung des Vorparlamentes sowohl, als der ersten Nationalversammlung das schwarz-roth-goldne Banner vom Pfarrthurm frei und über die Stadt wehte und alle Sonderfahnen schwanden, so drückte auch das Lied: „des deutschen Volkes Parlament," das den Vertretern beim Fackelzug vor dem englischen Hof gesungen wurde, den allgemeinen Wunsch aus.

Noch hallen seine Klänge in unser Ohr:

Stimmt an das Lied der Lieder:
Die Freiheit ist erwacht!
Auf deutsche Gauen nieder
Ein heil'ger Frühling lacht!
Sie glaubten uns zu morden,
Sie glaubten uns getrennt;
Ein Volk sind wir geworden
Im deutschen Parlament!

Die Ketten sind gebrochen,
Die lang den Geist gepreßt!
Das Wort, frei ausgesprochen,
Fliegt frei nach Ost und West!

Die lügnerische Rotte,
Die Lieb' und Treu nicht kennt,
Muß werden nun zum Spotte
Vor'm deutschen Parlament!

Laut spricht im Herzen wieder
Das heil'ge Menschenrecht:
Wir alle, wir sind Brüder,
Nicht einer mehr ist Knecht!
Und fremdes Recht zerschlagen
Muß, wer sich Deutscher nennt
Das Volk soll wieder tagen
Im deutschen Parlament!

Frei soll zum Vater treten
Der Sohn der ihm vertraut:
Frei wollen wir auch beten,
Frei sei die Kirch erbaut!
Des Glaubens Schranken fallen,
Die Lieb im Herzen brennt:
Nur Brüder sollen wallen
Zum deutschen Parlament!

Nun wird des Volkes Ehre
In reiner Flamme glüh'n;
Stolz trauend eigner Wehre
Das Vaterland erblüh'n.
Trotz bietet dem Verächter,
Der höhnend uns berennt,
Die heilige Schaar der Wächter
Das deutsche Parlament!

Das ist das Lied der Lieder,
Die Freiheit hat's gebracht!
Schließt fest Euch, Glied an Glieder,
Zeigt Eures Volkes Macht.

Einst, wenn zusammen gehen,
Die nur die Sprache trennt,
Wird größer noch erstehen
Das Völkerparlament! *)

Wenn nun auch die letzten 14 Jahre das, was wir damals schon zu besitzen glaubten, uns wieder durch beiderseitige Schuld entrissen haben, und daher auch ein Völkerparlament noch weit in die Ferne gerückt ist, so ist doch gerade durch diese schweren Prüfungen um so klarer geworden, auf welchem Wege allein das Ziel erreicht werden kann: nur durch die freie geistige Einigung. Und gerade in dieser Beziehung war das herrliche Schillerfest so fruchtbar dem gerechten und unhemmbaren Streben unseres Volkes.

Jetzt aber, jetzt — bei dem großen National-Schützenfest — galt es einen weiteren bedeutsamen Schritt zu thun.

Die Turner und Sänger traten zusammen und der bewaffnete deutsche Mann, der Schütze, trat hinzu. Aber hinter Turner, Sänger und Schützen stand jetzt mit einemmale auch das ganze deutsche Volk.

Von der Spitze des Domes zu Frankfurt a. M., über dem Thore des Bundestag-Palais und aus allen

*) Dr. H. Weismann. „Officielle Festzeitung für das allgemeine deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M. 1862. Nr. 4.

Häusern Frankfurts wehte wieder das schwarz-roth-goldene Banner: nie, nie noch war der Gedanke der Einheit und Einigung deutscher Nation klarer und der Wille des Volkes, einig zu werden, entschiedener hervorgetreten.

Aber das Fest war ja auch noch etwas Anderes: es war zugleich eine Kundgebung der bürgerlichen Wehrkraft der Nation, welche hier auch, im festlichen Spiele, eine Uebung zur ernsten patriotischen That vornahm.

Vom ersten Tage an traten daher Sommer und Weihrauch, die ohnedem gute Jäger waren, dem deutschen Schützenbunde bei, wenn sie sich auch jetzt noch nicht thatsächlich an dem Preisschießen bethätigten.

Sahen doch auch sie, wie Hunderttausende von deutschen Brüdern, diese Tage in dem Morgenrothe einer neuen Zeit, eines neuen ehrenhafteren und glücklicheren Jahrhunderts für Deutschland erglühen.

So mischte sich in ihren Herzen und Geistern, wie in den Herzen und Geistern so vieler Anwesenden, das Hochgefühl der großen Bedeutung des Festes auf eine schöne, auf eine köstliche Weise mit aufjauchzender, übersprudelnder Lust und Freude.

Fast keine der begeisterten Reden der Patrioten aus Süd und Nord und Ost und West entging ihnen. Und wenn sie um Mitternacht erschöpft auf das Lager san-

ken und den Vorsatz faßten: den kommenden Tag auszuruhen und vom Festplatze wegzubleiben, so trieb es sie doch den anderen Tag wieder mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus.

Jetzt waren — wie eben erwähnt — sechs Tage wie ein wunderbarer, toller, seliger Traum verschwunden. Der 18. Juli neigte sich zu Ende, als sie sich wieder auf den Weg nach dem Festplatze machten.

Madame Zielfelder und Tochter, Anna und Lina bestiegen die elegante Equipage, die Herr Zielfelder *sein* nannte, obgleich sie und die Pferde eigentlich nur einem Lohnkutscher gehörten und von Zielfelder gegen Monatsvergütung benutzt wurden. Man mußte doch wenigstens den Schein festhalten, eine eigene Equipage zu besitzen.

Auf den Schein kommt ja in unserem Jahrhundert doch Alles an!

Die Herren gingen zu Fuße. Niemand sah' dabei Herrn Zielfelder an, wie sauer ihm dieser Gang wurde. War ihm — als Börsenmann — doch das Schützenfest ein Gräuel. Wie leicht konnte es zu Reibungen, zu unüberlegten Handlungen, vielleicht gar zu revolutionären Strebungen und damit zu politischen Wirren führen . . . und dann . . . o Gott! dann war ein neues Sinken der Course vorauszusehen. Seine Lippen murmelten: National 63⅝, Metallique 55, Rhein-Nahe-

bahn 32¾! sein Herz verwünschte den ganzen Schützen-Unsinn.

Eben beleuchtete die, wie eine glühende Feuerkugel untergehende Sonne die hehre Germania auf dem Gabentempel, als die Völkerwanderung vor dem Friedbergerthore in vollen Gang kam. Die Stadt begann wiederum auszusterben, wie jetzt jeden Abend, und alles Lebendige zog sich nach dem Festplatze. Vom Thore an bis zur Eingangspforte bewegte sich langsam und Schritt vor Schritt eine Wagenburg von Herrschafts-equipagen, Fiakern, riesigen Omnibusen, bis auf das Dach mit Insassen dicht bevölkert, großen Wagen mit colossalen Bierfässern und schwerfällig dahinwandelnden Speisehäusern, die den Inhalt ganzer Bäcker- und Fleischerläden bargen: Möbelwagen mit Victualien angefüllt. Dazwischen durch wanden sich Reiter auf Pferden und Eseln. Denn während Frankfurt nie Esel besessen hat, ist merkwürdigerweise eine seiner Festerrungenschaften auch der vor dem Thore stationirte Badeesel, welcher aus dem benachbarten Soden oder Königstein zur Verherrlichung des Festes herbeigeeilt ist. Zu beiden Seiten dieser fahrenden und reitenden Colonne rückt in geschlossenen Reihen die Heeresschaar der Fußgänger vorwärts. Wie das Fest trotz der schönsten Ordnung, die überall herrscht, doch überall den gewöhnlichen Verlauf der Dinge total auf den Kopf gestellt hat, so auch

hier. Der Fußgänger kommt rascher an's Ziel, als der Fahrende, der, einmal in seinen Wagen gebannt, geduldig warten muß, bis die hie und da stockende Masse der Fuhrwerke wieder in Gang kommt. Darin aber sind sie sich Alle, Fußgänger, Wagen und Reiter, gleich, daß sie einen unendlichen Staub aufwühlen, welcher das ganze, kaleidoskopartig in einander wogende und schwirrende Bild von Pferden, Eseln und Menschen in einen grauen Nebelschleier hüllt.

In der That kamen denn auch die zu Fuße gehenden Freunde, mit dem weiblichen Theile der Gesellschaft fast zugleich auf dem Festplatze an, so daß Weihrauch und Sommer den Damen aus dem Wagen helfen und die Gesellschaft gemeinsam eintreten konnte.

Es geschah' dies, mit der wandernden Stadt zugleich, durch die, von Turnern bewachte, dreifache Barriere, durch die sich der ungeheuere Menschenstrom quetschend durchdrängte.

Die Freunde dachten frühe zu kommen, um für die auf heute anberaumte Aufführung eines von dem Liederkranze arrangirten Festspieles noch einen guten Platz zu erobern.

Aber sie hatten sich bitter getäuscht.

Welch' ein Wogen und Drängen herrschte hier schon! In buntestem Durcheinander Vornehm und Gering, Alt und Jung, Einheimische und Fremde, dazwischen die

Schützen in ihren oft barocken Trachten. Da ging ein Tyroler Arm in Arm mit einem Bremenser, ein Schweizer mit dem Bayern. Und welch' verschiedene Dialecte! Sie reden in allen Zungen und doch in einer Zunge, denn es ist der Geist über sie gekommen, der Geist der Eintracht und der Brüderlichkeit.

Aber dieser Geist war eigentlich gar nicht nach dem Geschmack der Familie Zielfelder. Den Chef des Hauses beängstigte das herausfordernde Knattern der Büchsen . . . er dachte an Louis Napoleon, an die schroffe Stellung Preußens, Oesterreich gegenüber, an . . . die Schlacht von Bronzell . . . an 1848 und dergleichen unheimliche Dinge mehr. Madame und Fräulein Tochter dagegen fühlten sich in der gemischten, natürlich-heiteren Gesellschaft ungemein unbehaglich, zumal Beide keiner patriotischen Begeisterung fähig waren, da ihr Egoismus von wahrer Vaterlandsliebe keinen Begriff hatte. Sagen freilich konnte Eleonore nicht so leicht etwas, denn es befanden sich noch ganz andere, hoch über ihnen stehende Familien hier und ihre Gäste schwammen in Entzücken, . . . auch Anna, das junge Frauchen, deren Element ja stets ungezierte Natürlichkeit war. Freute sie sich doch mit den Freudigen und schämte sich nicht, ihr Glück und ihre Freude zu zeigen. Anders war es bei Eleonoren: weil sie abgestumpft für jede wahre Freudigkeit war, kam es ihr unter ihrer

Würde vor, Freude zu zeigen; — weil ihr jener innere Werth mangelte, der in jeder Lage des Lebens den edlen, den gebildeten Menschen über das Gewöhnliche und Triviale erhebt, glaubte sie sich durch Putz und ausschließliches, ja zurückstoßendes Wesen über Andere erheben zu müssen.

Wäre der junge hübsche Auscultator ihr nicht zur Seite gewesen, Eleonore würde mit gerümpfter Nase und verächtlicher Miene den Festplatz verlassen haben. Jetzt begnügte sie sich vor innerem Zorn und innerer Wuth die arme Lina so stark in den Arm zu kneipen, daß diese aufschreien mußte.

„Was ist Ihnen?" — frug der Auscultator erschrocken.

„O nichts!" — entgegnete Lina feuerroth und mit schmerzlichem Lächeln — „es trat mir nur Jemand im Gedränge auf den Fuß!"

Und doch erschien Eleonore, dem Auscultator gegenüber, als die Liebenswürdigste ihres Geschlechtes. Sie wußte ja daß der hübsche junge und begabte Mann, der das Leben so heiter und sorglos ansah', der einzige Sohn eines reichen Vaters sei. Sie speculirte daher auf ihn . . . Eleonore war ja das Speculiren gewohnt. Und ist es nicht einerlei, ob mit Actien oder mit Herzen? Es kam am Ende doch auf Eines heraus: reich zu werden. Hier kam denn gleich noch ein Mann

mit in den Kauf, und zwar, wie Eleonore glaubte, einer, dem sie weit überlegen sei, und den sie, wenn einmal seine Frau, um den Finger wickeln werde.

Sonderbar war es, daß die kleine liebliche und bescheidene Lina, in den letzten Tagen immer stiller geworden. In ihren Blicken lag, wenn sie Sommer unbemerkt anschaute, etwas wie Trauer und Mitleid. Dabei erröthete sie oft plötzlich; aber Niemand gewahrte es, denn Niemand hatte Zeit auf sie zu achten.

Die Gesellschaft begab sich jetzt nach dem nordöstlichen Ende des weiten Festraumes.

Hier hatte man eine Bühne für das Festspiel improvisirt und zur Seite derselben eine Tribüne für die Sänger des Liederkranzes errichtet.

Nach vieler Mühe gelang es der Gesellschaft, auf derselben ein Eckchen zu erobern. Herr Zielfelder gab öfters musikalische Abende — der Mode wegen, denn er verstand von Musik nicht das Geringste und langweilte sich gründlich bei ihr, — indeß, man mußte ja doch ein Haus machen, schon um die Leute über den eigentlichen Stand der Firma zu täuschen, und die musikalischen Abende, bei welchen es flott herging, verschafften ihm Freunde und zwei dieser Freunde ... wieder das Eckchen.

Aber welch' einen Ueberblick genoß man von hier aus!

Dicht vor der Bühne hatten sich bereits Tausende von Menschen, da es hier keine reservirten Plätze, kein Parterre und keine Logen gab, aufgestellt. Immer weiter hinaus dehnte sich der Kreis und immer dichter ward das Gewühl. Zuletzt sah man in der That nur noch über ein Meer von hin und her wogenden Köpfen. Und über diesem lebenden Meere war ein Sausen und Brausen, wie von aufgeregten Wogen, die in der Ferne toben.

„Bei Gott! eine wunderbare Scenerie!" — rief Auscultator Sommer.

„Ein ekelhaftes Gedränge!" — meinte Eleonore, die es gern sah, in Gesellschaft die Aufmerksamkeit allein auf sich zu ziehen und auch nur hierher gekommen war, um äußerlich zu glänzen.

Aber der Auscultator, den das Imposante des Momentes erfaßt hatte, hörte Eleonorens ärgerlich ausgestoßene Worte nicht.

„Eine wunderbare Scenerie!" — wiederholte er zu Weihrauch und Anna gewandt. — „Dieses Meer von Menschen! Links die colossale Festhalle, die im Schmucke ihrer lustig wehenden Fahnen, ihrer prangenden Farben, wie ein Feenpalast aus dem Boden steigt; — gerade vor uns, im Gegensatze zu diesem leichten Lustschloß, das sein Dasein nach Tagen zählt, der ehrwürdige, Jahrhunderte alte Kaiserdom im Kreise seiner Vasallen, der unter ihm liegenden Häuser. Zur Rechten

dann wieder der schlanke Gabentempel mit seiner schönen, stolzen, weithin ragenden Germania; ... dort nach Süden die grüne himmelanstrebende Ehrenpforte mit ihrem Wald von Fahnen und endlich in der Ferne, nach Westen hin, die blauen Höhen des lieblichen Taunus!"

„O es ist groß und schön!" — lispelte die junge Frau mit leuchtenden Augen und empfing dafür von Lina einen dankbaren Blick; während sich Eleonore nach der anderen Seite wandte und verächtlich lächelte, Mama ein Flacon mit cölnischem Wasser an die Nase hielt und Papa Zielfelder das Für und Wieder in Betreff der gefürchteten Aufhebung der Homburger Spielbank in ernste Erwägung zog.

Unterdessen hatte sich allmählig der Schleier der Dämmerung über das imposante Bild gebreitet. Am längsten noch leuchteten als einzelne helle Punkte in der dunkelen Masse die Gesichter; als aber jetzt auch diese allmählig verschwimmen, da ... da erstrahlt plötzlich die Festhalle im goldenen Glanze zahlloser Gasflammen, und siehe! das zuerst im Inneren erstrahlende Licht verbreitet sich jetzt nach und nach wie ein Laufeuer nach Außen, bis der ganze weite unabsehbare Platz zuletzt mit magischem Glanze erfüllt ist.

Ein allgemeines „Ah!" — erfüllt die Lüfte, dem rasch ein donnerndes „Bravo!" folgt, — ein „Bravo!" wohl aus Tausenden und Abertausenden von Kehlen.

Aber mit der Schnelle des Blitzes wechseln hier ja die Eindrücke.

Das Festspiel beginnt, von einem mächtigen prächtigen Männer-Chore „Turner, Schützen und Sänger"*) eröffnet:

Ha! wie frisch, freudig und schwungvoll schallt es da hinaus in die zaubervolle, in die magische Nacht:

Die Turner und Schützen.

„Wir Turner und Schützen steh'n wohl auf der Hut,
Kämpfen für Freiheit und Ehre;
Mit lauterem Sinn und mit fröhlichem Muth,
Greifen wir rüstig zur Wehre.
Ob Nacht oder Tag,
Ob Jubel, ob Klag';
Sicher den Blick auf das Ziel hingewendet.
Auf Deutschlands Macht
Und Heil bedacht,
Rasten wir nicht, bis der Kampf ist geendet.

Die Sänger.

Und was Euch begeistert, die sichere Wehr,
Furchtlos im Kampfe zu tragen,
Was flammt in der Seele so heilig und hehr,
Gut und Blut Euch läßt wagen:
Es ist unser Lied,
Das weichend durchzieht
Alle die Herzen, von Deutschland dem Einen.

*) Von Dr. Weismann gedichtet und von L. Gellert componirt. Auch das Festspiel war eine Schöpfung des genialen Herrn Dr. Weismann.

Schließt fest zur Stund'
Mit uns den Bund:
Leier und Schwert muß im Kampf sich vereinen.

Alle.

Wohlan denn! wir Alle in Reih' und in Glied!
Gott hilft Germania's Söhnen!
Gefeit ist die Wehr und geweihet das Lied!
Wer will die Mutter uns höhnen?
Leucht', Schwarz-Roth-Gold,
Deutsch Banner Hold,
Einigkeitsonne, durch all' unsere Gauen!
O Vaterland
Alldeutsches Land,
Laß uns den Tag deiner Herrlichkeit schauen."

Großartig, in gewaltigen Tonwogen verbrauste der Chor; aber mit dem Schluß desselben.

„O Vaterland
Alldeutsches Land,
Laß uns den Tag deiner Herrlichkeit schauen!"

überkam es alle die Tausende und Abertausende von Herzen wie mit Schmerz und jauchzender Lust zugleich, und von den wehmüthigen Gedanken an die noch immer obwaltende Zerrissenheit mit Adlerschwingen zu dem Hochblick in eine große schöne Zukunft aufsteigend, brach sich die Begeisterung Bahn und tobte wie ein rasender Sturm dahin.

Auch Sommer, Weihrauch und Springfuß jauchzten mit auf. Sie hatten unwillkürlich, fast wie die drei Schweizer im Rütli, die Hände gefaßt, die sie sich

gegenseitig warm und innig drückten, während sich das junge Frauchen leise abwenden mußte, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

Schlichtes, tief bewegtes Herz! wäre die Dunkelheit nicht gewesen, Du hättest noch mehr mit Thränen gefüllte Augen gesehen . . . und . . . darunter manch' kühn und ernst blickendes Männerauge.

Auch Lina zerdrückte eine Thräne. Ihr Herz war tief und mächtig . . . aber zugleich unaussprechlich selig bewegt.

Aber jetzt begann ja das Festspiel! Es war eine schlichte und doch hochbegeisterte, von gewaltigem, tiefgehenden Ernste getragene Schöpfung . . . eine poetische Verkörperung des dem Feste zu Grunde liegenden großen Gedankens. Und er ward schön durchgeführt, dieser Gedanke, durch die Darstellung deutscher Schützen . . . glänzend durch die hohe leuchtende Erscheinung der Germania, welche die berühmte Schauspielerin, Fräulein Fanny Janauscheck, in vollendeter Weise und mit höchster Weihe repräsentirte.

Aber mit welcher Spannung folgte jetzt auch die lauschende Menge:

Auf waldiger Anhöhe vor der Feststadt, die in ihrem Schmucke den Hintergrund bildet, erscheinen herbeiziehende Schützen. Ein Thüringer tritt zuerst auf; er repräsentirt Mitteldeutschland und sein Name, der kei-

nen einzelnen deutschen Staat bezeichnet, darf wohl die mittleren und kleineren Staaten vertreten: zu dem gebührt ihm beim allgemeinen Schützenfeste, das in Thüringen seinen Ursprung hat, der erste Platz. Freudig begrüßt er die Stadt im reichen Thale, aber der Anblick des ehrwürdigen Domes stimmt ihn auch ernst und ruft in ihm das Bild vergangener Zeiten zurück; in raschen Zügen schildert er seines Volkes Größe, seinen Fall, seine Wiedererhebung im großen Befreiungskriege; aber nicht kann er mit reiner Freude dieser großen That gedenken, tief erschüttert ruft er:

„O hätten sie, die auf den Siegesfeldern
Die Kniee dankend beugten vor dem Herrn,
Sich auch der Majestät des Volks gebeugt,
Der einzigen, die herrscht von Gottes Gnaden:
In Freiheit groß wärst du mein Vaterland!
Nicht träten bei dem Anblick dieser Stadt
Vor mich die Märtyrer der heil'gen Sache,
Voll Zornes mahnend an die vierzig Jahre,
Die frech geraubt, was sie mit Blut erkauft.
O zürnt nicht Eurem Volk, Ihr heil'gen Todten!
Wohl hat es auch geirrt; durch Zwist und Haß
Ohnmächtig sich gemacht im Kampf für Recht,
Und durch unkluge Hast dem innern Feind
Die Waffen selber in die Hand gegeben.
Doch nicht vergeblich war, was Ihr gethan!
Aus Euren Gräbern muß das Heil erblüh'n.
Der Tag der Freiheit nahet! Ihre Boten,
In deine Mauern, theure Stadt, sind sie
Seitdem im Festschmuck oft schon eingezogen.
Auf ihr Geheiß erscholl das deutsche Lied;

Sie reichten Dir, o Gutenberg, den Kranz;
Und wie ein Zauberklang durchklang ihr Ruf
Zum deutschen Parlament das Vaterland.
O große Zeit, wo in der Kaiserstadt
Das Herz von Deutschland schlug voll Lebenskraft.
O goldner Traum vom neu erstandenen Reich!
Doch nein, kein Traum! So wahr der Völker Recht
Auf unzerstörbar ewig'n Säulen ruht,
Muß dieses Reich, es muß zur Wahrheit werden.
Sei groß, mein Volk, und harre muthig aus.
Noch hallt der Jubel, der in Schillers Namen
Dem Geist des deutschen Volks ward dargebracht
Von Land zu Land bis in die neue Welt;
Und wieder ruft Ihr, Boten, allvereint
Uns her zum deutschen Schützenfest!
Gastlich empfängst du alle deine Gäste.
Sei laut gegrüßt, du deutsche Stadt am Main!"

Siehe! da tritt ein munterer Schütze aus Oesterreich auf. Zum herzlichen Willkomm reichen sich beide als Brüder die Hände. Aber auch den Bruder aus Oesterreichs Gauen ergreift freudige Rührung. Kann er auch nicht die Zweifel bergen, die sich ihm Anfangs aufdrängten beim Andenken an die mißlungene Einigung des Jahres 1848, so hebt ihn doch der Gedanke an die Umwandlung im eignen Lande über diese Zweifel, und die zuversichtliche Hoffnung, daß auch auf religiösem Gebiete endlich die Liebe siegen werde über die erkünstelten Schranken, treibt ihn, das Vertrauen des Thüringers brüderlich zu erwiedern. Und gerade er reicht nun auch zuerst dem Preußen, der erscheint, die Hand und ruft ihm zu:

„Du, der mit uns zu gleichem Ziel jetzt zieht,
Du Schütze von des Nordens mächt'gem Stamm,
Gegrüßt auch Du! tritt ein in unsern Bund
Und sei willkommen, wenn Du deutsch willst sein."

Und er will deutsch sein, der stattliche Schütze aus Preußen, denn er ruft, den beiden anderen Brüdern die Hände reichend:

„Ja, deutsch und frei, wie einst in diesen Gauen
Die Väter tagten und biderben Sinns,
Wenn auch vielfach getheilt und seines Herds
Ein jeder pflegend, zum gemeinen Wohl
Einträchtig wirkten.
Treu dem Königshaus
Ist wohl der Preuße, und er schaut mit Stolz
Auf Hohenzollerns ruhmbekränzte Namen;
Doch wie er einst der Freiheit Banner trug
Voran im Doppelkampfe mit dem Corsen,
So kämpft auch jetzt er um des Volkes Recht.
Die Edelsten erheben Deutschlands Fahne,
Daß sie ob Preußens freiem Banner wehe.
Wohl scheint das Ziel noch fern; noch reichen nicht
Habsburg und Hohenzollern sich die Hand:
Nein, eifersüchtig schauen sie sich noch
Als Nebenbuhler an, und Keiner traut
Des Andern Thun, selbst wenn's dem Ganzen frommt.
Doch ziemt's dem Volk, will es selbstständig sein
Und werth der Freiheit, die es sich erkämpft,
Zu warten nicht, bis sich der Herrscher Zwist
Versöhnend ende, nein, voranzugeh'n,
Umfassend alle Bruderstämme, mit
Verschlung'nen Händen hinzutreten als
Ein einig Volk von Brüdern vor die Throne
Der Herrscher, heischend ein vereinigt Reich."

Indem die Drei nun hinabziehen wollen zu den Brüdern, die sie erwarten, kündet ein herzliches „Grüß Gott!“ den Schweizer an. Wenn auch getrennt seit Jahrhunderten vom Mutterstamm fühlt der Schweizer doch noch seine Verwandtschaft und freut sich

. . . . . daß er
Sein freies, einiges Banner flattern sieht,
Vereint dem Schwarz-Roth-Gold! O wär es frei,
Das deutsche Banner, herrschend über all'
Die Länder deutscher Zunge, jubelnd nahte
Das weiße Kreuz im rothen Feld ihm zu.
. . . . . .
. . . . . und wird auch nie
Der Schweizer seiner Eidgenossenschaft
Kleinod aufopfern, gern doch reicht er Euch,
Den Stammverwandten, seine Bruderhand
Und ruft mit Euch: Heil deutschem Vaterland!

Gerade der Oesterreicher schlägt am freudigsten ein:

Was unsere Fürsten thaten, sei vergessen.
Ein heiliges Gefühl beseelet uns:
Es ist die Liebe zu dem Vaterland.

Ihm weihen sie Alle nun im herzlichen Verein „das hohe Lied“ und schwören:

Wir wollen treu
In Glück und in Gefahren
Uns um die Mutter schaaren!

Während des Gesanges hat sich ein Wolkenschleier über die Stadt herabgesenkt; die Klänge des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?“ werden vernehmbar und in lichter Glorie schwebt Germania hervor;

knieend empfangen sie die Schützen und Germania beginnt:

Erhebt Euch, meine Söhne! Laßt uns blicken
Zu Gott empor, vereinigt im Gebet!
Sein Wille ist es, der in den Geschicken
Der Völker einzig wandellos besteht.
Was ihr mit Ernst beginnt, es muß Euch glücken,
Wenn Ihr von Ihm es reinen Sinns erfleht.
Ich und die Schwestern alle, wir sind Boten
Des einen Herrn der Lebenden und Todten.
Ja, reinen Sinnes, wenn Ihr so beginnet,
Dann ist Germania Euch segnend nah'.
In's Herz ist ihr gedrungen, was Ihr sinnet,
Und helfend steht die Mutter vor Euch da.
Ihr Liebesquell, der unabläßig rinnet,
Hat Euch erquickt, eh' sie das Auge sah'
Mit ihr im Bund wird Freiheit Euch geboren.
Erfüllt Ihr treu, was Ihr so ernst geschworen.

Was hat mein deutsches Volk so hoch erhoben,
Daß ein Jahrtausend es die Welt regiert?
War's nicht der Geist, verliehen ihm von Oben,
In dem es glorreich seinen Kampf geführt?
Mit Treu und Wahrheit, die in harten Proben
Es nie verließ, war all' sein Thun geziert.
Standhaft im Sturm der furchtbarsten Gewalten,
Ward es der Retter, der die Welt erhalten.

In grauer Vorzeit, als am eignen Herde
Das stolze Rom Deutschland zu knechten kam
Und hochmuthsvoll die freie deutsche Erde
Zum Wohnsitz der Tyrannenherrschaft nahm:
Wie flog Hermann mit grimmiger Geberde
Von Gau zu Gau, entflammend Muth und Scham!
Rom's Legionen sanken vor ihm nieder,
Frei war der freien Deutschen Heimath wieder.

Und bald brach auch vor den gewaltigen Schlägen
Des Volks in Trümmer das entnervte Reich,
Als in der Zeit unhemmbarem Bewegen
Die Völkerschaaren führten Streich auf Streich.
Wo sie erschienen auf Eroberungswegen,
Sank auch Tyrannenmacht, der Stolz ward bleich:
Und überall, wo deutscher Geist gewaltet,
Hat aus Ruinen Neues sich gestaltet.

Denn deutscher Geist strebt rastlos nach dem Wahren,
Ihm opfert er selbst dieser Erde Macht.
Mit Ernst erfaßt ward von den Siegerschaaren
Das Wort vom ein'gen Gott, das in der Nacht
Des Heidenthums den ew'gen Tag, den klaren,
Für alle Zeiten allem Volk gebracht.
Und wie das Wort auch Wahn und Trug umwoben,
Vor deutschem Geist ist all' der Tand zerstoben.

Genährt von dieser heilgen Quelle, blühte
In deutschen Landen Kunst und Wissenschaft;
Bei Landbau, Handel und Gewerbe mühte
Der deutsche Mann, nie rastend, seine Kraft;
Doch in des Hauses Heiligthume glühte
Die Liebe, die das Glück des Lebens schafft;
Und Stamm um Stamm, wie sie zur Herrschaft kamen,
Schrieb in der Zeit Gedächtniß seinen Namen.

In begeisterter Sprache fährt nun Germania fort Karl des Großen weltbezwingende Macht und die Herrlichkeit der Hohenstaufenzeit, als Werke deutschen Geistes, zu preisen. Nur der Fürsten Eigennutz und der Eifersucht der geistlichen Macht erliegt die Größe Deutschlands. Da erstarkt im Kampfe das Bürgerthum:

„Wer ist voran in diesem Kampf gegangen?
Wer hat gebrochen Eigenmacht und Trug?
Mein schlichter Sohn der Berge, der gefangen
In Habsburg's Banden, zornvoll sie zerschlug.
An Macht so klein, doch stark in dem Verlangen
Nach Freiheit brachen sie des Adlers Flug.
Die Helden schaut mit dankbar frohen Blicken,
Die heut' zum Fest uns ihre Enkel schicken."

Die Mutter grüßt Euch, die in reichen Liedern
Die Dichter priesen, eine kleine Schaar;
Vor Gottes Antlitz bringt Ihr mit dem biedern
Handschlag in Treuen das Gelöbniß dar:
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen und Gefahr."
Befreit habt Ihr das Land! frei ist's zur Stunde.
Schwört jetzt auch Ihr den Schwur mit Herz und Munde!"

Und wie auf einen Zauberschlag verwandelte sich jetzt die Scene, und in lebendigem Bilde stellte sich dem entzückten Auge „der Schwur auf dem Rütli" dar. Zugleich wiederholten die Drei, Angesichts der Germania, schwörend die Worte:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Es war ein herrlicher großer Moment, der alle Herzen höher schlagen machte; und wahrlich auch in Tausenden dieser deutschen Herzen klang es — während das Zauberbild unbeweglich stand und ein Schweizerlied dem lieben „Vaterlande" eine Huldigung brachte — freudig nach:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
„In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Aber das Lied verstummte und das Bild verschwandt. Da hob' die hehre Germania wieder an, und, hochbegeistert, mit beredtem Munde führte sie nun den Geist der lauschenden Menge von dem Schwur der Schweizer zu jener neuen Entwickelungsepoche hinüber, aus der einst der große Geisteskampf auf religiösem Gebiete hervorging, . . . ein Kampf, der staatlich zerstörend auf Jahrhunderte, im Reiche des Wissens groß und frei gemacht hat, bis er endlich dem französischen Eroberer entgegentretend, auch die Freiheit des Vaterlandes wieder errungen. Das Tableau: „Andreas Hofer, eine Schanze erstürmend," bringt diesen letzten Kampf in seinem glücklichen Anfange zur Anschauung, es wird begleitet von Schenkendorf's Lied, und durch die Strophe eingeleitet:

O Palm, Dir soll mein Volk die Palme reichen,
Vor Allen Dir gebührt der vollste Kranz!
Vor Deinem Mannesmuthe muß erbleichen
Des blut'gen Schlachtengottes Ruhmesglanz.
Andreas Hofer, deine Brüder neigen
Vor Dir sich dankend, nimm den Ehrenkranz:
„Wer so wie Du für's Vaterland gestorben,
Hat sich des Volkes ew'gen Ruhm erworben."

Im Gegensatz dazu erscheint alsdann das Tableau: „Theodor Körners Tod," zu welchem das Schwertlied gesungen wird. Wenige Strophen führen endlich

über die Reactionszeit zu den großen Bestrebungen unserer Tage; sie werden in dem Tableau: „Die Wacht am Rhein," vergegenwärtigt; ein Schütze erscheint in voller Wehr als Wächter der Gränze, die deutsche Fahne schwingend.

Der herrliche Männerchor aber sendet in gewaltigen Tonwellen, in stolzer Melodie, in prächtigen Accorden das Lied hinaus:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell;
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heilige Landesmark.
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Da Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein
Wir alle wollen Hüter sein!
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Das schöne erhebende Festspiel hat seinen Gipfelpunkt erreicht: die Schützen machen sich bereit nach Frankfurt hinzuziehen; Mutter Germania aber läßt sie nicht ohne ihren Segen scheiden. Die Hände über ihre Häupter gebreitet ruft sie mit stürmisch bewegter Stimme:

„Glorreicher Tag, wenn mein Panier wird wehen,
Wo Ihr vereint Trotz bietet fremder Macht;
Wenn kein Verräther wird beim Feinde stehen,
Wenn Volk und Fürsten rufen mich zur Schlacht.
Dann will ich im Triumphe mit Euch gehen
Zum höchsten Sieg, den Einigkeit gebracht,
Und jubelnd wird von meinen Söhnen allen
Der Ruf: Nur Einigkeit macht stark! erschallen.

So zieht denn hin! Und in den Festeshallen
Sei deutsche Einigkeit das Losungswort;
Begeisternd töne, wo nur Deutsche wallen,
Der Ruf der Einigkeit von Ort zu Ort.
Und weiter stets und lauter wird erschallen
Von Volk zu Volk verbündend fort und fort.
Germania wird mit den Schwestern allen
Vereint zum Völkerfriedensfest dann wallen."

Und wie jetzt die Worte langsam und feierlich verklingen, senkt sich ein Wolkenschleier über die hehre Gestalt herab und entrückt das strahlende Bild Germanias den Augen der Zuschauer.

Die Schützen aber wenden sich der wieder sichtbar gewordenen Stadt unter dem Absingen der Strophe zu:

Wir wollen, treu dem Vaterland,
Zu freiem Bund uns einen.
Wenn uns umschlingt sein Siegesband,
Wird Freiheit uns erscheinen.
Mit Herz und Mund
Beschwört den Bund.
Laßt Arm in Arm uns wallen
Hin zu den Festeshallen.

Das Festspiel hat, unter donnerndem Applaus, unter einem Jubel, der fast kein Aufhören findet, sein Ende erreicht.

Alle Anwesenden, auch die Freunde, waren entzückt, und trugen dies Entzücken mit hinüber in den kurzen Traum . . . und mit hinaus in das lange Leben.

Der Geist der Liebe, der Einheit und Einigkeit aber schwebte über allen den Tausenden von deutschen Brüdern, die sich hier zusammengefunden. Alle fühlten daß sämmtliche deutsche Stämme hier ein neues, der Zukunft angehörendes Bündniß: ein Bündniß der Bruderliebe und Einigkeit geschlossen. Und so hatte denn Sommer auch recht, als er — beim

Verlassen des Festplatzes — rief: „Wißt Ihr, zu was dies erste deutsche Bundesschießen geworden ist? . . es ist in Wahrheit und Wirklichkeit geworden zu einem neuen schönen, ächten und wahren deutschen **Bundestag!**“

Drittes Buch.

Der Fluch unſerer Zeit.

Bad Homburg.

Dem großartigen und schönen Schützenfeste in Frankfurt am Main war eine fast unerträgliche Hitze gefolgt. Aber das Sprichwort sagt: „Strenge Herren regieren nicht lange!“ und es hatte bei der damaligen afrikanischen Gluth recht. Nach wenigen Tagen, die zum Ersticken heiß gewesen, folgten furchtbare Gewitter, die Gewitter zogen einen langandauernden Landregen nach sich und die Temperatur sprang in das Gegentheil von dem über, was sie bisher gewesen, das heißt: es ward kühl bis zur Unbehaglichkeit.

Aber . . . „die Welt ist rund, sie muß sich dreh'n!“ — singt der Narr in der schönen Oper „Templer und Jüdin,“ und der Weise denkt bei innerem oder äußerem trüben Wetter: nach den Gesetzen der Natur hat nichts auf Erden ewige Dauer. Nach Sonnenschein folgt Regen, nach Regen immer wieder Sonnenschein.

Und der Narr und der Weise — oft sind beide eines und dasselbe, oft auch ist der Narr ein Weiser und der Weise ein Narr — hatten diesmal gemeinsam

recht. Das Wetter glich sich aus, und jetzt waren die ersten Tage des Monats August um so schöner und lieblicher.

Auch heute lag ein solch' herrlicher Augustmorgen über der Erde. Die Luft war so rein, so kräftig . . . man fühlte sich ordentlich gedrängt, sie in langen Zügen langsam und mit unendlicher Behaglichkeit zu schlürfen. Der Himmel glänzte dabei in einem tiefen wundervollen Blau; in dem Grase und auf den Blättern der Büsche blitzten und schimmerten Thautropfen wie ausgesäte Diamanten, und die noch prächtigen frischgrünen Bäume wiegten ihre Wipfel behaglich in dem leisen erquickenden Morgenwinde.

Nur Eines fehlte: das muntere Morgengezwitscher der Vögel, die bei der vorgerückten Jahreszeit schon verstummt waren; dagegen freilich ließ sich in nicht allzugroßer Ferne eine andere schöne und kunstreiche Musik hören: es war die Capelle, die jeden Morgen in Bad Homburg in der Nähe der Gesundbrunnen spielt.

Himmel! welche glänzende Gesellschaft hier! . . . aber auch . . . welche Unnatur in der schönen Natur!

Waren denn dies wirklich menschliche Wesen, die dort auf und abwandelten? Soviel wenigstens ist gewiß, . . . mit der natürlichen Form eines Menschen hatte — zumal der weibliche Theil der Gesellschaft — kaum die leiseste Aehnlichkeit.

Darüber war auch ein älterer Herr einverstanden,

der, von einer kleinen Anhöhe herab, auf die, an den Gesundbrunnen auf- und abwandelnde Menge sah. Es war eine hohe schlanke spindeldürre Figur, mit leicht übergebogenem Oberkörper. Den Kopf bedeckten graue borstige Haare, die verwildert emporstiegen und wenn er den Hut abnahm, dem Haupte etwas Stachelschwein-artiges gaben. Und doch lag etwas durchgeistigtes in diesen Zügen. Augen und Stirne verriethen den Denker, . . . das unstäte seines Wesens und seiner Blicke den, vom Drange geistiger Forschung gepeitschten nie ruhenden Ahaspherus.

Mit einem Worte: es war Professor Wirrwatz, den sein unermüdliches Streben, der Phrenologie bei dem deutschen Volke Eingang zu verschaffen, jetzt auch nach Bad Homburg, . . . der schöne Morgen aber zu einem Spaziergange hinausgetrieben hatte.

Von der Natur sah und hörte freilich der gute Professor — obgleich er ihr Freund war — nur wenig, da er zu jenen deutschen Gelehrten gehörte, deren ganzes Seyn und Wesen in der Idee aufgeht, die ihr Steckenpferd ist. Wachend und schlafend, essend und trinkend, spazierengehend und docirend war Wirrwatz nur Phrenologe, d. h. dachte und lebte er nur in der Phrenologie. Nur was zu dieser in Beziehung stand, interessirte ihn: also Thiere und Menschen . . . und unter den Letzteren namentlich die phrenologischen Ausgebur-

ten: große Denker, Idioten, Mörder, Diebe und sonstige Abnormitäten. In seinem Innersten war er allerdings, wie schon gesagt, ein großer Freund der Natur, da er sie aber nicht beim Kopfe fassen und phrenologisch untersuchen konnte, blieb sie ihm im Allgemeinen nur Staffage. Dagegen schaute er jeden Menschen der ihm entgegentrat — den Fürsten und den Betteljungen, die vornehme Dame und die Hausmagd, den Geschäftsmann und den Arbeiter — mit phrenologischen Blicken an, d. h. seine Blicke verschlangen — bildlich gesprochen — den Schädel. Wirrwatz glich darin — wenn auch nicht im Beutel — dem Börsenmann: d. h. sein Kopf war voll Zahlen, und wenn diese auch nichts mit dem Börsencoursblatt zu thun hatten, so doch mit dem Coursblatt seiner Wissenschaft.

Auf die Anrede: „Ich stelle Ihnen Fräulein Armina, die lieblichste Blüthe ihres Geschlechtes, ... oder ... den Herrn Staatsrath Wenkmayer, eine unserer ersten politischen Größen, vor... antwortete es in Wirrwatzens Gehirn 11 = 6. — 21 = 5.*) — oder 16 = 2. — 30 = 6.**)

*) Die ersteren der Zahlen bedeuten die Nummern mit welchen an dem phrenologisch eingetheilten Schädel die Lagen der verschiedenen Organe angedeutet sind; die letzteren Zahlen, wie hier 6, 5, 2, 6 bezeichnen die Stärke oder Schwäche der Organe selbst, ... hier also heißen die Zahlen: Beifallsliebe: sehr groß. — Nachahmung: bedeutend.

**) Gewissenhaftigkeit: sehr klein. — Thatsachensinn: sehr groß.

Name, Stand und was der Vorstellende sonst gesagt, hatte der gute Professor alsdann regelmäßig überhört. Es war ihm ja Nebensache. Erst nach der phrenologischen Kopfexamination und Taxation fand er das Bewußtsein für etwas Anderes.

Was aber Wirrwatz in der letzten Zeit und namentlich in Homburg schrecklich alterirte und fast zur Verzweiflung brachte, war die bei den Damen herrschende Mode, ihre Haare auf dem Vorderkopfe wie Berge aufzuthürmen und dann so wild auseinander zu zausen, als ob sie sich in der That gegenseitig eben in den Haaren gelegen.

Der Teufel mochte freilich bei einer solchen Frisur einen Mädchen- oder Frauenkopf — ohne Hülfe der Hände und nur mit den Blicken — phrenologisch enträthseln. Das war aber für Wirrwatz soviel: als ob jetzt die ganze Frauenwelt ohne Köpfe — also kopflos — herumliefe. Dazu die runden tief herabhängenden Hüte. Es machte ihn auf die ganze Wirthschaft der Moden wüthend.

War es da ein Wunder, daß es auch jetzt — bei einem Blick nach der an den Gesundbrunnen auf- und abwandelnden Badewelt — in ihm knurrte, tobte und kochte?

Unbewußt, aber zornig, mit seinem dicken Spazierstock um sich schlagend, rief er:

„Und das sollen menschliche Geschöpfe sein? Heilige Natur vergieb ihnen den Wahnsinn; du hast ihnen die Zaubergestalt einer Venus gegeben und da laufen sie wie geputzte Affen herum! . . . nein! . . . toller noch, wahnsinniger noch, sie machen sich mit den verrückten Crinolins zu wandelnden Sturmglocken, die von Pilsen gekrönt sind!"

Und er schlug so zornig um sich, daß er beinahe ein kleines bettelndes Mädchen, das sich ihm leise genaht, todtgeschlagen hätte. Das Kind sprang — erschrocken aufschreiend — zurück. Aber schon hatte auch ein Blick auf dasselbe die alte Milde in das Gemüth des Professor's zurückgeführt. Freundlich lächelnd faßte er mit der rechten Hand den kleinen Kopf mit den blonden Haaren, und während seine Finger in der etwas struppigen, nicht ganz unbelebten Waldung derselben wie klavierspielend auf dem Kinderschädel herumirrten und die Kleine ihn erstaunt mit ihren großen blauen Dorfaugen anklotzte — das Krabbeln auf dem Kopfe that ihr so wohl wie einer jungen Katze, vielleicht auch aus denselben Gründen, — murmelte Wirrwatz wohlgefällig vor sich hin: Anhänglichkeit gleich 5 . . . gut! gut! — Jungenliebe gleich 4 . . . auch gut. Zerstörungssinn hm! . . . hm! nur 2. — Nahrungssinn . . . hm! — Verheimlichungssinn . . . hm! . . . unbedeutend. — Selbstgefühl, ei! ei! vortrefflich! Da kann man ihr $4^3/_4$ geben. Bei-

fallsliebe, nun, ist eben weiblichen Geschlechts. — Wohlwollen . . . sieh, sieh! . . . charmant: 5! . . . Festigkeit 4. — und so ging es fort.

Wirrwatz war entzückt von dem kleinen, von der Natur so wohlangelegten Schädel. Aber sein Entzücken riß ihn auch zur Freigebigkeit hin.

Die kleine Bettlerin erhielt einen ganzen Kreuzer. Wirrwatz ließ sich sonst in ähnlichen Fällen nur zu einem Heller verleiten.

O Gott! o Gott! hätte er nur all' den vornehmen Mädchen und Frauen, den sämmtlichen weiblichen Kurgästen hier, auch so in die Haare fahren können, wie der kleinen Blauäugigen. Was machte es ihm, daß er einige kleine Thierchen aus der Familie Pediculida von seiner Hand streichen mußte. Das war doch Natur! Unbewußt hielt er die Hand nach der Sonne und betrachtete die sechsbeinigen Kerlchen mit ihrem durchscheinenden breitgedrückten Körper mit stillem Wohlgefallen.

Er verfiel dabei in ein tiefes Nachsinnen über die Frage: ob wohl auch die Natur bei diesen Thierchen einer phrenologischen Kopfuntersuchung vorgearbeitet und ihren Charakter damit bestimmt habe.

Lange schritt er dabei in Gedanken verloren einher, bis ihn plötzlich der Blick auf einen weiten schönen See, der Mitten in den herrlichen Anlagen auftauchte, zum stehen brachte.

„Ja! ja!“ — sagte Wirrwatz bei diesem Anblick freudig — „das ist eine von den wenigen vernünftigen Anstalten hier . . . einer von den Seen, in welchen sich Leute, die ihr Geld verspielt haben, bequem und für die Wissenschaft nutzbringend aus dem Leben schaffen können. Auch die Bäume sind hier recht schön und stark genug zum aufhängen. Ich kenne nichts dummeres, als wenn sich ein Mensch, der seines Lebens müde ist, eine Kugel vor den Kopf schießt. Der ganze Körper ist dann — durch das zerschmettern des Kopfes — entstellt und weder für die Anatomie noch für die Phrenologie ordentlich zu gebrauchen. Aber bei Einem der sich vernünftig ersäuft oder erhängt hat, ist der Schädel doch wenigstens im Tode etwas werth, — für die Wissenschaft mein' ich — wenn er auch im Leben keinen Schuß Pulver tauchte. O! o! o!“ — rief hier Wirrwatz, und in seinen großen leuchtenden unstäten Augen lag ein Ausdruck heißer Sehnsucht — „o! wenn doch jetzt da vor mir der Leichnam eines solch' unseligen Spielers auftauchen wollte. Himmel! es ist kein Mensch in der Nähe! . . . wie könnt' ich seinen Kopf untersuchen, ehe Jemand herbeikäme; . . . und wenn ich dann erst von der Anatomie den Schädel bekäme . . .!“ — In Wirrwatzens Züge trat ein Ausdruck stiller Verzückung. Er blickte auf den See, wie ein Kind nach dem Weihnachtsbaum. . . . Der See leuchtete und flammte auch in der Morgensonne,

daß es eine Pracht war; . . . aber . . . es wollte kein Opfer an seiner Oberfläche zu Tage kommen. Auch die hübschen starken Bäume ringsumher trugen das Ersehnte nicht.

Wirrwatz zürnte ordentlich auf die Croupiers.

Aber so ungerecht ist der Mensch oft! Die armen Croupiers hatten den ganzen Tag und die ganze Nacht und die ganze Woche und sogar Monate vorher alles gethan, was sie nur konnten, um die Leute auszuziehen und in die Seen und an die Bäume zu treiben; aber es war jetzt gerade gestern und heute zu nichts Ordentlichem gekommen.

Plötzlich erschallte ein Schrei in des Professors Nähe.

Wie Sonnenglanz flog es über seine Züge. Sollte der Himmel doch so freundlich, so einsichtsvoll für die Wissenschaft sein, und seiner phrenologischen Sehnsucht ein Opfer senden?

In einem Satze war Wirrwatz an den Ufern des See's!

Himmel! Da war ja wirklich eine Dame an einer etwas erhöhten Stelle hinabgeglitten. Herrlich! herrlich! . . . sie war im Begriff sich zu ertränken! Unzweifelhaft hatte auch sie — wie so viele Andere — ihr Hab und Gut verspielt und suchte nun im Schooße der Wellen ihr Unglück und ihre Schmach zu begraben.

Noch hielt sich zwar die eine Hand an einem Baumaste fest; ... aber ihr Blick irrte über die Wasser ... gewiß! er suchte verzweiflungsvoll den Tod; obgleich ein ruhiger Beobachter die Wahl der Stunde zu einer solchen That sonderbar gefunden haben würde.

„So fahre denn hin, mein Leben!" — rief sie jetzt — „du hast, ohne ihn, für mich keinen Werth!"

Und, eine gewaltsame Bewegung machend, schien sich die Unglückliche mit einem mächtigen Schwunge in die feuchte Tiefe stürzen zu wollen.

Aber — wunderbarer Widerspruch in des Menschen Herz und Geist! — Wirrwatz sprang fast in demselben Augenblicke der Unglücklichen zu Hülfe, in dem ihn der Gedanke freudig durchzuckt hatte: sie wird sich ersäufen und damit ihren Schädel deinen phrenologischen Untersuchungen Preis geben.

Gar viele Menschen sind besser und edler, als sie scheinen. Sie gleichen Amethyst-Drusen, die nach Außen harten rauhen Stein zeigen, in ihrem Inneren aber den edlen schönen Krystall bergen.

Wirklich war der Professor mit einem einzigen Sprunge seiner langen Beine neben der Dame, deren Hand — trotz dem Schwunge den sich die Dame selbst gegeben — klugerweise den Baumast nicht losgelassen hatte. Es war dies eine sehr kluge Hand, denn sie öffnete sich in der That erst und ließ den Ast erst los, als der Körper

ihrer Herrin statt in die Fluthen . . . in die Arme des Professors sinken mußte.

Wer aber beschreibt nun Wirrwatzens Staunen, als er in der Unglücklichen die ohnmächtig in seinen Armen ruhte, eine der leidenschaftlichsten Verehrerinnen fand, die er in Bad Homburg getroffen. Hatte er auch noch nicht mit ihr gesprochen, so war sie ihm doch durch zweierlei bekannt: einmal dadurch, daß sie in allen seinen Vorlesungen, die er in dem benachbarten Frankfurt und hier in Homburg gehalten, stets in der ersten Reihe gesessen, nie einen Vortrag versäumt und dabei immer wahre Begeisterung für die Phrenologie gezeigt hatte; — — dann aber war sie seinen phrenologischen Falkenblicken durch ihre höchst interessante Kopfbildung aufgefallen: gewaltige Rundung des Hinterkopfes und eine ganz merkwürdige Ausbildung von 13 und 19, also von Wohlwollen und Idealität!

Man nannte sie Fräulein Natalie Hohriesel. Im Fremdenblatt zu Homburg stand sie als Beamtentochter aus Frankfurt a. Main. Im Kirchenbuche mochte sie zur Zeit der großen Völkerschlacht zu Leipzig als geboren eingeschrieben sein, wogegen jedoch ihr noch sehr jugendlicher Anzug und ihr ganzes Wesen protestirten, nach dem zu urtheilen sie zwanzig Jahre hätte jünger sein können. Schön war sie gerade auch nicht . . . aber desto idealistischer und schwärmerischer. Indeß ge-

stige Schönheit überragt ja doch gewiß, in den Augen jedes Verständigen, die vergängliche irdische Schöne himmelweit.

Wirrwatz kam übrigens die Ohnmacht seiner begeisterten Verehrerin sehr gelegen: konnte er doch während derselben an ihr vornehmen, was er eben erst noch so sehnlichst an Erhängten oder Ersäuften hatte thun wollen: das heißt, ihr in die Haare fahren, um in aller Schnelle den für ihn interessantesten Theil dieses weiblichen Körpers, den Kopf, zu untersuchen.

Er that es denn auch — jede Ohnmächtige hält ja stille und wenn sie auch eben erst in's Wasser hatte gehen wollen. — Der Professor aber fand mit Stolz jetzt durch das Tasten der Finger bestätigt, was ihm schon, von dem Katheder herab, sein feiner phrenologischer Blick gesagt: Kindesliebe ꝛc. ꝛc. ungeheuer! . . . Wohlwollen und Idealität ganz ungemein stark. Freilich war auch der Verheimlichungssinn bedeutend ausgebildet und der Wortsinn sehr hervortretend; aber das kam ja bei dem schönen Geschlechte fast durchweg vor.

Und wie glücklich war er bei seiner Untersuchung. Der Kopf der Dame lag auf seinem Knie und die Ohnmacht hielt vernünftigerweise an . . . bis die Untersuchung vollständig fertig war.

Aber eben so lange dauerte auch nur des guten Professors Unbefangenheit. Mit der Beendigung der wis-

senschaftlichen Untersuchung und dem ersten, von einem tiefen Seufzer begleiteten Aufschlagen der jungfräulichen Augen, war diese Unbefangenheit des gelehrten Herrn dahin und an ihre Stelle trat eine entsetzliche Verlegenheit.

Alle Himmel-Wetter! jetzt erst kam ja dem Professor seine Lage zum Bewußtsein: Er! . . . Professor Wirrwatz! . . . der Mann der reinen Wissenschaft! . . . er! . . . der Phrenologe ex officio! . . . er! . . . kniete, mitten in den sich jetzt immer mehr belebenden Anlagen, an dem Ufer eines der böse beleumundeten Seen, eine, aus tiefer Ohnmacht erwachende Dame in seinen Armen und auf seinen Knieen haltend.

Wirrwatz brach bei diesem Gedanken der Schweiß aus. Bunte Farben spielten vor seinen Augen . . . und . . . weiß Gott! in diesem Momente unaussprechlicher Verlegenheit wäre ihm der todte Cadaver Fräulein Hohriesels, Beamtentochter aus Frankfurt am Main, lieber gewesen, als die jetzt zum Leben erwachende Jungfrau.

Und was zum Henker sollte er denn mit ihr anfangen? mit ihr, deren schmachtendes Augenaufschlagen ihn noch mehr verwirrte.

Wie ein Rad schwirrte es in seinem Kopfe herum. Lieber zwanzig öffentliche Disputationen mit den größ-

ten Feinden der Phrenologie, als eine solche verwünschte Situation.

Kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, seine Gedanken verwirrten sich vollkommen . . . und doch . . . mußte er etwas thun, etwas sagen.

Wie der Fisch nach Wasser, schnappte Wirrwatz, der sonst und in seinem Fache so beredte Mann, jetzt nach Worten. Endlich fiel ihm etwas ein:

„Wissenschaftlich betrachtet" — hub er an — „sind Sie eigentlich nicht tod, mein Fräulein!"

„Leider bin ich es nicht!" — seufzte die Jungfrau.

„Athmen Sie noch?"

„Ach ja, ich athme noch . . . die Qualen des Lebens."

„Gewöhnlich" — meinte Wirrwatz, sich den Schweiß mit der einen freien Hand von der Stirne wischend — „gewöhnlich athmet man Luft. Es ist eine schöne Einrichtung von der Natur. Die Lunge, die ein sehr umfangreiches Organ darstellt . . ."

„Und Sie, Herr Professor, Sie waren es!" — lispelte jetzt die zum Leben erwachte Dame, indem sie sich langsam erhob — „Sie edler Mann waren es, der mir das Leben rettete?"

„Ja!" — entgegnete Wirrwatz mit der Hand über die Stirne streichend — „ich glaube, ich bin es gewesen. Ich war tief in Gedanken verloren, hoffte, im Interesse

der Wissenschaft, an den Ufern dieses fruchtbaren Sees vielleicht den Cadaver . . ."

„O wie soll ich Ihnen danken, edler hochherziger Mann!" — rief jetzt die Jungfrau, die Hände auf die Fläche drückend, an deren Stelle sonst bei dem weiblichen Geschlechte das Gegentheil einer Fläche vorzukommen pflegt — „wie soll ich Ihnen danken? Ihnen, den ich als Mensch und als Mann der Wissenschaft so unendlich hoch verehre!"

„Bitte, bitte!" — stammelte hier Wirrwatz, der sich jetzt auch erhoben hatte — „ist mit Vergnügen geschehen Sie haben mir wirklich einen Gefallen gethan."

„Einen Gefallen?" — frug die Jungfrau erstaunt, ihre um das schmale und lange Gesicht herabhängenden Locken wieder ordnend.

„Ja! meine Verehrte, durch Ihre Ohnmacht."

„Sie werden doch nicht glauben, mein Herr . . .!"

„O! der Mann der Wissenschaft glaubt nie, er überzeugt sich durch Untersuchung."

„Ueberzeugen? und von was haben Sie sich bei mir durch Untersuchung während meiner Ohnmacht überzeugt?" — frug die Dame mit scheinbarem Erschrecken.

„Daß Sie einen in phrenologischer Beziehung ausgezeichneten Kopf besitzen."

„O!" — rief hier Fräulein Hohriesel mit seligem Lä-

cheln — „Sie finden meinen Kopf interessant? wie mich das beglückt, edler herrlicher Mann!“

„Ja!“ — versetzte der Professor und seine Blicke überflogen schon wieder mit einer gewissen Lüsternheit den Kopfbau der Dame — „ich weiß nicht, was ich dafür geben würde, wenn ich Ihren Schädel besitzen könnte.“

„O, Sie erhabener wissenschaftlicher Schwärmer!“ — rief mit süßem Lächeln die Jungfrau. — „Und wenn ich Ihnen nun denselben geben würde?“

„Wie? was?“ — fuhr Wirrwatz auf — „Sie werden sich doch nicht noch einmal ersäufen wollen?“

„O nein!“ — meinte die eben Gerettete — „jetzt, da Sie, edler herrlicher Mann, mir das Leben wiedergegeben, . . . jetzt hat es auch wieder Interesse für mich.“

„Aber Sie sprachen doch eben davon . . .“ und Wirrwatz sah sich schon in Gedanken im Besitz des ersehnten Knochengerüstes des vor ihm stehenden jungfräulichen Hauptes. Dazu freilich bedurfte es nur einer kleinen Dosis Phantasie. Der Professor brauchte nur die falschen Zöpfe, Locken und Zähne, so wie etwas Haut hinweg zu denken und der Schädel stand, kunstgerecht präparirt, vor seiner Seele.

Wirrwatz war aber in seinem heiligen Wissenschaftsdrange canibalisch genug, ihn in seine Hände und auf seine Tribüne zu wünschen. — „Sie sprachen eben davon,“ — wiederholte er daher — „daß Sie . . .“

„Daß ich mit Freuden" — lispelte die Jungfrau mit süßer Stimme — „aber nein!" — setzte sie verschämt hinzu — „es ziemt sich für ein Mädchen nicht . . ."

„In's Wasser zu . . ."

„O! wenn Sie wüßten, warum ich diesen entsetzlichen Entschluß faßte, — warum es mich, wie Lady Milford in unseres herrlichen Schillers zauberhaftem Trauerspiele „Cabale und Liebe," an die Ufer dieses Sees zog, um zu fragen: ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste wäre?"

„Nun!" — meinte Wirrwatz — „Sie werden Unglück im Spiele gehabt haben."

„Im Spiel? . . . ja! . . . wenn Sie die Liebe ein Spiel nennen!" — rief Fräulein Hohriesel mit einem so schmachtenden Aufblitzen der Augen nach dem Professor, daß dieser in der That erschrak.

Aber sofort fiel sein Blick wieder auf die ganz außerordentliche Ausbildung, deren sich das kleine Gehirn bei Fräulein Hohriesel zu erfreuen hatte und er rief mit stolzem Selbstbewußtsein — „Ja! sie ist untrüglich, die herrliche Phrenologie, diese Wissenschaft der Wissenschaften! Wo das Organ der Kinderliebe und so weiter . . . so außerordentlich, wie hier, ausgebildet ist, da muß verschmähte Liebe bis zum Selbstmord führen!"

„O!" — rief jetzt die Jungfrau schmerzlich bewegt, während Thränen in ihre Augen traten, — „sprechen

Sie das schreckliche Wort verschmähte Liebe nicht aus. Sie, herrlicher erhabener Mann, Stern der Naturwissenschaften, erste Größe im Reiche der Phrenologie, . . . Sie! . . . Sie müssen es bemerkt haben, in Ihren Vorlesungen in Frankfurt und hier, mit welcher Begeisterung, mit welcher Schwärmerei ich an dieser Wissenschaft und . . . an ihrem Meister hänge!"

In Wirrwatzens Haupt begann es jetzt wieder wie in einem Bienenstock zu schwärmen. Er fing an, etwas zu merken, was ihm wie Kamillenthee den Schweiß auf die Stirne trieb.

„O! Sie werden mich verstehen!" — fuhr das Fräulein eifrig fort, — „Sie, der Sie ja wie ein Gott unter der Hirnschale der Menschen lesen. Sie werden, Sie müssen es fühlen, warum ich den Tod in den Fluthen dieses Sees suchte."

„Bitte recht sehr!" — stotterte Wirrwatz, den bei diesen Aeußerungen der Jungfrau die gleiche entsetzliche Verlegenheit wieder packte, die ihn vorhin ergriffen, als er die Ohnmächtige in seinen Armen und auf seinen Knieen hielt. — „Bitte . . .!"

„O wie glücklich, wie selig wäre ich jetzt!" — fuhr die Dame fort, und ihre Augen schossen Blitze voll süßer Gluth auf den Professor, — „wenn ich als eine Nixe aus diesen Wassern auftauchen, zu Ihnen, angebeteter Mann, sanft hinschwimmen könnte . . . und es

dann hieße, wie unser großer Göthe so schön singt: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen!“

„Bitte!“ — stammelte Wirrwatz erschrocken — „ich habe hier noch acht Vorlesungen angekündigt!“

„Und wenn ich . . .“

In diesem Augenblicke — sie hatten sich, in Gedanken verloren, den Gesundbrunnen genähert — trat eine ältere Frau auf Fräulein Hohriesel zu; auch fing die Badegesellschaft an, sie zu umschwärmen. Sie mußten sich trennen. Nur noch ein leises aber bedeutungsvolles: „Auf Wiedersehen!“ — traf des Professors Ohr; . . . dann . . . befand er sich, hochaufathmend, allein.

Wirrwatz stand einige Minuten stille. Er mußte sich erholen und seine Gedanken sammeln. Wachte oder träumte er denn?

Also . . . er wurde geliebt? . . . er! . . . Wirrwatz? . . . der Mann der absoluten Wissenschaft!

Er fühlte nach seinem Hinterkopfe . . . nun . . . ganz ohne Hügel ging es hier auch nicht ab. Daran hatte er wirklich noch niemals gedacht. Seine Braut war bis dahin die Wissenschaft gewesen . . . seine Liebe galt ihr . . . und . . . allenfalls originellen und interessanten Schädeln.

Aber: — „Himmel-alle-Welt!“ — da fiel ihm plötzlich etwas ein.

Die Beine versagten ihm den Dienst; er mußte sich auf eine Bank setzen.

Hatte ihm denn Fräulein Hohriesel, Beamtentochter aus Frankfurt a. M., nicht so zu sagen ihre Hand angeboten? . . . Sie, die so begeistert für die Phrenologie war, daß sie keine Vorlesung versäumte, und sich aus purer Begeisterung für ihn, den Meister dieser Wissenschaft, in ihn verliebt hatte; . . . ja! . . . da sie sich verschmäht glaubte — ersäufen wollte?

Und besaß denn diese edle Jungfrau nicht einen ganz ungemein interessanten Schädel. Freilich trug sie ihn leider noch lebendig auf dem Leibe herum; aber . . . Blitz-Element! . . . wenn nun Wirrwatz ihre Hand annahm und sie heirathete, . . . heirathete er alsdann nicht auch diesen interessanten Schädel mit?

Alle Wetter! . . . dann war der Kopf sein . . . sein! . . . im Leben und im Tode!

Er konnte ja alsdann seine Frau schon bei Lebzeiten recht gut an eine Anatomie mit der Bedingung verkaufen: daß, wenn sie abgehe, der Schädel derselben ihm zufalle.

Der Gedanke war excellent! Er erfüllte denn auch jetzt den guten Professor Wirrwatz so durch und durch, daß er weder die herrliche Musik der Capelle hörte, noch die Pracht und den Luxus sah, der sich allmälig um ihn her entfaltet hatte.

Badeleben.

„Bravo! braviſſimo!“ — rief Auscultator Sommer ſtrahlenden Auges — „die Ouvertüre aus Figaros Hochzeit!“ — und mit dieſen Worten drückte er den Arm ſeines Freundes Weihrauch, in dem er ſich führte, als ein Zeichen ſeiner freudigen Bewegung feſt an ſeine Seite.

Beide junge Männer traten eben aus dem Homburger Kurſaal auf die ſchöne, nach den Anlagen hingehende Terraſſe, auf der ihnen die himmliſchen Töne jenes Meiſterwerkes wie liebliche Schmetterlinge gaukelnd und täntelnd entgegen flogen.

Beide waren in dieſem Momente überglücklich.

Aber waren ſie denn nicht auch in einem wirklichen Paradieſe?

Der Tag ſchloß mit einem wundervollen Abende. Blau und prächtig ſpannte ſich der Himmel über die Welt; in lauterem Sonnengolde lag Nähe und Ferne ausgebreitet, die eine ſchöner und bezaubernder als die andere.

Rings auf den großartig-absteigenden Terrassen und weit hinab, hinauf und hinüber in den prächtigen Anlagen ein Blumenflor schöner Frauen und Mädchen in den kostbarsten und wundervollsten Toiletten. Herren und Damen aus allen Gegenden der weiten Welt: Deutsche, Franzosen, Engländer und Russen in Menge; auch Amerika, ja selbst die Türkei und Indien waren vertreten.

Und Alle, die hier saßen, gingen oder standen schienen Barone oder Baronessen, Grafen oder Gräfinnen, Lords oder Ladys, Fürsten oder Fürstinnen zu sein: so reich, so fein, so nobel sah' sich die Gesellschaft an. Auch zeigten sich Orden und Knopflöcher mit rothen Bändchen genug . . . dabei ernste stolze Mienen und häufig jene vornehme Nonchalance, die einfachen kindlichen Gemüthern mehr imponirt, als irgend etwas Anderes.

Im Totaleindruck verschwanden indessen diese Einzelheiten . . . er blieb immer ein großartiger, der sogar schön ward durch die Natur, die reizenden Anlagen, die prächtigen Bäume, die in silbernen Strahlen aufblitzenden Springbrunnen und die bezaubernde Fernsicht auf die zur Seite sanft hinstreichenden bewaldeten Berge des Taunus, die saftigen Wiesen und grünen Hügel, die dem entzückten Auge entgegen traten, und die schloßartigen Gebäude, die von jenen Hügeln stolz und doch freundlich herabblickten.

Dabei der Duft der blühenden Orangenbäume, die, in gewaltigen Kübeln aufgestellt, große Alleen bildeten und nebst dem tiefblauen Himmel und der in voller Strahlenpracht langsam sinkenden Sonne unwillkürlich an Italien, das göttlich-schöne, erinnerten. Und über dies Alles dahinbrausend die Zauberklänge der Capelle, die eben jetzt Mozarts herrliche Ouvertüre aus Figaros Hochzeit ausgezeichnet spielte.

O! mußte man sich hier nicht im Paradiese dünken? — Ja! wahrhaftig, man konnte es, wenn man, wie Sommer und Weihrauch, erst seit einem Tage in Homburg war und so glücklich dabei . . . nicht hinter die Coulissen zu schauen.

Jetzt aber hielt vor allen Dingen der Zauber der Musik beide junge Männer umstrickt. Wer, der noch ein einfaches empfängliches Gemüth hat, läßt sich nicht von Mozart's gottvoller Musik hinreißen?

Auch Sommer that es. Er hatte wirklich musikalisches Gefühl und Gehör, obgleich er stets behauptete, nur auf einem Instrumente Meister zu sein: . . . auf der Maultrommel! — „Woher mag nur Mozart ein Thema wie dieses genommen haben?" — frug er jetzt den Freund.

„Ei!" — entgegnete Weihrauch — „vielleicht hat es ihm irgend ein Morgenlüftchen durch das offene Fenster auf das Papier hereingeblasen."

„Wahrhaftig!“ — rief Sommer heiter und seine Augen blitzten in der ihm so eigenen und ihn so schön kleidenden Lebenslust — „wahrhaftig, ich glaube Du hast recht! Sobald er dann das glückliche Motiv auf seinem Tische gefunden, rief er ihm ohne Zweifel zu: Marsch, geh', laufe, unterhalte dich, . . . thue, was dir beliebt, ich mische mich in nichts . . . und . . . alsbald antworteten die Oboen und Flöten mit freundschaftlicher Aufrichtigkeit, das Orchester erwachte voll Geist und Feuer, und Alles floß wie aus einer Quelle! Das ist Natur und doch die höchste Kunst!“

„Ja, so ist es in der That!“ — sagte Weihrauch. — „Es kommt Alles so natürlich, so von selbst, findet einen solchen urbehaglichen Wiederhall in unserem eigenen Inneren, daß man sich einbilden könnte: man habe es selbst geschaffen!“

„Das ist eben das Siegel des Genialen!“ — fuhr Sommer fort. — „Hier ist sogar nichts Gemachtes, sogar nichts Gezwungenes und Absichtliches. Kein herbeigezogenes Programm, kein den Hörern aufgedrungenes Inhaltsverzeichniß der Oper. Und doch ein feiner Rapport mit dem Inhalte des Stückes: List gegen List, Ausflüchte gegen Ausflüchte, Veränderungen im Angriffsplane, Alternative, die von dem Erfolge oder dem Mißlingen im Gleichgewichte gehalten werden.“

„Stille!" — flüsterte Weihrauch — „der Schlußsatz!"

„Hör' nur! hör' nur!" — rief Sommer mit gedämpfter Stimme. — „Mich soll der Teufel holen, wenn das nicht ist, als ob die Violinen in ihren Achteln oder Sechzehntel, zum allgemeinen Stelldichein des Orchesters eilten!"

Weihrauch lachte über den guten Gedanken.

„Horch!" — fuhr Sommer aufgelegt fort — „horch! jetzt reißen sie die Blasinstrumente, die sie unterwegs treffen, mit sich fort."

„Die Menge vergrößert sich!"

„Gewiß! mit jedem Schritt. Donnerwetter! . . . das nenn' ich ein Stelldichein von Tönen! Crescendo! crescendo!"

„Und jetzt dieser Jubel!"

„Hurrah! und jetzt . . . hör' nur! hör'! diese Tonfälle! Purzelt das nicht köstlich über einander? Lustig, ihr drolligen Kerlchen von Gnomen! Es ist, als wollten sie sich im Fluge erhaschen, sich streitend, wer am höchsten herabfallen und die größte Explosion verursachen könne!" —

Und hatte denn der Auscultator nicht recht?

Welch' ein Crescendo voll Begeisterung und Genie in dieser Composition! welcher Geist! welches Feuer!

welche Pracht! welche Kühnheit . . . und . . . welche Anmuth zugleich!

Die Ouvertüre hatte geendet; Sommer und Weihrauch erwarteten einen allgemeinen lauten Applaus. Zu ihrer Verwunderung aber blieb Alles stumm, steif und kalt, obwohl das Orchester vortrefflich gespielt hatte.

Die beiden jungen Männer wußten noch nicht, daß — einmal — hier die fürchterlichste Blasirtheit zu Hause sei, und es — zum anderen — gemein aussehen würde, wenn man einer bezahlten Kur-Musik applaudire. Vornehm dagegen war es, sich das Ansehen zu geben, als habe man schon ganz andere Musik und viel größere Künstler gehört.

Etwas entnüchtert von dieser Steifheit erhoben sich Beide von der Bank auf der sie gesessen, indem Sommer sagte:

„Schade daß hier die Menschen die Kunst und die Natur zu verpfuschen scheinen."

„Lassen wir uns den Genuß nicht verkürzen!" — meinte Weihrauch. — „Ging es mir doch heute, wie immer; ich finde in Mozart's Schöpfungen stets neue und frische Schönheiten. Freilich kommt auch ein solcher Ohren- und Herzensschmaus selten an uns Kleinstädter."

„Das ist es nicht!" — sagte in diesem Augenblicke ein ältlicher, schlicht aber fein aussehender Herr, der

dicht neben Weihrauch stand. — „Auch für uns Großstädter, die wir das Glück haben, daß uns häufig ein solcher Genuß vorgeführt wird, bleibt er stets neu. Meisterwerke dieser Art veralten nie. Sie haben die Eigenschaft, daß sie auch alte Musikfreunde, die selbst für das Neue abgestumpft sind, verjüngen, während sie ihnen doch nichts bieten, als was Jedermann seit einem halben Jahrhundert kennt. Ein zweifacher Sieg über die Zeit!"

Der fremde Herr hatte etwas so Anmuthiges im Sprechen, daß Sommer und Weihrauch gern das Gespräch fortsetzten. Man kam auf Homburg selbst und das Badeleben hier. Sommer meinte: es müsse köstlich sein, einige Monate hier verweilen zu können.

Der fremde Herr lächelte; dann sagte er:

„Sie sind wohl erst seit gestern und zum erstenmale hier?"

Beide Freunde bejahten dies. Weihrauch war in seiner neuen Stellung hergekommen: es gab Verhandlungen mit der Hessen-Homburgischen Regierung über Schürfgerechtigkeiten. Sommer hatte ihn, da die Ferien noch nicht zu Ende, aus einem anderen Grunde begleitet: auch der weibliche Theil der Familie Zielfelder zählte sich unter die Homburger Kurgäste.

Es gehört in unserer jetzigen Frauenwelt zum bon ton, wenigstens zum Scheine krank zu sein und

daher in der Saison ein Bad zu besuchen. Nur derbe und gemeine Naturen bleiben gesund und bedürfen der Bäder nicht.

„Und Sie glauben nicht, daß es uns auf die Länge hier gefallen würde?" — frug jetzt der Auscultator den Fremden.

Ein schönes Lächeln spielte abermals um die Mundwinkel des ältlichen Herrn. — „Darf ich offen gegen Sie sein?" — frug er dann.

„Sein Sie es immer!" — entgegnete Auscultator Sommer heiter. — „Wir beide lieben Offenheit und sind ein schlichtes gerades Wesen gewöhnt."

„Nun, mit diesen Worten bestätigen Sie die Vermuthung, die ich eben aussprechen wollte!" — versetzte der Herr. — „Damit glaube ich Ihnen aber auch prophezeien zu dürfen, daß Sie es keine acht Tage hier aushalten."

„Sie machen uns staunen!"

„Und der Grund für diese Annahme?"

„Weil Sie, wie Sie selbst sagen, schlichte einfache Menschen sind, demnach auch Natur und Natürlichkeit lieben."

„Sie haben es errathen. Aber ist hier die Natur nicht herrlich?"

„Ich antworte Ihnen mit Schiller: die Welt ist voll-

kommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

„Es scheint mir allerdings hier etwas sehr vornehm und steif herzugehen!" — meinte der Auscultator.

„Vornehm und steif? Sagen Sie lieber: hier ist Alles Unnatur, Schein, Lüge und Schlechtigkeit!" — versetzte der fremde Herr mit sichtbarer Indignation. — „Wollen Sie, meine Herren, den Fluch unserer Zeit kennen lernen, so studiren Sie Homburg, als Repräsentantin der Luxusbäder, und die Augen werden Ihnen übergehen, obgleich das Leben und Treiben hier nichts anderes ist, als das Leben und Treiben in unseren großen Städten, das sich in seinen kranken Auswüchsen auf einen kleinen Fleck concentrirt hat, und darum in seiner häßlichen Unnatur, in seiner Unwahrheit, in seinem lügenhaften Scheine und seiner vollen Erbärmlichkeit nur um so schärfer und greller hervortritt."

Eine Pause trat ein. Endlich sagte der Auscultator:

„Sollten Sie die Dinge nicht etwas zu trübe anschauen?"

„Schwerlich!" — entgegnete der Fremde. — „Ich bin kein Rigorist, auch kein Schwarzgucker, wie man bei uns zu sagen pflegt; ich freue mich sogar noch recht gern des Lebens, so weit es mein Alter erlaubt; so wie ich einen vernünftigen Lebensgenuß auch bei Anderen

liebe; aber ich hasse alles Uebertriebene und Unwahre, und zwar um so mehr, als ich die Ueberzeugung in mir trage, daß die menschliche Gesellschaft durch die Unwahrheit ihres jetzigen Seins ihrem Verderben entgegeneilt."

„Sie mögen recht haben, mein Herr!" — sagte hier Weihrauch — „aber gewiß doch nur, wenn Sie ihre Behauptung auf die Spielsäle beschränken."

Es lag fast etwas wie Mitleid in den Zügen des ältlichen Herrn, als er sagte:

„Ich wünschte, ich wäre noch einmal so jung wie Sie, meine Herren, um die Menschen, wie Sie, hinnehmen zu können. Von der Unsittlichkeit der Spielhölle dadrinnen, will ich gar nicht sprechen. Es ist unverantwortlich von den Regierungen solche öffentliche Räuberei zu privilegiren . . . unverantwortlich: der Prostitution und jeder Art Verführung durch diese Säle Thür und Thor zu öffnen. Da ist bekanntermeise alles Schein, Lüge und Schlechtigkeit. Man sollte über die Eingänge an jedem Kurhaus, in welchem Spielbanken geduldet werden, mit großen Buchstaben die Worte setzten: „Hier ist es erlaubt jeden Anderen öffentlich zu berauben und auszuplündern." Denn Alle, die sich da innen herumtreiben, gehen auf's Rauben aus. Die Bank und die Croupiers wollen das Publikum, das Publikum will die Bank berauben und ausziehen; die

Libertins denken zu ähnlichem Zwecke hier unschuldige Opfer zu finden; aber die Damen und Dämchen, die Sie hier treffen, sind die schlimmsten aller Räuber: sie begnügen sich meist nicht mit einfachen Summen, nein! Ehre, Gesundheit, Vermögen und Leben verschlingen diese Bekanntschaften oft. Und alles ist dabei auf Lüge und Schein abgesehen. Glauben Sie mir, meine Herren, an jenen Tischen befindet sich mancher Herr Graf, mancher sogenannte Baron in Frack und Glacehandschuhen, der . . . schon die schönste Bekanntschaft mit der Galeere gemacht hat; und jene in unerhörtem Pomp strotzenden Damen, die so fein und vornehm thun, und sich als Baronessen, Comtessen und Marquisinnen begrüßen, soll ich Ihnen sagen, wer sie sind und woher sie kommen? Auch von diesen hat schon manche das Zuchthaus gesehen, . . . Andere erwartet es noch; . . . alle aber sind der Ausschuß, den Paris und die Pariser Gesellschaft von sich stößt. Ich sage Ihnen, es ist nichts als Schein und Lüge!"

Der ältliche Herr hielt hier inne. Er war so sehr in Eifer gerathen, daß er jetzt stehen bleiben und Luft schöpfen mußte.

Weihrauch benutzte die Pause und sagte:

„Wenn auch nicht so arg, doch ähnlich, dachten wir uns die Sache, als wir gestern Abend und heute die

Spielsäle und das Leben in denselben in Augenschein nahmen. Wir pflichten Ihnen hier also bei; aber ..."

„Hier außen, meinen Sie, so wie überhaupt in unserem Altagsleben fände nicht ein gleich unwahres Spiel statt?" — rief der ältliche Herr. — „Nun, haben Sie Zeit?"

„So viel Sie wünschen."

„Darf ich Sie zu einem kleinen Spaziergange durch die Anlagen einladen? Wir wollen — da Sie ohnedem mein vieles Geschwätz müde sein werden — das bisher besprochene Thema aufgeben und nur ein wenig beobachten."

„Sehr gern, obwohl wir mit Vergnügen Ihre Unterhaltung theilten!" — entgegnete Auscultator Sommer, der sich ohnehin schon seit langer Zeit vergebens nach Madame und Mademoiselle Zielfelder umgesehen und, da er beide Damen nirgends erblickt hatte, sich nun der Hoffnung hingab, ihnen vielleicht auf diesem Spaziergange zu begegnen.

Die Herren schlenderten nun gemüthlich durch die Anlagen und zwischen den Reihen von Stühlen und Bänken hindurch, auf welchen Herren und Damen aller Nationen in großem Staate und kostbaren Toiletten, aber — wie sie jetzt in der Nähe sahen — steif, kalt und unendlich gelangweilt saßen.

Plötzlich rief Auscultator Sommer mit lustigem Tone:

„Ei sieh'! dort geht ja auch unser köstlicher Professor!"

„Welcher?" — frug Weihrauch. — „Einer von unseren Universitäts-Professoren?"

„Behüte Gott!" — rief Sommer lachend — „unser Rettungsengel: der edle Wirrwatz!"

„Kennen Sie ihn?" — frug der ältliche Herr. — „Er ist hier um Vorlesungen zu halten, den gelangweilten ausgetrockneten Seelen hier zum Amüsement. Sie lachen über ihn, wie über einen Narren, und doch hat der Mann — so komisch seine Erscheinung ist — in mancher Beziehung mehr Verstand, als Hunderte von ihnen zusammengenommen."

„Wirklich sah man jetzt die lange hagere Gestalt Wirrwatzen's in einiger Entfernung an der Seite einer Dame dahinschreiten. Der Apendix seiner langen Arme, die dünnfingrigen knochigen Hände, klavierten wie gewöhnlich in der Luft. Sein Oberkörper aber hing — wahrscheinlich in Folge sehr wichtiger Gedanken — noch mehr nach vorne über, wie sonst.

Auf das Gespräch der Dame schien er nicht besonders zu hören. Diese aber war ebenfalls eine lange dürre Gestalt . . . das heißt . . . dürr nur nach oben zu, da der untere Theil der Kleider durch eine unge-

heuere Crinoline, wie ein zweischläfriger Regenschirm, so weit ausgespannt war, daß die Trägerin — Dank dieser Weite und den sie hervorbringenden Stahlreifen — jedenfalls vor den Bissen aller tollen Hunde der ganzen Welt sicher war. Im Gegensatze zu diesem monstruösen Untergestell deckte dabei den Kopf ein Strohhütchen, kaum so groß als ein Dessert-Teller, aber von einer mächtigen Straußenfeder umwogt; während lange, einem Korkzieher ähnliche Locken zu Seiten des schmalen, fleischlosen, längst verblühten Gesichtes herabfielen, in welchem Nase und Backenknochen die Hauptrollen spielten. Um den ziemlich entblößten gelben Hals, dessen vorspringende Felsenriffe einem anatomischen Studium Vorschub leisteten, fiel eine dicke goldene Kette, die in dem, die keusche Gestalt umschlingenden Gürtel eine goldene Uhr hielt. Ein leichter Shawl von Crèpe-de-Chin umschwebte, fast nur wie ein duftiger luftiger Nebel, die Schultern und Arme, während ihre in weiße Handschuhe gezwängte Hand das „unvermeidliche Buch" hielt, d. h. jenes Buch — der Inhalt ist gleich — welches als Sinnbild feiner Damenbildung und vornehm idealistischen Wesens in Bädern getragen — nicht gelesen — werden muß, und feine, Engländerinnen copirende Damen so wenig verläßt, als die Eule, das Sinnbild der Weisheit, die unsterbliche Göttin Pallas-Athene.

„Und wer ist jene vornehme Dame, die an des Pro-

fessor Wirrwatz Seite geht?" — frug Auscultator Sommer. — „Kennen Sie dieselbe nicht?"

„O ja!" — entgegnete der ältliche Herr mit feinem, etwas sarkastischem Lächeln. — „Es ist eine gewisse Jungfer Hohriesel, die sich hier im Fremdenblättchen als Fräulein Hohriesel, Beamtentochter aus Frankfurt am Main, hat aufführen lassen."

„Und was ist ihr Vater für ein Beamter?" — frug Weihrauch. — „Er scheint hoch gestellt zu sein. Vielleicht Senator der freien Stadt oder Schöffe; es ist mir, als hätte ich von einem Schöffen gleichen Namens gehört."

„Doch wohl kaum!" — entgegnete der ältliche Herr. — „Der Vater dieser Hohriesel ist . . . Pedell!"

Sommer und Weihrauch blieben stehen; dann sagte der Erstere lächelnd:

„Sie scherzen wohl, mein Herr, . . . oder täuschen sich vielleicht."

„Keines von beiden!" — entgegnete dieser. — „Ich selbst bin Frankfurter und Senats-Mitglied, kenne daher den Vater dieser „Dame" recht gut. Uebrigens ist das nichts besonderes: bei uns lassen sich alle Dienstmädchen „Fräulein" nennen und wenige nur gehen noch ohne Crinoline und Hut aus."

Sie waren bis nahe an die Straße gekommen, die

die Anlagen, in der Gegend des neuen Springbrunnens, theilt und durchschneidet.

Ein eleganter Herr sprengte auf einem prächtigen Goldfuchs heran, eine Familie grüßend, die ihn — dicht neben den drei Herren stehend — zu erwarten schien.

Die Kleidung des Herrn war wie gesagt, sehr fein. Ein dunkelrothes Bändchen im Knopfloche ließ ihn als decorirt, wahrscheinlich als Ritter der Ehrenlegion, erscheinen. Die Hände — Zügel und Reitpeitsche mit silbernem Knopfe haltend — bekleideten hellgelbe Handschuhe. Weniger fein waren allerdings die Züge des Mannes, da sie stark in's Breite, Gewöhnliche und Nichtssagende gingen, während seine Art das Pferd zu lenken und sich zu bewegen etwas gezwungen und geziert war.

Jetzt ließ er — während ein glückliches und wohlgefälliges Lächeln um seinen Mund spielte — sein Pferd an den Seinen vorübercourbettiren. Es tanzte, indem er ihm schmeichelnd dabei auf den breiten stolz getragenen Hals klopfte, allerliebst.

Auch die Seinen lächelten wohlgefällig bei des Gatten und Vaters Reiterkünsten.

Jeder kräftige lebenslustige Mann ist Liebhaber von Pferden. Die Stärke, die Kraft, die Schönheit und Schmiegsamkeit des Pferdes gewinnen und bestechen jedes männliche Auge, und wer nur einmal hoch

zu Roß gesessen und den unaussprechlich stolzen Genuß gefühlt hat, von einem so starken und doch der fremden Kraft und Geschicklichkeit sich fügenden Thiere getragen worden zu sein ... der ... vergißt die Lust des Reitens nie!

Auch Sommer und Weihrauch beneideten den Reiter um sein schönes Pferd. Auch sie hatten einst viel geritten ... freilich nur halblahme Universitäts-Klepper, die alsdann gewöhnlich ganz lahm nach Hause kamen.

„Sie haben es doch gut, die Vornehmen und Reichen!" — meinte Sommer. — „Himmel! muß das eine Lust sein, ein solches Thier zu besitzen!"

Der ältliche Herr lächelte still vor sich hin.

Weihrauch schrieb es dem Gedanken zu: wann hört der Mensch zu wünschen und zu hoffen auf?

Jetzt ritt der Reiter dicht zu den Seinen heran und hielt dann stille.

„Nun?" — frug er vom Pferde herab, indem er mit stolzer Miene den linken Arm in die Seite stemmte — „wie gefällt es Euch heute?"

„O!" — antwortete eine junge Dame, die augenscheinlich seine Tochter war, mit leiser weicher Stimme und affectirter Weise — „es ist heute wie alle Tage unausstehlich langweilig hier."

„Also auch Dir schon langweilig!" — dachte der Auscultator und betrachtete sich die Sprecherin näher.

Es war ein blasses, kränkliches, verkommenes Gesichtchen mit mattblauen wässrigen Augen, dem die Bleichsucht auf Wangen und Lippen saß . . . wenn es nicht gar die Schwindsucht selbst war.

Dennoch war die junge Dame so entsetzlich geschnürt, daß man ihre Taille in der That umspannen konnte. Ihr Anzug war der Art, daß ihn eine Prinzessin recht gut hätte anlegen können: schwerseidenes Kleid, steif zum stehen und bei jedem Schritte laut rauschend; — Crinoline, um einen Hirsch — und wenn er ein Sechzehnender — darunter zu verbergen ... sonst Spitzen, Sammt und einen Goldschmuck, so dick und breit, daß wohl von Werth, keineswegs aber von Schönheit, bei ihm die Rede sein konnte.

„Sehr vornehm," — dachte Sommer — „aber ich möchte Dich nicht geschenkt!"

„Und warum denn immer langweilig?" — frug jetzt der Vater vom Pferde herab mit unschönem Lachen. — „Ich möchte wissen, wo Du noch hinwillst, Elise? Bist Du zu Hause, ist's langweilig; auf der Reise, ist's langweilig; bist Du im Bad ... ist's wieder langweilig ..."

„Dummheit!" — sagte die Mutter mit finsterer Miene und ärgerlichem Tone. — „Sie weiß nicht was sie will!"

„Ach!" — hauchte das Mädchen — „welche Aeußerung! ... wie Du mich erschreckt hast . . . meine armen

Nerven!" — und sie zog ein Riechfläschchen und hielt es an die Nase.

„Kann ich Dir irgend eine Erleichterung schaffen?" — frug der Vater.

„Du könntest dies wohl!" — hauchte die Tochter — „unsere Wohnung hier ist so beengt."

„Wie?" — rief die Mutter — „sind vor uns und die Mamsell vier Zimmer nicht genug?"

„Aber, mein Gott!" — lispelte die Tochter mit der Miene vornehmer Angegriffenheit — „man kann ja Niemanden anständig empfangen. Wenn nur wenigstens ein Salon dabei wäre!"

„Nun ich will sehen!" — entgegnete der Vater und preßte sein Thier mit den Schenkeln fester.

„Und dann" . . . — fuhr die Tochter hauchend fort — „das viele Gehen bringt mich um; ich fahre viel lieber. Das Sitzen in einem bequemen Wagen würde mir auch gewiß zuträglicher sein . . . der Herr Hof- und Medicinalrath hier, hat es mir selbst anbefohlen."

Der Reiter klopfte seinem Bukephalus abermals den Hals, dann sagte er:

„So nehmt Euch einen Mieth-Wagen an."

„Aber mit einem Livree-Kutscher."

„Versteht sich!" — sagte der Reiter.

In dem Augenblick ging ein Mann, der das Ansehen eines Handwerkers hatte, vorüber. Als er des

Reiters ansichtig wurde, grüßte er höhnisch lächelnd und rief:

„Ah! edler Lord, habe die Ehre guten Abend zu wünschen!"

Der Reiter sandte ihm einen finsteren Blick nach.

„Aber Fabian!" — sagte jetzt die ältere Dame — „bist De denn auf Dein Perd angewachse? Steig' doch endlich emal ab; Du host ja heut' noch nach Frankfurt zurück zu reite, und ich hab' Hunger, daß es mer schwach werd."

Die Dame sah sonst gerade nicht darnach aus, als ob sie oft an Hunger litte. Sie war stark, groß und sehr corpulent; namentlich war der Bauch sehr ausgebildet, was die Schönheit ihrer Gestalt gerade nicht erhöhte, obwohl man, ihren Zügen nach, darauf schließen konnte, daß sie früher einmal hübsch gewesen sein mußte.

Feiner Geschmack schien dabei ihre Sache nicht zu sein, da ihre Toilette wirklich überladen war und Iris ihr mit allen ihren Farben nachgeholfen hatte. Dagegen lag ein Ausdruck so vollkommener Behaglichkeit in ihren Zügen und in ihrem Wesen, das man sie beneiden konnte. Ihre Blicke strahlten denn auch wirklich, als der Lord ihr von seinem Pferde herab eine zustimmende Antwort gab: er wollte nach dem Darmstädter Hof reiten, sagte er mit stolzem Lächeln, sein Pferd dort

abgeben und alsdann mit den „Damen" in der Restauration des Kurhauses speisen.

„Laßt einstweilen eine Flasche Champagner in Eis stellen!" — rief er noch, indem er sein hübsches Pferd umdrehte. — „Aber ächten!"

Dann ritt er, hoch aufgerichtet wie ein Fürst, den linken Arm in die Seite gestemmt, mit strahlender wohlgefälliger Miene davon.

Als sich Reiter und Damen entfernt hatten, sagte Sommer:

„Ein sonderbarer Ort, dieses Homburg, . . . und sonderbare Leute hier!"

„Ich komme aus diesen Menschen auch nicht heraus!" — setzte Weihrauch hinzu. — „Der Mann spricht Deutsch und hat die Mienen eines Lords angenommen; auch begrüßte ihn ein Vorübergehender mit diesem Titel. Die Gattin sieht, bei einer ordinären und doch hie und da gezwungen fein sein sollenden Sprache . . . ich weiß nicht wie . . . aus, so reich auch die Toilette, und die Kleine hat nun gar äußerlich und dem Wesen nach etwas Prinzessenartiges."

„Und wissen Sie, wer diese Leute sind?" — sagte jetzt der ältliche Herr.

„Nun?" — frug Sommer und Weihrauch zugleich.

„Das ist ein Frankfurter Schreinermeister mit seiner Familie."

Die Freunde starrten vor Erstaunen.

„Unmöglich!“ — riefen sie dann beide.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

„Aber der Mann trug ja einen Orden im Knopfloch!“ — rief der Auscultator.

„Um Vergebung!“ — entgegnete der alte Herr. — „Sie haben nicht genau genug hingeschaut: es war eine Grasblume. Der Mann ist ein Schreinermeister und heißt Fastgrün.“

„Und der Titel „Lord?“

„Ist ein Spotttitel, welchen der gute Mann wegen seiner Aufgeblasenheit und Großthuerei erhalten hat. Er heißt in Frankfurt allgemein nur „Lord Astloch.“

„Aber der Aufwand, die Toiletten, das schöne Reitpferd!“

„Es sind sehr vermögende Leute, wie es bei uns viele unter dem Handwerkerstande giebt!“

Auscultator Sommer und General-Verwalter Weihrauch konnten sich von ihrem Staunen nicht erholen.

„Von niederem Ursprung aus weit hinaufzusteigen“ — fuhr der ältere Herr fort — „ist kein Unrecht; im Gegentheil, wenn Jemand durch seine Arbeit emporkommt — der eigene Schmied seines Glückes ist — so darf man bei ihm mehr Verdienst voraussetzen als bei einem, der über die Schultern Anderer mit Leichtigkeit emporsteigt. Was man aber den Emporkömmlingen niemals

verzeihen kann, ist Affektation angeborener Größe, dummer Stolz und Uebermuth, und der Wahn, als könnten sie Namen und Rock, den sie vorher trugen, dadurch in Vergessenheit bringen, daß sie die Miene großer Herrn annehmen."

Sommer recitirte lächelnd: — „Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;..."

„So ist es!" — sagte der Andere. — „Aber Sie werden nun auch einsehen, daß ich recht habe. So ist hier Alles ... und leider geht es nicht besser in den großen Städten zu. Nur Schein und Unwahrheit! ... Nichts, als ein tolles Ringen, reich zu werden, ... und zwar so schnell wie möglich, um dann ... den Großen zu spielen: den Bankier, den Lord ... und ... sein Leben in Gemächlichkeit und sinnlichen Genüssen gemüthlich zu verbrauchen."

„Das ist freilich eine böse Strömung unserer Zeit!" — meinte Weihrauch.

„Sagen Sie lieber: es ist der Fluch unserer Zeit!" — rief der ältere Herr ernst. — „Denn durch dies rein materielle Streben und dadurch, daß bei den meisten Menschen der Schein Alles bestimmt und entscheidet, haben sich jetzt schon die meisten Menschen ihrer natürlichen Stellung entrückt und in eine erzwungene höhere Stellung hinauf-

geschraubt, in die sie der Natur der Sache, ihrer Bildungsstufe und namentlich zumeist auch ihres Einkommens und Vermögens nach, . . . nicht gehören. Daher so viel Unbehaglichkeit, — daher so viel Lebensunmuth und Ueberdruß, — daher ein immer tolleres Ringen: dasjenige zu erreichen, was man sich zu scheinen bemüht; — daher die ganze, so unendlich viele Menschen unglücklich machende allgemeine Unwahrheit. Die Magd will Köchin, die Köchin Haushälterin, die Kammerjungfer Gesellschaftsdame sein. Der Hausknecht spielt, so bald er an Sonn- und Feiertagen kann, den Bürger. Die Nätherinnen treten als Kleidermacherinnen auf, der Lehrling als Comis, der Comis als selbstständiger Prinzipal. Der Schuhmacher mag nichts mehr von seinem ehrlichen Handwerke wissen: er gerirt sich als . . . Lederhändler; der Schneider ist Tuchhändler, Marchand tailleur oder gar Bekleidungskünstler; der reiche Handwerker wird — wie sie eben gesehen haben — zum Lord, die Tochter eines Pedellen zur Beamtentochter, — der einfache Kaufmann spielt den Bankier, der Croupier den Grafen, die feilen Dirnen sind Comtessen und Baronessen und so fort durch alle Lebensverhältnisse hindurch! Auf einen fremden Boden verpflanzt, dem man nicht gewachsen ist und der Mittel in Anspruch nimmt, die man nicht hat, wird man alsdann innerlich und äußerlich unglücklich.

Dann soll die Börse, die unselige Spekulation in Papieren, in Eisenbahn-, Kohlen- und Gott weiß was für Bergwerks- oder sonstigen Actien helfen, oder auch, was eben so gut, der grüne Tisch in Homburg, Wiesbaden, Baden u. s. w. und unter Hundert sind Neunzig verloren. Daher die vielen Unmoralitäten im bürgerlichen und ehelichen Leben, — daher die vielen Bankerotte, die Verarmung so zahlloser Familien . . . dafür dort . . . jene Seen, die schönen Bäume hier und ein Schuß Pulver und Blei."

„Sollten Sie hier nicht zu hart urtheilen?" — frug Sommer jetzt.

„Nein!" — rief der Fremde. — „Erst vor wenigen Tagen hat die Homburger Spiel-Hölle wieder ihre Opfer verschlungen."

„Ihre?"

„Ja! zwei . . . in wenigen Tagen!"

„Und wer waren sie?"

„Letzten Montag Morgen verbreitete sich das Gerücht, es habe sich ein junger Mann aus Bremen, ein Handlungsreisender, der ihm anvertrautes Geld an der Bank verloren, in dem Steinbruche erschossen. Wie der unglückliche junge Mann hieß, erfuhr man nicht."

„Warum nicht?"

„Warum? . . . Bekanntlich ist die Reginimal-Politik dieses kleinen Spielbank-Musterstaates in solchen Fäl-

len außerordentlich vigilant und vollkommen kunstgerecht darauf eingearbeitet, alles rasch zu verwischen, was Lärm machen und zur Entdeckung der Persönlichkeiten, die sich hier umgebracht, führen könnte."

„Unglaublich!"

„Und doch wahr! Die Leichen werden bei Seite gearbeitet, und damit Basta! In Homburg zum mindesten kräht dann kein Hahn weiter nach ihnen."

„Das ist ja entsetzlich! und das andere Opfer?"

„Am Mittwoch darauf wurde ein Mann, der um vier Uhr noch an der Bank spielte, in seiner Wohnung — die ich Ihnen bezeichnen könnte — gegen fünf Uhr Abends sterbend aufgefunden. Er hatte sich in den Hals geschnitten und die Pulsadern geöffnet."

„Nun, und . . .?"

„Der Polizei wurde die Anzeige gemacht, . . . ein Fiaker herbeigeholt und der Sterbende in aller Stille in das Krankenhaus gebracht. Dort verschied er nach Verlauf einer halben Stunde . . . und . . .

„Und? . . ."

„Auch er war glücklich beseitigt!" *

„Und davon erfährt man im Oeffentlichen nichts?"

„Behüte Gott! Die Wissenden, selbst die Bürger, die einen solchen Unglücklichen kannten und über ihn

*) Beides Thatsachen. Siehe den „Volksfreund für das mittlere Deutschland." Freitag d. 15. Aug. 1862. Nr. 98.

Auskunft geben könnten, behandeln die Sache wie ein Amtsgeheimniß, und alle Uebrigen bekümmern sich nicht darum."

„Da vergeht Einem ja alle Lust hier zu sein!" — rief Weihrauch indignirt.

„O! machen Sie sich daraus nichts!" — entgegnete der ältliche Herr mit bitterem Spott. — „Der Selbstmord gehört nun einmal zur Athmosphäre Homburgs, wie in anderen Himmelsstrichen gewisse Fieber in der Luft liegen, oder über London die Nebel."

„Demnach scheint hier alles zusammen zu wirken und sich für solidarisch verpflichtet zu halten, die Gräuel, welche das nothwendige Gefolge einer Spielbank bilden, der Welt möglichst zu verbergen?" — sagte Weihrauch.

„Ist das um ein Haar besser, als Räuberhandwerk?" — rief der Auscultator entrüstet.

„Wissen Sie was der verstorbene biedere Landgraf Louis von Hessen-Homburg zu Denjenigen sagte, die ihn wiederholt angingen, die Erlaubniß zum Hazardspiel, wegen des damit verbundenen Vortheils, zu ertheilen?" — frug der Fremde.

„Nein!" — entgegneten Sommer und Weihrauch zugleich.

„Nun!" — fuhr der ältliche Herr fort — „der

wackere Mann sagte: „„Straßenräuber würden mir dasselbe geben, wenn ich ihnen ihr Handwerk erlaubte; ich will nichts weiter davon hören!““

„Eine Antwort, die einen deutschen Fürsten ehrt!“

„Wie aber steht es mit der jetzigen Regierung? Homburg ist unter allen Spielhöllen Deutschlands die Kloake, in die Paris seinen Schmutz und Auswurf absetzt. Und daß es so ist, daran sind, außer dem sauberen Monsieur Blanc und seinen Helfershelfer, alle Diejenigen schuld, die dies verächtliche und fluchwürdige Wesen unterstützen, somit auch die Aktionäre und vor allen ist es die hiesige Regierung. Sie hat das Unwesen heranwachsen und zu der Größe sich entwickeln lassen, in welcher wir es jetzt einherwandeln sehen, verabscheuungswürdig und verabscheut von Allen, die auf Sitte und Anstand etwas halten und denen an dem guten Namen unserer Nation etwas liegt. Die hiesige Regierung — oder, wenn Sie wollen, meine Herren, — ihre Beamten und ihre Justiz, haben die Spielbank-Halter in ihrem frechen Treiben gestützt und geschützt; sie waren und sind sogar noch bis auf den heutigen Tag die willigen Werkzeuge dieser Verwaltung, wenn es sich darum handelt, Leute, welche der Bank und Monsieur Blanc unbequem zu werden drohen, zu verfolgen, einzuschüchtern und unschädlich zu machen. Das alles ist erwiesen

. . . und zwar . . . zur Schmach und Schande von ganz Deutschland!*)"

„Darum behaupte ich," — setzte der Fremde in immer steigender Erregung und Indignation hinzu — „daß alle Regierungen, welche Spielbänke gestatten, weiter nichts thun, als fremde Wegelagerer und Räuber auf unverantwortliche Weise privilegieren: auf ihren Landesgebieten die Leute, vermittelst gewisser anständig sein sollender Formen, auszuplündern! Und auf wem haftet alsdann der Fluch all der zu Grunde gerichteten Familien? all des namenlosen Unglücks, was dies unselige Spiel hervorruft? all der zum Himmel schreienden Selbstmorde? — Wehe darum, wehe! all den Regierungen, die — um eines elenden pecuniären Vortheiles Willen — ein so weites Gewissen haben, einen solch' tausendfachen Fluch auf sich zu nehmen!"

Der alte Herr hielt hier erschöpft einen Moment inne, während die beiden jungen Freunde, von der Wahrheit und dem hohen Ernste seiner Worte erschüttert, schwiegen.

„Doch, meine Herren!" — sagte er dann — „ich muß um Vergebung bitten, daß ich Sie an diesem schönen Abende mit so trüben Dingen gelangweilt habe.

---

*) Siehe: „Enthüllungen über die Homburger Spielhölle" und „Volksfreund für das mittlere Deutschland:" 17. Aug. 1862. Nr. 99.

Aber weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über! Ich habe hier zuviel mit eigenen Augen gesehen, zu viel des Empörenden erlebt. Jetzt aber wird es kühl und ich muß, als Patient, mein Zimmer suchen. Vielleicht habe ich noch öfter das Vergnügen, Sie zu sehen!"

Und mit diesen Worten entfernte er sich leicht grüßend.

Der grüne Tisch.

Das Gespräch mit dem ältlichen Herrn gab Sommer und Weihrauch noch lange zu denken; indeß waren beide noch zu jung und zu lebenslustig, um dem behandelten Gegenstande jenes Gewicht beizulegen, welches der Fremde für ihn in Anspruch zu nehmen schien.

Was [illegible] von der Beamtentochter und Lord Astloch gesehen und gehört, schien denn doch wohl mehr Ausnahme als Regel zu sein; obgleich sie sich eingestehen mußten, daß das mehr sein und scheinen wollen selbst in ihrer kleinen Provinzial-Stadt nachgerade Wurzel schlug.

Gewiß! der alte Herr sah zu schwarz, und dann . . . warum sollten sie sich überhaupt ihren kurzen Aufenthalt in dem schönen Bade mit Grillen verderben.

„Wir machen die Welt doch nicht anders, als sie ist!" — rief Sommer. — „Nehmen wir also die Dinge wie sie sind."

„Das wird allerdings das vernünftigste sein!" — meinte Weihrauch. — „Aber was beginnen wir jetzt?"

„Wenn ich, zum Teufel zu, nur wüßte, wo die Ziel-

felders stecken!" — sagte Sommer, sich nach allen Gegenden umschauend.

Er konnte freilich nicht denken, daß Eleonore schon seit einer guten Stunde an dem grünen Tische sitze, um einmal — wie sie mit gelangweilter und verächtlicher Miene zu ihrer Mutter und Lina, die beide hinter ihr standen, gesagt — „ihr Glück zu probiren!"

Aber das Glück war heute so launisch, wie sie selbst: es kehrte ihr den Rücken und Eleonore stand eben mit einem bedeutenden Verluste auf. Ihr Antlitz war noch kälter, ihre Züge schienen noch härter als sonst, obgleich sie den Zorn und den Unmuth über ihren Verlust unter einem halb verächtlichen, halb ironischen Lächeln barg. Zugleich warf sie mit einer raschen Bewegung den Kopf in den Nacken und sagte in befehlendem Tone zu Mutter und Freundin:

„Wir gehen! Es ist unerträglich heiß hier!"

Dabei faßte Eleonore den Arm Lina's und kneipte die Arme dermaßen hinein, daß diese kaum einen lauten Aufschrei unterdrücken konnte; aber sie ward bleich wie der Tod.

Eleonore zürnte jetzt noch über ein Anderes.

Warum ließ sich der einfältige Auscultator nicht sehen?

Er war mit Weihrauch gestern hier angekommen, das hatte sie aus dem Fremdenblatt erfahren. Wäre er jetzt da, so hätte sie doch ein Spielzeug.

„Er ist ein Dummkopf!“ — dachte sie; aber sie schaute sich dennoch nach ihm um.

Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt:

Fräulein Eleonore Zielfelder glich bekanntlich jenen Weltgegenden, in welchen sieben Achtel des Jahres Winter herrscht und ein Achtel . . . so Etwas, was man . . . Sommer zu nennen pflegt; indem man aber auch, bei dem kalten Glanze, erfrieren kann.

Eben so frostig war für gewöhnlich ihre Liebenswürdigkeit, wenn sie dieselbe einmal herauszukehren die Laune hatte. Dennoch konnte sie momentan auch wirklich liebenswürdig sein, wenn sie nur wollte.

Nach ihrem Austritte aus dem Pensionat war nun der Wille dazu noch öfter vorhanden; namentlich wenn sie auf Bällen oder Gesellschaften mit jungen Männern zusammen kam, die ihr den Hof machten und bei welchen die Möglichkeit einer Heirath nahe lag.

Aber diese Möglichkeit entfernte sich bald mehr und mehr, da nicht nur ihr kaltes, abstoßendes und gekünsteltes Wesen gar oft durch die Photosphäre ihrer gemachten Liebenswürdigkeit durchbrach — wobei sich alsdann ihre Herrschsucht, ihr Eigenwille und die Sucht, jeden Mann als ein Spielzeug ihrer Laune zu betrachten, kund gab — sondern auch ihre ganz übertriebene Ansprüche, in Beziehung auf eine dereinstige Heirath, an den Tag traten.

Und hatte sie den letzteren Fehler nicht mit unzähligen Dämchen ihres Alters gemein? Befand sie sich hier nicht z. B. in ganz gleicher Lage mit Fräulein Fastgrün — der Tochter des edlen Lord Astloch, die in ihrer Vaterstadt den Spitznamen „die Prinzessin" führte? —

O Himmel! auch hier ist ja ein gutes Stückchen des Fluches unserer Zeit nachzuweisen!

Wollen denn nicht in unserer verschrobenen Zeit — mit wenigen aber ehrenden Ausnahmen — fast alle heirathsfähigen Mädchen weit . . . weit über ihre natürliche Stellung hinaus?

Was ist jetzt reichen Kaufmannstöchtern der solideste Bewerber aus ihrem Stande? O bewahre! . . . sie wollen: „Frau von" werden, . . . die Gattin eines hochgestellten Offiziers, . . . Baronin, wo möglich, oder so etwas. Wie viele sich dabei wegwerfen und in eine schiefe und traurige Lage bringen, ja unglücklich in ihrer Ehe werden, ist bekannt.

Und die Töchter von Handwerkern? . . . Pfui der Schande, wenn sie wieder einen ehrsamen Handwerker heiratheten! . . . Warum nicht gar? Sie wollen wenigstens . . . die Gattin eines Angestellten, eines reichen Kaufmannes werden!

Dafür sind sie erzogen! Aber hier liegt ja gerade der Hase im Pfeffer!

Welche gränzenlosen Ansprüche machen nun die, auf diese Weise erzogenen, Mädchen?

Sie verlangen als Ehefrauen vor allen Dingen, daß sie Anderen nicht nachstehen: eine große elegante Wohnung, brillante Toilette, einen Logenplatz im Theater, den Besuch von Bällen, die Möglichkeit täglich in Gesellschaften zu gehen und solche zu halten, Geld für eine, alle Sommer zu unternehmende Badereise und hunderte solcher Kleinigkeiten.

Welcher junge Mann kann aber — wenn er nicht ungemein reich ist — in unseren theueren Zeiten solche Ansprüche befriedigen? Und welches Mädchen bringt dafür ein entsprechendes Vermögen gleich mit? Wenn auch die Eltern noch so vermögend sind, . . . zählen denn die Familien nicht meistens mehrere Kinder? Können sich denn die Eltern bei Lebzeiten schon entblösen?

Und wenn auch die Mitgift Zehntausend Gulden, . . . ja das doppelte beträgt, was sind vier, was achthundert Gulden Zinsen, den Ansprüchen einer *solchen* Frau — die ohnedem gewöhnlich von Häuslichkeit keine Ahnung hat — gegenüber?

Darum aber entschließen sich auch in unseren Tagen verhältnißmäßig so wenig junge Männer zum heirathen; . . . darum bleiben so viele Mädchen sitzen und verfallen einem einsamen traurigen Leben, Mißmuth *und dem*

erdrückenden Gefühle: ihre Lebensaufgabe verfehlt zu haben; darum endlich die überhandnehmende Entsittlichung, die Frivolität und Gehaltlosigkeit eines großen Theiles der jungen Männerwelt!

Auch Eleonore und „die Prinzessin" — die Tochter des Schreinermeisters, Lord Astloch, — theilten dies Schicksal. Beide stießen durch ihre übertriebenen, durch ihre extravacanten Ansprüche nur zu bald alle Diejenigen jungen Leute zurück, die vielleicht eine reelle Absicht auf ihre Hand in ihrem Inneren trugen. So kam es denn in der That, weder bei der Einen noch bei der Anderen, zu irgend einem Antrage und doch rückten für beide die Jahre unerbittlich weiter. „Die Prinzessin" Astloch verkam dabei vor innerem Schmerz und stiller Sehnsucht, so daß sich wirklich als schöne Perspective bereits die Schwindsucht in der Ferne zeigte; ... Eleonore dagegen verbitterte sich, wie wir wissen, vor Neid, Zorn und stiller Leidenschaft dermaßen, daß sie, einerseits, sich und Anderen schon jetzt eine Last und eine Plage war, — anderer Seits aber keinen anderen Gedanken mehr kannte, als schnell reich und reicher zu werden, um dann das Schicksal vermittelst ihres Vermögens nach ihrem Willen zu zwingen. Mit Geld, das wußte sie, bringt man in der Welt ja alles fertig.

Darf man es daher ein Wunder nennen, wenn bei Gelegenheit des großartigen Schützenfestes, das ganz zu-

fällige Bekanntwerden mit dem jungen und schönen Auscultator Sommer — der noch dazu der Sohn eines reichen Mannes war und die Aussicht auf eine dereinstige schöne Staatsanstellung hatte — einen neuen Hoffnungsstrahl in das blasirte Herz Eleonorens warf?

Fräulein Zielfelder kehrte also kluger Weise — sie verstand sich ja trefflich auf das Speculiren — das eine Achtel ihres Liebenswürdigkeits-Sommers jetzt heraus und da der Auscultator bei seiner Abstammung von einem reichen Vater und bei seiner Jugend und Schönheit, auch noch ein höchst heiterer und artiger Mann war, so fühlte sich Eleonore bald geschmeichelt und beglückt. Gewisse Gefühle, die in jenen Jahren — gerade bei äußerlich kalten Naturen, wie Eleonore eine war, — oft am regsten sind, erwachten auch, und so fing Eleonore mit Sommer förmlich zu liebeln an: d. h. sie speculirte mit Vorliebe auf eine Parthie mit Sommer.

Bei der Neuheit der Bekanntschaft hätte nun aber der Auscultator geradezu ein Gott sein müssen, wenn er das wunderbare Wesen Eleonorens sofort durchschaut haben würde.

Es gehört oft ein ganzes Leben dazu ein Weiberherz zu ergründen; die paar wonnigen Tage des schönen Festes, in einer Art Zauberrausch verlebt, waren dafür wirklich nicht gemacht; und Eleonore wußte — was al-

len Weibern angeboren ist — Männerherzen zu fangen. Mit einem Worte: Auscultator Sommer, der lose heitere Vogel, den im Anfange das liebliche Spiel mit Fräulein Zielfelder unterhielt und gaudirte, blieb an der Leimruthe hängen. Von einer wirklichen, tiefergehenden Liebe zu Eleonoren konnte allerdings bis jetzt noch nicht die Rede sein aber . . . das war sicher; . . . verliebt hatte er sich in sie.

Sonderbar war es, daß Lina, die in dem Dunkel ihrer großen Bescheidenheit still beobachtend neben der glänzenden Freundin stand, in diesen Tagen still und stiller wurde. Eigentlich wußte sie selbst nicht, was mit ihr vorging. Der junge Herr Auscultator gefiel ihr sehr gut; ja sie war ihm im Geheimen unendlich dafür dankbar, daß er ihre Freundin so rosig stimmte und stets die ganze Gesellschaft aufheiterte.

Tage wie die des Schützenfestes und des damit verbundenen Besuches hatte die arme Kleine noch nie erlebt; ja es trat der seltene Fall ein, daß ihre Arme Zeit fanden, sich einmal ganz von blauen und grünen Flecken zu erholen.

Und doch quälte sie im tief Innersten Eines: ihrem Scharfblick entging es nämlich nicht, wie sich hier gar rasch ein Verhältniß anspann, das leicht in kurzer Zeit ernst werden konnte. So sehr sie nun aber auch der Freundin das ihr nahende Glück, einen hübschen braven

und tüchtigen Ehegatten zu finden, gönnte, eben so sehr fühlte sie doch auch — bei ihrer Kenntniß von Eleonorens Charakter — in ihrem kleinen bescheidenen Herzen Mitleid für den jungen Mann, der — das wußte sie gewiß — durch diese Verbindung, wenn sie zu Stande kam, einer namenlos unglücklichen Zukunft entgegen ging.

Warum sie sich eigentlich so sehr für den jungen Mann interessire; . . . warum sie ihn wunderbarerweise für edel und gut hielt, ohne ihn doch näher zu kennen, darüber wußte sich Lina keine Rechenschaft zu geben. Aber fast von dem ersten Augenblicke an, in dem sie ihn gesehen, war etwas über sie gekommen, das einer stillen Freude, einem Gefühl inneren Glücks, Vertrauen und Bruderliebe nahe kam.

Lina fühlte dies, aber sie war sich dessen nicht bewußt. Nur Eines trat klar vor ihre Seele, daß es ihr innigster Wunsch sei: den jungen, auch gegen sie immer so gütigen und freundlichen Mann glücklich zu wissen. Aber lag denn dafür eine Möglichkeit vor, wenn er sein Leben an das Eleonorens knüpfte?

O nein! nein! rief es im Inneren Lina's . . . und doch! . . . trug sie denn nicht auch den aufrichtigen und redlichen Wunsch im Herzen: Eleonore glücklich zu sehen?

Eleonorens Eltern waren ihre Wohlthäter: sie hatten sie, die arme Verwandte, erzogen und sorgten jetzt

noch für Lina, wie für eine Tochter. Da diese aber bei ihrem stillen natürlichen Wesen die schöne Tugend der Erkenntlichkeit in reichem Maaße besaß, so war das Gefühl der Dankbarkeit das stärkste und mächtigste in ihr und beherrschte sie ganz. Ließ sie sich denn darum nicht Alles, selbst wirkliche Mißhandlungen — wie das verfluchte in die Arme petzen und kneipen — mit der Geduld eines Engels von Eleonoren gefallen? Aus eben dieser unbegränzten Dankbarkeit wünschte sie denn auch der Freundin Glück . . . und so kam es, daß sich jetzt ihre beiden Hauptwünsche: Eleonore möge durch des Auscultators Hand beglückt . . . und er möge durch eine Verbindung mit ihr nicht namenlos unglücklich werden, in ihrem Herzen hart bekämpften.

Und dieser Kampf ward in Lina in den letzten Tagen um so peinlicher, als sie bemerkte, daß sich der junge Mann dem Zielfelder'schen Hause immer mehr und mehr zu nähern suchte. War er jetzt doch auch — sie hatte es heute Morgen durch einen freudigen Aufschrei Eleonorens beim Lesen des Fremdenblättchens erfahren — nach Homburg gekommen. Und doch hätte Lina sich selbst belügen müssen, wenn sie sich nicht zugestanden, daß dieser Freudenschrei bei ihr ein Echo gefunden.

Nur lag der Unterschied darin: Lina stimmte der Gedanke, den verehrten Mann so bald wiederzusehen, so recht still glücklich — sie hätte die Freundin umar-

men, Sommer entgegeneilen können, — bei Eleonoren dagegen war dieser Freudenruf mehr ein Siegesschrei gewesen . . . das freudige Aufblitzen eines Triumphgefühles; aber auch nur ein Aufblitzen. Schon der nächste Moment fand sie wieder stolz und kalt berechnend.

Sie erwartete sofort die unterthänige Aufwartung beider Herren; denn sie rechnete nebenbei auch auf Weihrauch, von dem sie mit stolzer Genugthuung glaubte, daß auch er von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit so sehr gefangen und geblendet sei, daß es ihn, von seiner kleinen albernen jungen Frau hinweg, und zu ihr ziehe. Wie konnte ein Wesen wie Anna — ein Mädchen aus einer Provinzial-Stadt — neben ihr, neben Eleonore Zielfelder, aufkommen?

Es war eine sonderbare Schiefheit in Eleonorens Weltanschauung — wenn auch eine vielverbreitete Instituts-Erbschaft — daß sie stets bei anderen Mädchen die schlichten weiblichen Tugenden der Einfachheit und Häuslichkeit für Schwächen und Ausgeburten eines kleinen und beschränkten Geistes ansah; . . . ihr Wesen dagegen und ihre zahllosen Untugenden . . . für die strahlenden und lockenden Blüthen und Früchte eines großen Geistes.

Aber die beiden Herren kamen nicht sofort. Weihrauchs erste Gänge gehörten dem Geschäfte, welches ihn

nach Homburg geführt, und Auscultator Sommer wollte nicht übertreiben. Er wußte nicht, daß seine und des Freundes Ankunft in Bad Homburg Eleonoren schon bekannt sei, und da er ein ausgemachter Feind aller ceremoniellen Besuche war, so schien ihm ein erstes zufälliges und ungezwungenes Begegnen in den Anlagen des Kurgartens viel passender und zweckmäßiger, als eine steife Aufwartung in optima forma.

Aber auch hier ging heute unerhörterweise Fräulein Eleonore Zielfelder Alles gegen das doch so eigensinnige Köpfchen.

Während sie, gefolgt von ihrer Mutter und Lina — denn auch die Mutter mußte zum Gefolge des Fräuleins gezählt werden — in die Anlagen traten, befanden sich die beiden Freunde in den Spielsälen, hoffend sie und die Ihren hier zu finden.

Natürlich fand man sich gegenseitig nicht, und nun war gar das Schicksal boshaft genug, dies Spiel des Versteckens noch fortzusetzen, so daß Eleonore — die aus Zorn, daß sie die Herrn nicht sogleich in den Anlagen fand, und es unter ihrer Würde hielt, auch nur ein klein wenig Geduld zu haben — den Spaziergang rasch wieder abbrach und in die Säle zurückging, während Sommer und Weihrauch — wie das im Leben so oft zu gehen pflegt — fast im gleichen Momente auf einer anderen Seite die Säle verließen, um Diejeni-

gen, die selbst suchten, womöglich in den Anlagen zu finden.

Aber auch diesmal ward ja aus dem Finden nichts; und während Sommer und Weihrauch sich an Mozart's herrlicher Ouvertüre erfreuten und dann mit dem ältlichen Fremden zusammentrafen und über die Abirrungen und den Fluch unserer Zeit philosophirten, warf sich Fräulein Eleonore aus Zorn und innerer Wuth auf einen Stuhl am grünen Tische des Rouletts, um, wie wir bereits wissen, . . . ihr Glück zu probiren!

Es war indeß sonderbar wie bei ihr das Sprichwort recht behielt: „Wer Unglück im Spiel hat, hat Glück in der Liebe!" . . . denn kaum hatte sie jetzt zum zweitenmale mit Mutter und Lina die Spielsäle verlassen und zwar in einem durch den bedeutenden Verlust gesteigerten, auf Linas Armen blau markirten Zorn, . . . so begegneten ihr im Hinaustreten die beiden Herren.

Aber der Teufel mag einen anständigen, doppelten, seit Stunden angesammelten Zorn so mit einemmale verrauchen lassen! . . . Frauenzimmer vermögen das gewiß nicht . . . und . . . Eleonore brachte es am wenigsten fertig. Männer, als privilegirte Gewittermacher in und außer der Ehe, verstehen dies besser: sie donnern und blitzen eine viertel Stunde . . . und dann . . . ist das Unwetter vorüber; bei den Weibern aber bleiben die Donnerwolken gar leicht auf Stunden, Tage

und Wochen an den zackigen und hochaufstrebenden Felsmassen der Launen oder der eigenen Ueberschätzung hängen, und dann grollt es ebensolange fort und die schwarzen, unbehaglichen, niederdrückenden Nebelmassen schlimmen Wetters verziehen sich nur sehr langsam.

Eleonore empfing die Herren stolz und kalt; . . . so stolz und so kalt, daß der zarter und weiblicher fühlenden Lina die Thränen fast in die Augen traten.

„Ei sieh' doch!" — entgegnete Eleonore jetzt auf die sehr artige und freudige Begrüßung von Seiten der Freunde — „Herr Auscultator Sommer und Herr General-Verwalter Weihrauch. So sind Sie wirklich in Bad Homburg eingetroffen?"

„Und Sie, mein Fräulein, sind davon unterrichtet?" — frug Sommer erstaunt.

„Ich las aus Langerweile das Fremdenblatt und da fand ich vor einigen Tagen Ihre Namen."

„Doch wohl erst seit gestern."

„Ich hielt es für Irrthum, da ich glaubte, es sei üblich, alte Freunde gleich aufzusuchen."

Der Ton, mit welchem diese Worte ausgestoßen wurden, war schneidend genug, um zu verletzen.

Lina ward roth bis über die Ohren. Weihrauch biß sich auf die Lippen; Sommer aber verlor seinen Humor nicht. Er hatte in seinen Universitätsjahren eine Zeit lang weibliche Charaktere fast mehr studirt als die edle

Rechtswissenschaft und dabei gelernt, daß „Recht haben" und „Recht behalten" von allen Mädchen und Frauen vor allen Dingen als ihr geheiligtes Privatrecht in Anspruch genommen wird; . . . kein Advokat der Welt aber ihnen im „Recht behalten" gleichkomme. Zugleich schloß er, so lustig als richtig, aus dem Zörnchen der Angebeteten auf den Werth, den sie auf seinen Besuch lege. Man ärgert sich nie über die Verspätung eines unangenehmen Besuches.

Sommer antwortete also heiter und artig; aber er kannte ja Eleonore noch lange nicht. Stolz warf sie den Kopf in den Nacken und blieb stumm, der Mutter und Lina begütigende Antworten überlassend.

Man ging wieder der Musik zu . . . Eleonore nannte sie: „abgeschmackt langweilig!"

Sommer rühmte die Schöne des Abends . . . Eleonore fand ihn unerträglich kühl.

Der Auscultator lud die Damen zum Abendbrod in die, durch die Feinheit ihrer Speisen allgemein berühmte Restauration des Kurhauses ein. Fräulein Zielfelder hatte Kopfschmerz und ließ sich nur schwer bewegen, die freundliche Einladung in Gesellschaft ihrer Mutter und Lina's anzunehmen; aber sie schob die Speisen, als kalt und schlecht, zurück, sobald sie davon genippt.

Lustig ließ Sommer den Champagner — seinen und aller Damen Lieblingstrank — in die Gläser perlen. Es

war ächter und vortrefflicher Veuve Cliquot . . . Eleonore aber behauptete mit einer Starrheit und Entschiedenheit die nachgerade keinen Widerspruch mehr zuließ: es sei falscher . . . Rheinwein-Champagner.

Aber merkwürdig! . . . während Lina, in ihrem guten Herzen den Auscultator und Eleonore zugleich beklagend, in einer wahrhaft verzweifelnden Seelenstimmung da saß, und durch Eleonorens verletzendes Betragen aus einer Verlegenheit in die andere geschleudert wurde, steigerte sich Sommers Humor geradezu durch Eleonorens Zorn. Ihr Gift wirkte ätzend auf ihn. Wohl ärgerte er sich in seinem Innern; aber . . . er war Mann genug, sich über diesen Aerger zu erheben und schlau genug, zu wissen, daß er durch seinen Humor reichlich zurückgebe, was er so reichlich empfing, zumal er dabei die volle Ladung seiner Liebenswürdigkeit jetzt Lina zuwandte, die darüber — beglückt und verzweifelnd zugleich — bald erblaßte bald erröthete. Freilich kam das Erblassen zumeist von den verschiedenen freundschaftlichen Berührungen her, in welche, wohl aus Versehen, unter dem Tische die kleinen netten Füßchen Eleonorens mit Linas Zehen kamen.

Dennoch nahm das gute Kind — als Eleonore von einer vorübergehenden Bekannten mit einigen Worten begrüßt wurde — einen unbewachten Augenblick wahr,

um dem Auscultator die Bitte zuzuflüstern: Eleonoren ihre Härten zu vergeben; sie sei unwohl und heute durch verschiedene unangenehme Vorfälle etwas nervös gereizt.

„Sie sind ein gutes treffliches Kind!" — antwortete ihr Sommer ebenfalls flüsternd — „ich wünschte, Sie wären meine Schwester; ich wollte Sie, als solche, recht lieb haben und auf den Händen tragen."

Wie reizend war doch der Purpur, der bei diesem, mit dem Ausdrucke der Wahrheit und Herzlichkeit gesprochenen Worten, Linas Antlitz, Hals und Nacken übergoß.

Ein eigenes warmes, beglückendes Gefühl durchdrang dabei momentan den Auscultator. Es war wohl der Champagner, der, einem Blitze gleich, den Wunsch durch seine Seele zucken ließ: Lina möge sich an Eleonorens und diese an Linas Stelle befinden.

Aber jetzt war es für die Damen Zeit zum Aufbrechen. Ihr Wagen wartete auf sie.

Die Herren halfen einsteigen.

„Und werden Sie mir bis morgen vergeben haben?" — frug Sommer leise, als er Eleonore in den Wagen hob.

„Als ob ich etwas zu vergeben hätte!" — entgegnete diese kalt und stolz. — „Ich bin nicht so anspruchsvoll."

Der Wagen rollte dahin. Die beiden jungen Leute schieden zum erstenmale, seit sie sich kennen gelernt, piquirt von einander.

Eleonore war wieder einmal mit sich und der Welt zerfallen. Sie fühlte sich unaussprechlich unbehaglich und unglücklich. Sie hätte jetzt die ganze Welt vergiften können.

Lina saß ihr schweigend gegenüber . . . aber . . . o Gott! wie licht und selig war es in diesem kindlichen Herzen. Der von ihr so hoch verehrte Mann hatte ja gesagt: „Ich wünschte, Sie wären meine Schwester; ich wollte Sie, als solche, recht lieb haben und auf den Händen tragen!"

Eleonore sprach kein Wort.

Als sie zu Hause ankamen, befahl sie Licht auf ihr Zimmer.

„Willst Du schon zu Bette gehen, mein Kind?" — frug die Mutter besorgt. — „Du bist doch nicht unwohl?"

„Gelangweilt bin ich!" — entgegnete hart und kurz die Tochter. — „Dies Männervolk ist unerträglich!"

„Aber ich dächte," — fuhr Frau Zielfelder fort — „beide Herren wären doch sehr artig gegen Dich gewesen."

„Gute Nacht!" — war Eleonorens ganze Antwort.

Lina küßte Frau Zielfelder die Hand: „Ich danke

Ihnen für den schönen Tag!" — sagte sie dabei — „möge Sie der liebe Gott behüten und recht sanft und gut schlafen lassen," — dann folgte sie Eleonoren.

„Nun? wird es bald!" — rief diese ungeduldig, als Lina in ihr gemeinsames Schlafzimmer trat.

„Ich wünschte nur noch Deiner Mutter eine gute Nacht."

„Hohle Phrasen! hilf mir mich entkleiden."

„Sehr gern!" — entgegnete Lina sanft. — „Laß mich nur Hut und Mantille ablegen."

„So beeile Dich."

„Ich bin zu Diensten."

Gebieterisch, wie eine Herrin ihrer Sklavin, wandte jetzt Eleonore ihren Rücken Lina zu.

„Mache mir das Kleid auf!"

Lina that es schweigend, wie sie gewohnt war, und hob es über den Kopf der Freundin.

„Es ist ein unausstehliches Kleid!" — rief Eleonore dabei — „rathe mir nicht mehr, es anzuziehen."

„Aber es kleidet Dich doch so hübsch!" — meinte Lina freundlich.

„Das ist Dein Geschmack!" — versetzte Eleonore verächtlich. — „Ich finde es grauenhaft häßlich!"

Lina löste ihr jetzt auch das schneeweiße, steif gestärkte, an seinem unteren Rande reich gestickte Unterkleid.

Auch dieses hob sie sorgfältig über den Kopf der Freundin; da sich aber Eleonore ungeduldig bewegte, blieb die Stickerei an einer, in ihren Haaren befestigten Nadel hängen.

„Einfältiges Ding!“ — rief sie zornig — „kannst Du gar nicht Acht geben? Du bist und bleibst doch so ungeschickt . . .“

„Bitte um Vergebung, liebe Eleonore!“ — flehte Lina sanft — „ich hob es ganz sorgfältig, aber . . .“

„Schweige!“ — herrschte das Fräulein — „und ärgere mich nicht noch mehr! Ich habe mich schon genug über den unausstehlichen Auscultator geärgert.“

„Aber liebe Eleonore,“ — sagte hier Lina bewegt — „er meint es doch wirklich so gut mit Dir! . . . ach! . . . und Du hast den armen jungen Mann heute doch gar zu schmählich behandelt.“

„Wie es sich gehört!“ — rief Eleonore stolz. — „Er verdient es nicht besser; warum kam er nicht sogleich zu uns, mir seine Aufwartung zu machen?“

„Ich dächte er hätte sich genügend und sehr höflich entschuldigt.“

„Was entschuldigt . . .!“

„Wirst Du ihn aber durch Deine Härte nicht zurückschrecken? O! ich bin überzeugt, daß er sich recht, recht verletzt fühlte.“

„Bah!“ — rief Eleonore und ließ ihre umfang-

reiche Crinoline sinken — „das verstehst Du nicht! die Männer sind aus keinem so weichen Holze geschnitzt. Man muß sie niederschmettern, wenn sie nicht pariren. Sie gehören vor uns in den Staub."

„Ich möchte glauben" — versetzte Lina leise und bescheiden — „daß der Herr Auscultator nicht zu diesen gehört. Er scheint mir ein sehr guter und lieber Herr zu sein . . . aber doch auch Ehrgefühl, Kraft und Entschiedenheit zu besitzen."

„Ei, der Tausend!" — rief hier Eleonore blaß werdend — „Herr Sommer hat ja einen gewaltigen Vertheidiger in Dir!"

„O, liebe gute Eleonore!" — bat Lina tief erröthend — „sprich nicht so! ich sage es ja nur wegen Dir, mit der ich es so herzlich gut meine."

„Bekümmere Dich um Dich selbst!" — fuhr Eleonore zornig heraus. — „Es schickt sich für Dich nicht, die Männer zu beobachten und zu beurtheilen und noch weniger mir etwas vorschreiben zu wollen."

„Aber, lieber Gott, daran denke ich ja nicht!"

„Schnüre mich auf!"

Lina that es; da aber Thränen ihre Augen umflorten, verschlang sich eine der Schnüren des Corsettes.

„Nun!" — rief Eleonore ungeduldig, indem sie mit dem Fuße aufstampfte.

„Bitte! nur einen kleinen Augenblick Geduld!“ — flehte Lina mit Demuth.

Aber Fräulein Zielfelder war froh, jetzt einen Ableiter für ihren Zorn gefunden zu haben.

„Einfältiges Ding!“ — rief sie — „nicht das Geringste kann sie ordentlich machen und dabei guckt das Gänschen nach den Herren!“ — und mit diesen Worten riß Eleonore ihr Corsett mit Gewalt auf, warf es Lina vor die Füße und rief: „aufgehoben!“

Lina bückte sich mit der Sanftmuth eines Lammes; . . . aber sie mußte dies mehreremale thun, denn die junge Dame ließ jetzt auch ihre letzten Unterröckchen fallen und versetzte dabei Lina, so oft sie eines der Stücke aufhob, einen Fußtritt. Dann warf sie sich in den weichen Sessel von rothem Sammt, der vor ihrem Bette stand und befahl Lina: ihr die Strümpfe auszuziehen.

Schweigend . . . dicke Thränen auf den Wangen, gehorchte die arme Kleine.

„Mein Nachthemde!“ — gebot die Herrin.

Sie war schön in diesem Augenblick . . . körperlich sehr schön . . . aber kalt; stolz, herrschsüchtig, zornfunkelnd. Sie hätte ein herrliches Bild der, von Actäon im Bade überraschten Diana abgeben können. Aber sie wäre wohl auch im Stande gewesen — wie diese — die Ursache ihres Zornes in einen Hirsch zu

verwandeln und diesen von seinen eigenen Hunden zerreißen zu lassen.

Als sie zu Bette lag, — sie hatte aus Zorn und Eigensinn ihr Haar gelassen wie es war — trat Lina noch einmal heran:

„Bitte! verzeihe mir, liebe Eleonore!" — sagte sie dabei mit dem sanftesten Tone der ihr zu Gebote stand, — „ich habe Dich gewiß nicht beleidigen, Dir nicht wehe thun wollen. Ich weiß es, ich bin ein albernes ungeschicktes Ding; aber . . . ich will mich bessern . . . will vorsichtiger und vernünftiger werden. Willst Du mir nicht noch einmal vergeben?"

„Das habe ich schon tausendmal gehört!" — entgegnete Eleonore scharf und kalt.

„So habe noch einmal Nachsicht mit mir . . . vergieb mir . . . und laß mich Dir herzlich gute Nacht wünschen."

„Gute Nacht!" — herrschte Eleonore — „und nun laß mich in Frieden!"

„Gute Nacht!" — wiederholte Lina betrübt aber mit dem Tone schwesterlicher Liebe.

Eleonore schwieg.

Als sich Lina entkleidet hatte, standen noch Thränen in ihren Augen. Aber wunderbar, so bald ihr Köpfchen in den Kissen ruhte und sie gebetet, kam es wie ein seliger Traum über sie. Sie sah noch einmal den

Mann, den sie so hoch verehrte; . . . sie sah ihn, wie er sich zu ihr wandte und ihr mit freundlicher Miene die Worte zuflüsterte: „Ich wünschte, Sie wären meine Schwester; ich wollte Sie, als solche, recht lieb haben und auf den Händen tragen!"

Ach! da ward ihr gar glücklich zu Muthe: „So will auch ich ihn, voll Dankbarkeit für diese Güte, im Stillen als Bruder lieben!" — dachte sie. Und dieser schöne freudige Gedanke war es auch . . . mit dem sie lächelnd . . . entschlief.

Am Roulette.

„Aber Sommer! Auscultator! Mensch und Humorist!“ — rief, als der Wagen mit den Damen weggerollt war, Weihrauch aus, — „wie, um Gottes und aller Heiligen Willen, ist es möglich, daß Du . . . ich sage: Du! . . . diesem Grasaffen noch die Cour schneiden kannst!“

„Weihrauch! — General-Verwalter! Mensch und Ehegatte!“ — entgegnete Sommer in gleichem Tone — „frage mich jetzt darüber nicht, sondern . . . laß uns lieber noch eine Flasche Champagner trinken. Ich muß mich belohnen für die großartig-philosophische Weise, mit der ich heute Abend alle Hiebe und Stiche meiner Bella Donna parirt habe.“

Weihrauch lachte laut auf, dann sagte er: — „Schade, daß sie diesen Hieb von Deiner Seite nicht mit anhören konnte: „Bella Donna!“ — Köstlich! . . . Deine alten botanischen Schulkenntnisse haben Deinen Humor geheirathet: Atropa bella donna . . . „riecht betäubend und schmeckt etwas bitter . . . der Saft

ist süß . . . aber . . . der Genuß der Beeren . . ."

„Ist gefährlich, denn sie sind giftig!" — ergänzte Sommer heiter.

„Aber Du scheinst es hier wie die Kinder machen zu wollen!" — fuhr Weihrauch fort — „die sich von dem süßen Saft anlocken und verführen lassen."

„Hast Du noch nicht gehört, daß sich ein gesunder Magen auch an Gift gewöhnen kann?" — frug der Auscultator.

„O ja! ich aber hätte an solchen Experimenten bei Damen — und am Ende gar in der Ehe — noch weniger Lust, als in medizinischer Beziehung."

„Kellner!" — rief der Auscultator, indem er wieder seinen alten Platz einnahm — „in medizinischer Beziehung noch eine Flasche Veuve Cliquot . . . und . . . frisches Eis!"

„Ich glaube das Unsere ist an Deiner Liebesgluth geschmolzen!" — sagte Weihrauch.

„Bewundere es lieber, daß ihr eisiges Wesen heute meine Liebesgluth nicht erstarren machte!" — rief Sommer mit heiterer Miene.

„Das ist viel Einsicht für einen Liebenden!" — meinte Weihrauch. — „Ein Anderer hätte sich erhängt oder erschossen!"

„Nun!“ — fuhr Sommer fort — „und ich werde zwar nicht mich . . . aber meinen Aerger ersäufen.“

„Gott sei Dank!“ — rief der General-Verwalter — „er hat sich geärgert! . . . da ist noch für ihn zu hoffen!“

„Wenig!“ — meinte Sommer — „meine Liebe ist zu ruhig und zu vernünftig. Uebrigens, Spaß bei Seite, es ist doch das erstemal, daß sie sich so launig gezeigt. Eleonore war bis dahin wirklich sehr liebenswürdig!“

„Aber . . . Männchen! . . . ich fürchte, das war ein Blick hinter die Coulissen!“

„Sprichst Du aus eigener Erfahrung? Es sollte mir leid thun für Dich!“

„Im Gegentheile! das schöne, schlichte, ächt weibliche Wesen Linas ließ das heutige harte und gehässige Benehmen Eleonorens nur um so schärfer für mich hervortreten.“

„Sie war einmal übler Laune.“

„Schlimm genug!“

„Alle Weiber und Mädchen haben Launen.“

„Das möchte ich, zum Wohle der Männerwelt, widersprechen.“

Der Champagner kam. Sommer entkorkte ihn und schenkte ein.

„Prosit!“ — sagte er dann; die Gläser klangen und Beide tranken aus.

Sommer goß auf's Neue ein, betrachtete die aufsteigenden Perlen und den schwindenden Schaum und sagte dann:

„Sieh, Freund! wenn ich mir die Sache recht bedenke, so tragen wir doch einen großen Theil der Schuld."

„Wie so?"

„Warum haben wir nicht gleich unsere Aufwartung gemacht."

„Ich hatte Geschäfte."

„Aber ich?"

„Ich dächte Du hättest mir gestern sehr vernünftige Gründe dafür angeführt."

„Nun ja! . . . Sie ist eben ein Frauenzimmer!"

„Allerdings, da halten die vernünftigsten Gründe nicht vor . . ."

„Weihrauch!" — rief hier Sommer, sein Glas erhebend, — „ich bitte Dich, trinke und philosophire nicht! Ich will Dir gestehen, daß ich des Glaubens bin: daß es mir Eleonore in der That angethan hat. Außerdem wäre die Parthie eine sehr gute; . . . also . . . sei menschlich! Raisonire nicht! Ist sie einmal meine Frau, so will ich sie schon ziehen."

„Hm!" — machte Weihrauch.

„Was meinst Du?"

„Oder sie . . . Dich!"

„Nun! ich glaube Du kennst noch den alten Sommer.“

„Nicht so ganz!“

„Wie so?“

„Er war ein fideles Haus . . .“

„Und jetzt?“

„Ist er eine verliebte Katze!“

Sommer lachte lustig auf. Dann rief er:

„Sage wenigstens Kader! . . . aber . . . trink aus, Brüderchen! Alles im Leben hat seine Zeit! . . . leider haben dies auch die goldenen Universitätsjahre. Einmal muß der Mensch doch Philister werden. Lassen wir Diejenige leben, die mich dazu zu machen versucht! . . . denn . . . der Teufel soll mich holen, wenn es ihr jemals ganz gelingt!“

„Nun, die Bewußte soll leben! — rief Weihrauch, und die Gläser klangen auf's Neue.

Sommer hatte vorhin seinen Champagner, wie natürlich in anständiger Gesellschaft, lautlos entkorkt. Jetzt knallte, ganz nahe bei Beiden, ein Champagner-Pfropf laut in die Lüfte.

Der Auscultator und der Verwalter sahen sich um.

„Donnerwetter!“ — rief der Erstere leise — „da sitzt ja Lord Astloch mit seiner Familie. Mich soll der Leibhaftige holen, wenn die nicht jetzt schon zum zweitenmale speisen.“

„Nun ja!“ — meinte Weihrauch lächelnd — „Mittag- und Abendessen! Es folgt nur Eines etwas rasch auf das Andere.“

„Wähle Deine Ausdrücke besser!“ — sagte Sommer mit höhnischem Ernst. — „Wenn Du von einem „Lord“ sprichst, heißt es: Dîner und Souper!“

„Ich lasse mich belehren!“ — meinte Weihrauch. — „Aber wer mag der junge Mann sein, der so eifrig mit der Tochter spricht?“

„Nun! dem Systeme nach, welches unserer ältlicher Freund von heute Mittag aufgestellt hat, möchte dies schwer zu errathen sein. Es gehört viel Erfahrung dazu, unter den goldschimmernden Flügeldecken eines Schmetterlinges die Raupe zu erkennen, aus der er hervorging.“

„Hören wir einmal dem Gespräche der Leutchen zu!“ — sagte Weihrauch.

Die Freunde steckten sich Cigarren an, lehnten sich auf ihren Stühlen zurück und spitzten die Ohren.

„Gut gespeist?“ — frug eben der junge Mann, der das Ansehen eines jungen Engländers hatte, indem er zugleich seine etwas kecken Blicke durch ein in die Augenhöhlen gepetztes Doppelglas auf die Tochter richtete.

„O ja, Herr Fabri!“ — entgegnete Lord Astloch gemüthlich, indem er sich den Mund mit unaussprechlicher Behaglichkeit mit der feinen Serviette abwischte.

— „Sehr gut, versichere Ihnen! Bei uns esse Se weder im Landsberg noch beim Jouy so gut. Krebs, sag' ich Ihnen, wie Spanferkel und Forelle wie Wallfisch!"

Der junge Mann lachte laut auf.

„Ja, lieber Herr Fabri!" — sagte jetzt die Mutter mit leuchtenden Augen, indem sie sich bequem zurücklehnte — „es geht ewe doch nix über e gut Esse. Sehn' Se, ich betracht' mich werklich vor die glicklichste Frau in ganz Frankfurt . . ."

Hier wurde der Fluß ihrer Rede durch einen leisen Elbogenstoß der Tochter unterbrochen, die, das Taschentuch vor den Mund haltend, ihr zuflüsterte:

„Aber Mutter, bedenke doch wo wir sind."

„Ach was!" — entgegnete Madame Fastgrün, die der Champagner etwas angeregt hatte, ungeduldig — „der Herr Fabri kennen uns ja! Ich bin die ewig Genance müd' . . . ich muß widder redde, wie mer der Schnawel gewachse is!"

„Ich bitte Dich, Mutter!" — hauchte die Tochter hinter dem Schnupftuche. — „Nimm Dich zusammen . . . ich schwöre Dir, daß ich sonst ohnmächtig werde und wir nach Hause müssen."

Das wäre nun freilich der Gattin des edlen Lord Astloch nicht angenehm gewesen. Sie fand sich zu wohl und behaglich hier.

„Dumm' Zeug!" — brummte sie in den Bart — „dumm' Zeug mit dem vornehme Gebappel. Mer hawe Geld, und da sinn mer so vornehm wie der Rothschild."

„Also Sie fühlen sich so glücklich, Sie beneidenswerthe Frau!" — hub hier der junge Mann wieder an.

„Ja, Herr Fabri! — sagte diese jetzt, sich zusammennehmend, — „ich kann alle Tag' meinen Braten essen und meinen Schoppen trinken . . ."

„Apropos! Herr Fabri!" — fiel hier Lord Astloch seiner Frau in das Wort, während die Tochter in ein starkes Husten ausbrach, — „haben Sie heute schon gespielt?"

„Nur wenig!" — entgegnete der Englisirte.

„Und gewonnen?"

Der junge Mann schüttelte mit dem Kopfe.

„Also verloren?"

„Eine Kleinigkeit . . . sechs Louisd'or!"

„O! das häßliche Spiel!" — hauchte die Prinzessin Tochter. — „Ich kann nicht begreifen, wie man dieses unselige, so viel Malheur und Unglück über die Menschen bringende Hassard-Spiel dulden kann. Meine Nerven erbeben schon, wenn ich nur von Rouge et noir und Trente et quarente sprechen höre!"

„Awer derfe Se dann —" hub Madame Fastgrün

an; sie verbesserte sich indeß auf eine leise Berührung von Seiten des töchterlichen Elbogens und sagte: — „dürfen Sie dann spülen, Herr Fabri?"

„Warum nicht?" — frug dieser, etwas roth werdend.

„Ich meine nur, die Herrn Princibäler in Frankfurt hätten es den ihrigen Commis untersagt; und der Ihrige, der fett' und aufgeblasene Spezereykrämer Hamsterling, des soll ja gerade einer der Schlimmsten sein."

Sommer und Weihrauch sahen sich lächelnd an.

Der junge Mann war feuerroth geworden. Das an einer feinen Gummischnur befestigte doppelte Augenglas glitt in seine mit gelben Handschuhen bedeckte Hände herab. Endlich kamen, nach einem mehrmaligen verlegenen Räuspern die Worte heraus:

„Sie entschuldigen, Madame, ich bin jetzt auf dem Comptoir des Herrn Bankier F. W. Lörrwitz."

„Papa!" — hauchte hier die Prinzessin Tochter, die von der Mama aus einer Velegenheit in die andere geworfen wurde und daher gerne aufgebrochen wäre. — „Du bleibst wohl jetzt über Nacht hier in Homburg. Ich würde kein Auge schließen können, wenn ich Dich auf dem Rückwege wüßte. Die Nacht ist keines Menschen Freund."

„Ja, Kind!" — rief Lord Astloch heiter, indem er sein Glas Champagner mit Behaglichkeit schlürfte. —

„Jetzt ist es auch mir zu spät. Wirst Du aber in keine Ohnmacht fallen, wenn ich Dir sage, daß ich jetzt — zum Spaß — auch einmal setze?"

„Papa!?" — rief die Tochter mit flehender Miene. — „Du wirst doch nicht! . . ."

„Ja!" — rief Lord Astloch lachend, indem er aufstand, — „ich werde ganz gewiß."

„O!" — seufzte die Prinzessin Tochter — „das ahnte mir heute schon beim Goûter!"

„Beruhige Dich!" — rief der Vater — „Du weißt, daß ich, wie man bei uns sagt, in allem was ich unternehme Schweine-Glück habe. Laß mich also machen. Es sind mir heute von einem Mainzer Meubelschreiner fl. 1200 . . . eingegangen, die ich verloren gegeben hatte, die wollen wir riskiren!"

Die Tochter wollte noch etwas hinhauchen; aber die Mutter legte ihre Hand auf den Arm der Prinzessin und sagte halblaut:

„Laß en nor! Er hat werklich Sauglück!"

„Daß müssen wir sehen!" — raunte Sommer dem Freunde zu; sie tranken aus und folgten Meister Fastgrün.

Aber jetzt war der gute Meister auch wieder Lord Astloch im vollsten Maaße. Wer ihn neben dem grünen Tische stehen sah, mit seiner stattlichen Figur, dem „Air," das er sich, trotz der Flachheit seiner Züge, zu

geben wußte, gekleidet wie ein Lord, der mußte ihn in der That für einen solchen halten. Sommer und Weihrauch bemerkten auch bald, daß er das Spielen gewohnt sein müsse; denn obgleich er sich nur an dem Roulette hielt, war doch „Dessein“ in seinem Spiel. Er setzte nur Gold. Rouge, was er mit 8 Louisd'or belegt hatte, mankirte. Lord Astloch sah' seine Füchse mit der größten Gemüthsruhe von dem Croupier einstreichen. Mit der linken Hand in den Zähnen stochernd, belegte die rechte die gleiche Farbe mit 8 andere Louisd'or.

Jetzt kam Rouge. Der Croupier warf mit einer leichten und eleganten Handbewegung die gewonnenen Louisd'ors hin. Der Lord nahm den Rechen und schob sie zu den alten.

Wieder kam Rouge. Fastgrün sah sich die Summe verdoppeln.

Alles sah' auf den glücklichen Spieler; Lord Astloch aber stand mit einer Gleichgültigkeit da, als spiele er mit Bohnen.

Er ließ auch diesmal den ganzen Satz — also 32 Louisd'or — stehen.

Man drängte sich um den Spieltisch. Sommer und Weihrauch standen enggepreßt zwischen vornehm aussehenden Herren und schönen, ungemein nobel gekleideten Damen, deren Toiletten so verführerisch waren, als ihre schmachtenden oder feurigen Blicke.

„Drück' die Augen zu!" — flüsterte Sommer gegen Weihrauch hin. — „Du bist Ehemann!"

Aber eine der Schönen — sie war in fast nichts als Seide und Spitzen gehüllt, nach oben zu hörte sogar die Hülle fast ganz auf — hatte die Worte gehört und lohnte nun Sommer den Witz mit einem reizenden coquetten Lächeln.

Rouge war wieder gekommen. Das vor Lord Astloch auf Roth liegende Gold erhob sich jetzt zu einem artigen Häufchen. Der Lord verzog keine Miene.

„Excuser Monsieur!" — frug in diesem Augenblicke ein sehr feiner Mann, der, dicht an Sommer gepreßt, dastand, — „wer ist wohl der Herr?"

„Lord Astloch!" — entgegnete Sommer sarcastisch.

Der Fremde bog sich eine Minute lang weit vor . . . wahrscheinlich, um den glücklichen Spieler genauer zu sehen. Zwei Minuten später war er verschwunden.

Rouge kam fünf mal hinter einander.

Jetzt nahm der Lord ruhig den Rechen wieder auf und zog den ganzen Haufen Gold ein.

Das nächstemal gewann Noir.

Sommer und Weihrauch aber vermochten es nicht mehr in dem Gedränge auszuhalten. Sie zogen sich zurück und überließen Meister Fastgrün seinem unbändigen Glück.

„Dem hat auch Gott mehr Glück als Verstand ge-

geben!" — hörten sie dabei einen bescheiden aussehenden Mann zu einem anderen Manne sagen. — „Er hat hier wieder in einer viertel Stunde mit 8 Louisd'or über fl. 3000 — gewonnen! Ich kenne den guten Schreinermeister genau."

„Aber woher kommt sein Vermögen?"

„Von seiner Frau. Es ist das eine faule Geschichte."

„Wie so?"

„Nun! . . . sie war jahrelang Haushälterin bei einem alten ledigen aber reichen Grafen . . . dann . . . doch es ist besser, ich schweige davon. Mit einem Worte: Tischler Fastgrün, der keinen Heller besaß, aber hübsch war, biß in den sauren Apfel und heirathete sie. Von da an war er ein gemachter Mann. Er hatte jetzt Mittel in Fülle, und da ihm, trotz seiner großen geistigen Beschränktheit, alles glückte, was er unternahm, so ist er jetzt in der That ein reicher Mann."

„Wirrwatz!" — rief in diesem Augenblicke Auscultator Sommer, und zeigte in einen der anstoßenden Spielsäle.

„Unser Professor hier?" — frug Weihrauch erstaunt.

„So wahr mich Gott erschaffen hat!" — rief Sommer — „ich glaube die alte Seele spielt auch!"

„Nimmer!" — entgegnete Weihrauch — „er müßte denn gerade an den silbernen und goldenen Monarchen-

köpfen, die hier roulieren, phrenologische Studien machen wollen."

„Laß sehen!" — rief Sommer und zog den Freund in den angränzenden Spielsaal, in welchem er Wirrwatzens Gestalt erblickt hatte.

In der That . . . er hatte sich nicht geirrt.

Man spielte hier Trente et quarante.

Der Tisch war ganz besetzt und an demselben stand eine zahlreiche glänzende Gesellschaft.

Professor Wirrwatz aber nahm stehend seinen Platz hinter einem der Croupiers ein.

Sommer und Weihrauch stellten sich ihm gegenüber.

Er bemerkte sie nicht.

„Aber was zum Teufel!" — flüsterte jetzt Sommer dem Freunde zu — „was zum Teufel geht denn mit Wirrwatz vor? Ich glaube, so wahr mir Gott gnädig sein soll, der Mensch ist verrückt geworden!"

Und Professor Wirrwatz bot in der That einen seltsamen, fast erschreckenden Anblick dar.

Seine lange, dürre, nach vorn gebeugte Figur überragte alle übrigen Zuschauer um einen Kopf, den vor ihm sitzenden Croupier aber um dreiviertel Leibeslänge, so daß er mit seinen borstig aufsteigenden und nach oben überhängenden Haaren wie eine, über einen Frosch ge-

beugte Trauerweide aussah. Auch die Unbeweglichkeit einer solchen hatte er.

Was aber den Freunden ganz besonders auffiel, war, daß er seine Blicke keineswegs auf das Spiel, sondern auf den Kopf des Croupiers richtete, als observiere er irgend etwas auf dessen schön frisirtem rabenschwarzem Titus.

Wirklich hatten auch schon die anderen, sich an demselben Tische befindlichen Croupiers diese höchst anstößige und verdächtige Beobachtung zürnend bemerkt.

Was mußte die feine und noble Gesellschaft rings umher von dem Titus ihres Collegen denken? Was konnte der sonderbare Mensch darauf sehen?

Aber das Spiel erlaubte keine Unterbrechung.

Wirrwatz aber blieb — was seinen Kopf und Leib betraf — regungslos. Nur die dürren Finger seiner großen Hände zuckten alle zehn augenscheinlich krampfhaft auf und zu. Für Denjenigen, der dies gewahren konnte, lag etwas wahrhaft Grauenhaftes in dieser unaufhörlichen krallenartigen Bewegung, die — wie die zuckenden Muskeln des Gesichtes und die unheimlich-lüsternen Blicke seiner Augen — eine leidenschaftliche Gier nach irgend Etwas, . . . nach der Befriedigung eines glühenden Wunsches, ausdrückten.

Oft auch fuhren die Hände mit den Unterarmen zuckend in die Höhe; . . . dann aber sah man an dem Munde

der sich fest zusammenpreßte und den Falten der Stirne, daß ein mächtigerer Wille sie wieder hinabcommandirte.

O Himmel! Himmel! wer von allen diesen hier stehenden und sitzenden, spielenden und zuschauenden Menschen konnte denn die Qualen auch nur von Ferne ahnen, die in diesen Minuten Wirrwatzens Busen durchstürmten!

Was waren Tantalus, du Sohn des Zeus, deine Leiden dagegen? . . . du standest zur Strafe für deine Verbrechen in dem finsteren Tartarus unter einem überhangenden Felsen mitten im Wasser und mußtest doch endlosen Durst und Hunger leiden, da du, Unglücklicher, weder das Wasser zu deinem lechzenden Munde bringen, noch die von dem Felsen herabhängenden Zweige mit den lieblichsten und köstlichsten Früchten erreichen konntest!

Was waren deine Qualen dagegen, Sisyphus, stolzer Sohn des Königs von Korinth, der du den ewig zurückrollenden Stein ewig auf's Neue zur Bergeshöhe wälzen mußtest?

Nichts! nichts! seid ihr Beide gegen den edlen Wirrwatz, der jetzt — unseligerweise schon seit geraumer Zeit — ihm dünkte es eine Ewigkeit — hinter dem schönsten phrenologischen Schädel steht, den er in seinem ganzen Leben gesehen und — — — den er nicht betasten, nicht untersuchen kann!

Darum rollen des edlen Professors Augen so ver-

zweiflungsvoll! . . . darum zucken die Muskeln seines Gesichtes so schrecklich! . . . darum heben sich Hände und Unterarme von Zeit zu Zeit, als wollten sie mit den krampfhaft krallenden Fingern dem unglücklichen schwarzhaarigen Croupier in den Titus fahren.

Der Kampf der Begierde gegen die zwingende Macht der Sitte, den Wirrwatz hier in seinem Inneren durchkämpfte, war ein schrecklicher! . . . Nicht größer war deiner, Herkules, als du am Scheidewege der Tugend und des Lasters standest!

Wohl an zwanzigmalen hatte er schon seinen Armen und Händen „halt!“ und „hinunter!“ zugerufen: . . . aber der wissenschaftliche Trieb zog sie, wahrhaft mit Teufelsgewalt immer wieder hinauf nach dem Schädel des Spielers. So muß das Eisen dem Magnete folgen! . . . so zog der Gesang der Syrenen den unglücklichen Schiffer heran.

Aber, du mein Gott, wie waren hier auch 7 und 8, der Verheimlichungs- und der Erwerbssinn ausgebildet!

Wahrhaftig! der unselige Spieler hatte es — dem Sinne des Wortes nach — faustdick hinter den Ohren, . . . denn auch der Zerstörungssinn bildete einen kleinen Berg; . . . und . . . welcher Spieler bebt davor zurück, das Glück von Tausenden seiner Mitmenschen zu . . . zerstören?!

Ach! dem guten milden Wirrwatz kamen bei dem

Anblick dieses unübertrefflichen Spieler-Schädels . . . wieder . . . die alten unseligen Mordgedanken!

Nicht als ob er den armen braven Croupier hätte umbringen wollen . . . aber . . . wenn ihn vielleicht ein sanfter Schlagfluß . . .

Nein! . . . zu Wirrwatzens Ehre sei es gesagt: daß er doch bei diesem Gedanken vor sich selber, als einem kleinen phrenologischen Ungeheuer, zurückbebte.

Er seufzte nur! und dachte: — „o wäre dieser Schädel mein!"

Er sah ihn denn auch in seiner regen Phantasie wirklich schon in seinem Zimmer neben dem zierlich zubereiteten Schädel des edlen Fräulein Hohriesel stehen!

Aber es heißt nicht umsonst: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen!" Das Schwelgen in diesen holden Phantasiegebilden erhöhte jetzt seine wissenschaftlich-phrenologische Untersuchungswuth dermaßen, daß er die Hände nicht mehr bemeistern konnte.

Eben mischte der Titus die Karten wieder; . . . eben flüsterte einer der übrigen Croupiers einem seiner Collegen zu: er möge die Diener herbeiwinken; hinter Monsieur Alphons stehe ein Verrückter, der höchst verdächtige Bewegungen mache; . . . als sich Wirrwatz nicht mehr halten konnte und — wie ein Tiger, der sich auf seine Beute stürzt — mit beiden Händen in den Titus des Croupiers fuhr.

Aber in diesem Augenblicke war es auch, als ob die Hölle losgelassen sei!

„Au secours!“ — „au secours!“

„Hülfe!“ — „Mörder!“

„Au Voleurs!“

„Diebe! Diebe!“

„Ein Verrückter!“

„Packt ihn!“

„Hinaus mit ihm!“ — schrie es von allen Seiten, während Sommer und Weihrauch im ersten Augenblicke vor Lachen fast ersticken wollten.

Was half es dem guten Wirrwatz, daß er — jetzt zu sich gekommen — tausend Entschuldigungen ausstieß und hoch und heilig betheuerte, daß er keineswegs habe stehlen, sondern nur eine wissenschaftliche Kopfuntersuchung habe vornehmen wollen.

Was half es, daß jetzt auch — immer noch lachend — der Auscultator und der General-Verwalter herbei eilten, die Sache aufzuklären. Man hörte sie nicht, ... man drängte sie zurück, ja die Polizei, die indeß, auf den fürchterlichen Lärm hin, herbeigeeilt war, machte sogar Miene, Sommer und Weihrauch — als der Mitschuld verdächtig — ebenfalls einzustecken.

Da war es nun freilich vernünftiger, der Sache, für den Moment wenigstens, ihren Lauf zu lassen. Morgen konnten sie alsdann dem armen Freunde um so

eher durch ihre Aussagen zu seiner Befreiung behülflich sein.

So ward denn Wirrwatz — den man jetzt um so sicherer für toll hielt, als er beständig mit 6, 7 und 8 . . . mit Verheimlichungs-, Erwerbs- und Zerstörungssinn . . . mit Wissenschaft . . . und herrlichem Schädel um sich warf — von Dienern und Polizeiagenten der Thüre hinausgedrängt, während der Saal sich zum Ersticken füllte, da alle übrigen Säle ihre neugierigen Insassen — von dem Lärm angezogen — hieher gesandt.

Auch Sommer und Weihrauch hatten jetzt gerade genug. Auch sie verließen daher das Kurhaus, zumal sie doch wenigstens auf der Polizei einige erläuternde Worte zu Gunsten des armen Professor's einlegen wollten.

Als sie in die Nacht heraustraten, trug man eine weiß überdeckte Bahre vorüber.

„Was ist das?" — frug Sommer einen der Träger.

„Einer, der sich erschossen hat!" — antwortete dieser gleichgültig.

„Wieder ein Opfer dieser verfluchten Spielhöllen!" — rief eine Stimme im Dunklen. Eine andere bettelte in weinerlichem Tone um ein Almosen.

„Jetzt? . . . in der Nacht?" — frug Weihrauch in höchstem Grade erstaunt.

„Ich schäme mich am Tage . . . denn . . . ich bin kein Bettler; . . . aber . . . ich habe Alles verloren . . . und weiß nicht . . . wo übernachten, wenn ich es nicht machen soll, wie der, . . . den sie eben vorübertrugen."

Sommer und Weihrauch griffen schweigend in ihre Taschen.

Da entfuhr dem Auscultator ein: „Donnerwetter!"

„Was ist?" — frug der Freund.

„Mein Porte-monaie ist mir gestohlen worden."

„Wirklich? und hattest Du viel Geld darin?" — frug Weihrauch erschrocken.

„Einen 50-Thalerschein und einige Münze!" — gab Sommer zur Antwort. — „Der Teufel soll diese Badenester holen."

Er durchsuchte nochmals alle seine Taschen . . . aber . . . das Porte-monaie war . . . und blieb gestohlen.

Geschwister- und andere Liebe.

Den kommenden Tag hatten Auscultator Sommer und Verwalter Weihrauch viel zu thun. Den General-Verwalter der Springfuß'schen Berg- und Hüttenwerke erwarteten verwickelte Auseinandersetzungen mit der Hessen-Homburgischen Regierung. Bevor er indeß an diese ging, lagen ihm und seinem Freunde Sommer noch zwei andere Gegenstände ob. Vor allen Dingen die Befreiung des armen unschuldigen Wirrwatz aus den Händen der Polizei und dann der Besuch bei der Familie Zielfelder, der um so dringender geboten war, als sie im Hause derselben so glückliche Tage zur Zeit des Schützenfestes verlebt hatten.

Hier war zugleich für Sommer Eleonore zu besänftigen und zu versöhnen, auf der Polizei dagegen ein Versuch zur Rückerlangung des Porte-monaies zu machen. Es war nur gut, daß bei dem ersteren dieser Vorhaben immer noch mehr Hoffnung auf Erfolg vorhanden war, als bei dem zweiten.

Was in Homburg von Taschendieben gestohlen wird, kommt so leicht nicht wieder. Unsere deutschen Badeorte und große Städte stehen auch hier auf dem Höhenpunkte der Kultur.

Ueberhaupt fingen die beiden Freunde an, zu begreifen, was den Tag zuvor der ältere Fremde, den sie bei der Musik getroffen, mit seinen grießgrämlichen Aeußerungen gemeint.

War denn nicht beinahe Alles, was sie gesehen, gehört und erlebt hatten auf Schein und Unwahrheit, Verrückung der natürlichen Verhältnisse, Hab- und Gewinnsucht, Betrug und Lüge gegründet?

Wahrhaftig! der Mann hatte nicht so Unrecht: sie witterten den Fluch unserer Zeit!

Und saß der nicht auch in der ganzen politischen und religiösen Wirthschaft, wie sie vor Augen lag? In Diplomatie und Pfaffenthum so gut, als in den socialen Verhältnissen?

Sie sprachen schon vor dem Frühstück hiervon, und als sie bei dem Frühstücke selbst saßen und Sommer, während des Cigarrenrauchens das Frankfurter Journal las, blickte er plötzlich auf und sagte:

„Höre Weihrauch! Ein Stückchen vom Fluche unserer Zeit . . . niederträchtige Erbärmlichkeit unter dem Scheine frommer Heuchelei!"

Und er las:

„Limburg, 10. August. Die Geschichte des durch eine Nonne an den Füßen verbrannten Kindes hat nunmehr ihren gerichtlichen Abschluß erhalten. Die Untersuchung hat die früher berichteten thatsächlichen Umstände als vollständig wahr ergeben. Das vierjährige Kind wurde, um es für einen kleinen Fehler zu strafen, mit entblößten Füßen auf eine heiße Herdplatte gestellt, und derart verbrannt, daß die Brandwunden nach 20 Tagen noch nicht geheilt waren. Die Untersuchung ist indeß von dem Gerichte eingestellt worden, weil nach unserem Strafgesetzbuche derartige Körperverletzungen nur auf Antrag des Beschädigten bestraft werden, der Vater des Kindes aber dahin beschwichtigt worden war, die Anzeige zu unterlassen. Daß die Patrone der barmherzigen Schwestern die Einstellung dieser Untersuchung, welche jetzt noch jeden Tag auf Antrag des Vaters ein Strafurtheil herbeiführen würde, als eine Weißwaschung der frommen Nonne hinstellen, die Anzeige der Uebelthat als eine böswillige Verleumdung erklären, wie der Pfarrvicar Ibach in der Berliner „Volkszeitung" thut, mag zu den „Zwecken dienen," die — nach der Jesuitenmoral — die Mittel heiligen. Wenn aber nun gar der Domherr Dr. Diebl in Limburg mit vollen Backen in die Welt posaunt, die Nonne sei freigesprochen worden, so wollen wir zwar von dem würdigen Manne nach seiner ganzen Stellung nicht glauben, daß er ab-

sichtlich die Unwahrheit gesagt und geschrieben hat, aber im Interesse der historischen Wahrheit müssen wir denn doch ganz objectiv behaupten, daß er damit eine Unwahrheit gesagt hat. Die Nonne ist nicht frei gesprochen, und nur kein Urtheil gefällt worden, weil man den Vater vermochte, von seiner Klage abzustehen."

„Und das that eine barmherzige Schwester!" — rief Weihrauch.

„Die scheußlichste Unbarmherzigkeit unter dem Scheine und dem Namen der Barmherzigkeit!" — ergänzte Sommer. — „Wie kürzlich, wo gemeldet wird, daß eine solche Heuchlerin — die Priorin eines Klosters — niederkommt, ... ihr Kind in Stücke schneidet, ... diese Stücke in eine Kiste packt und zum Schluß den Mann vergiftet, den sie beauftragt hat, die unselige Kiste auf die Eisenbahn zu tragen."

„Und vergiftet nicht das Pfaffenvolk mit seinen heuchlerischen Lehren, unter dem Scheine christlicher Frömmigkeit, tagtäglich das gläubige Volk und die unerfahrene Jugend?!"

„Laß uns abbrechen!" — rief Sommer — „sonst vergeht mir der Appetit am Leben! Machen wir uns lieber auf den Weg, den armen Wirrwatz zu befreien. Ich bin begierig was für phrenologische Studien er heute Nacht, während er im Loche saß, gemacht hat."

Nach einigen Stunden war das Werk vollbracht.

Professor Wirrwatz dankte den Freunden mit Wärme für ihre Bemühungen. Uebrigens habe er eine herrliche Nacht in seinem Gefängnisse verlebt, erzählte er mit Entzücken. Es habe ihm nämlich geträumt: er sei Vater einer großen, großen Familie und jeder seiner Söhne und jede seiner Töchter habe einen abnormen Schädel . . . so einen Schädel, wie gestern Abend der Croupier oder wie Fräulein Hohriesel. Alle diese Kinder aber seien ächte, wahre, passionirte Phrenologen gewesen und in ihnen sei ihm der Sieg der Phrenologie über alle anderen Wissenschaften ordentlich wie eine selige Ahnung entgegengetreten.

. . . . . .

Vierzehn Tage waren seit jener Zeit vergangen. Weihrauch hatte seine Geschäfte zu Ende gebracht und war heimgekehrt. Der Auscultator aber befand sich noch zu Homburg, da sein Urlaub noch nicht abgelaufen. Es erblühten ihm freilich hier schöne Tage, da er seine Zeit zum großen Theile der Familie Zielfelder widmete, und Eleonore — die schon der erste officielle Besuch ausgesöhnt — ihn wieder mit ihrer größtmöglichsten Liebenswürdigkeit zu fesseln suchte. Sie wußte dabei wirklich mit Geschicklichkeit die rosenrothe Seite ihres Wesens herauszukehren; wenn auch nicht allein für ihn, sondern für jeden jungen und artigen Mann der Badegesellschaft, der sich ihr nahte. Ihre

Kunst dabei bestand darin, daß sie Jedem, sobald er sich allein mit ihr befand, das angenehme Gefühl hinterließ . . . als sei er gerade der Bevorzugte.

Was lag ihr daran, ob sie durch dies Betragen verletze und Wunden schlage oder nicht. Sie blieb im Grunde bei allen diesen Liebeständeleien — durch die sie nur unterhalten und angenehm angeregt sein wollte — kalt wie Eis. Fräulein Eleonore Zielfelder frug nichts darnach, Herzen zu brechen; aber sie nahm das ihre schön in Acht . . . wenn sie überhaupt eines hatte!

Uebrigens war sie jetzt — beglückt durch den sie umgebenden kleinen Hof von Chevaliers — in der besten Laune, . . . heiter oft bis zur Ausgelassenheit, immer plaudernd, immer mit Schulphrasen um sich werfend, immer toll über alle Maßen.

Wohl würde der Auscultator zu anderen Zeiten, obgleich er selbst der lebenslustigste Mensch von der Welt war, die Unnatur dieses Treibens erkannt und unschön, ja unweiblich gefunden haben; jetzt aber war er verliebt . . . und allen Verliebten ergeht es wie den Unglücklichen die, der Sage nach, in die Nähe der Zauberin Circe kommen: sie werden verwandelt, wenn auch nicht körperlich und in Schweine, wie die Gefährten des Odysseus, . . . so doch in ihrem Inneren . . . in ihrem Urtheil, in ihrer Anschauungsweise. Selbst eine Warze auf der Nase ist dann bei der Geliebten schön,

weil außergewöhnlich; . . . Sommersprossen machen sie interessant, und ein schielendes Auge kleidet neckisch. Ebenso pflegt der circische Zauber der Verliebtheit die moralischen Unschönheiten der Geliebten in strahlende Tugenden zu verwandeln: Ausgelassenheit in unvergleichliche Heiterkeit, . . . Unweiblichkeit in eine überraschende und imponirende Kraft der Seele, . . . schwatzhaftes Umwerfen mit den Brosamen der Schulweisheit in Witz und Geist . . . und . . . gefallsüchtiges Schönthun mit aller Welt in geniale Lebensauffassung.

So ging es hier auch dem sonst so geistig klaren, scharfblickenden und selbst skoptischen Auscultator.

Er sah, wie Eleonore im Stande war, den einen Abend mit einem ihrer jugendlichen Verehrer zu plaudern, zu tändeln und zu scherzen, als ob sie für keinen Anderen Augen hätte, und wie sie denselben jungen Mann am kommenden Tage kaum mehr zu kennen schien, und sich keinen Strohhalm um ihn kümmerte . . . vorausgesetzt freilich, daß ein anderer Courmacher zur Hand war.

Sommer hätte sie zu anderer Zeit stehen lassen, ihr den Rücken zugekehrt und gesagt: „Das Einzige, was sie will, ist, daß man ihr nachlaufen soll!"

Jetzt fand der sonst so gescheidte Mann Vielseitigkeit darin und das Bestreben Jedem, wenigstens einmal, gerecht zu werden.

Lina litt am meisten bei all' diesen Vorkommnissen. Noch immer kämpfte in ihrem Herzen die Dankbarkeit, die sie ihren Wohlthätern zu schulden glaubte, mit dem Wunsche und dem Triebe: Sommer vor einer namenlos unglücklichen Ehe und Zukunft zu retten. Nicht an sich dachte sie dabei, sondern nur an den still verehrten, ihrem Herzen so lieb gewordenen Mann. Aber die Dankbarkeit behielt auch jetzt wieder — freilich nach schweren Kämpfen und gar manchen trüben Stunden — den Sieg, und Lina bemühte sich sogar mit stiller schöner Resignation Eleonorens Fehler und Schwächen so viel zu verdecken, als nur immer möglich. Mit einer gewissen Wehmuth dachte sie dabei: die Liebe eines so edlen Mannes könne ja vielleicht die Freundin noch ändern und bessern.

Es ist wahr, der Auscultator gerieth manchmal in eine höchst eigenthümliche Lage zwischen diesen beiden Mädchen: Eleonore blendete ihn und zog ihn mit einer eigenthümlichen magischen Gewalt an sich, . . . mit einer Gewalt, die ihn oft lächelnd an die Fabeln früherer Zeiten: von eingegebenen Liebestränken erinnerte. Eine nähere vertrauliche und gemüthliche Annäherung an Lina war allerdings für den Auscultator nur selten möglich, da Eleonore ihren Ritter kaum für Augenblicke frei ließ. Selbst wenn sie mit Anderen schön that, wußte sie den Auscultator an ihre Person zu ketten und

behielt ihn unter den Augen. Sie trieb mit seinem Herzen alsdann dasselbe grausame Spiel, das die Katze mit der Maus zu treiben pflegt, der sie sich bemächtigt hat. Sie weidet sich, ehe sie den armen Gefangenen ganz vernichtet, an seinen Qualen.

Dennoch konnte es, bei dem längeren Aufenthalte in Bad Homburg und dem vielen Zusammensein, nicht fehlen, daß der Auscultator und Lina auch manchmal in nähere Berührung kamen. Wirkte aber schon gewöhnlich Linas Nähe, ihr still bescheidenes Wesen und ihre sanfte ruhige Freundlichkeit wohlthätig mildernd neben der unruhigen, lauten, immerwährend aufblitzenden Erscheinung Eleonorens, so fühlte Sommer eine ganz eigene Behaglichkeit, ein wunderbares beruhigendes Etwas in sich, wenn er sich mit Lina einmal allein oder sonst in traulicher Berührung fand.

Eleonore war ihm immer neu . . . jeden Tag . . . jede Stunde beinahe; und es lag etwas Anziehendes für einen Mann in diesem Farbenschimmern. . . . Bei Lina kam es ihm vor, als kenne er sie schon seit seiner früheſten Kindheit. Eleonoren gegenüber suchte er selbst mit seinem unerschöpflichen Witz und seinem unverwüstlichen Humor zu glänzen; in Lina's vertraulicher Nähe kehrte sich unwillkürlich das gemüthliche Element in ihm heraus. Beide begegneten sich dabei in dem Drange

gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens. Fühlte sich Sommer von Eleonorens rücksichtlosem Wesen hie und da einmal schmerzlich berührt oder verletzt, so suchte er bei Lina Balsam für seine Wunden . . . und . . . er wußte schon, daß er ihn hier finden werde: Lina hatte immer eine milde Entschuldigung für die Härten oder Extravaganzen der Freundin bereit.

Und was sie sagte, war immer so liebevoll, . . . in ihren Blicken lag stets eine so schöne stille Gefühlstiefe . . . in dem Tone ihrer Stimme etwas so Theilnehmendes, fast Wehmüthiges, daß sich Sommer oft schalt, sie so wenig zu beachten.

Sie war ihm wirklich zur Schwester, er ihr zum Bruder geworden . . . aber . . . zu einem Bruder, den man sehr, sehr gern hat, . . . an den man unwillkürlich immer denken muß, . . . für den man durch Feuer und Wasser gehen könnte!

Es war in der That eine recht stille und heilige, gewiß aber selten vorkommende Gluth der Geschwisterliebe, die Lina für den jungen hübschen und heiteren Auscultator in ihrem kleinen Herzen trug. Wie unendlich glücklich hätte doch Eleonore sein sollen, einen solchen Bewerber zu besitzen, dachte sie oft, . . . und doch . . . sie war es nicht.

Glücklich war ja Eleonore nie, . . . konnte es, ihrem innersten Wesen nach, nie sein!

Das ist auch ein Fluch unserer Zeit, und zwar der . . . einer vollständig verfehlten Erziehung! — — — —

Ein ganzes Phrenologengeschlecht.

Während sich aber die Verhältnisse zwischen Auscultator Sommer und der Zielfelderschen Familie auf die eben gedachte Weise gestalteten, ging Professor Wirrwatz mit einem schweren Kummer einher.

Seinen Geist und seinen Verstand, ja sein ganzes „Ich" füllte der Schmerz aus: nicht nur den ganz abnormen, für ihn so unendlich interessanten Schädel des bewußten Croupiers *nicht* zu besitzen, sondern ihn auch nicht einmal ordentlich und ruhig untersuchen zu können. Denn, einmal war ihm, seit jenem Unglücksabend, der Eintritt in die Säle des Kurhauses untersagt, und außerdem verweigerte der betreffende Schädelbesitzer auch noch auf das Entschiedenste jede reguläre wissenschaftliche Untersuchung seines Hauptes.

Der einmalige Ueberfall seines Titus war ihm gerade genug gewesen.

Und doch! doch! schwebte diese merkwürdige Kopfbildung . . . dieser ächte Spieler-Schädel unausgesetzt vor Wirrwatzens erregter Phantasie!

O! er hatte ja noch niemals einen ausgemachteren Dieb's- und Gaunerkopf gesehen! Eine Ausbildung des Erwerbssinnes die für einen Alexander, für einen Cäsar, Ludwig XIV., Napoleon, Rinaldo-Rinaldini, Schinderhannes und sonstige im Einstecken und Erwerben große Männer gepaßt hätte!

O Gott! wenn Wirrwatz nur noch hätte beten können — aber er konnte es nicht, weil ihm nun einmal von Natur der Sinn für Ehrfurcht und Religiosität fehlte — er hätte doch vielleicht durch Gebet die verfluchten Mordgedanken verscheucht, die seine sonst so milde Seele jetzt wieder vergifteten. Aber war denn daran nicht wieder das an seinem dummen Kopf so stark ausgebildete Organ für Wunderbares schuld?

Himmel! der Böse, der Versucher, der Satanas — den ja Herr Professor Vilmar in Gießen selbst gesehen hat — dieser Erbfeind der Menschheit hatte ihn schon mehreremale in diesen Tagen gepackt und zwar mit einer wahrhaft verteufelten, man könnte sagen: mit jesuitischer Schlauheit . . . denn . . . er packte ihn — Wirrwatzen nämlich — bei seiner eigenen Wissenschaft, von deren unumstößlicher Wahrheit der Professor doch wahrlich überzeugt war und überzeugt sein mußte.

„Professor!" — so hatte ihm der Höllische, als Wirrwatz jüngst über den verfluchten Spieler-Schädel die ganze Nacht nicht schlafen konnte, um Mitternacht zu-

gewispert — „Professor! Wirrwatz! Du Stütze der Wissenschaft! Grundpfeiler der Phrenologie! Hole Dir . . . erobere Dir . . . gewinne Dir und Deiner erhabenen Wissenschaft den bewußten Schädel! Passe ihm Nachts auf, dem Träger desselben, schlage ihn tod und schneide ihm den Kopf ab! . . . Du darfst es! . . . denn Deine Wissenschaft sagt Dir, daß der Mann ein Spitzbube und ein Gauner ist . . . ja . . . absolut sein muß, weil die Natur seinen Kopf, sein Gehirn, das heißt sein ganzes Wesen darnach gebildet hat. Du rettest also die Welt und die Menschen vor seinen Gaunereien und Spitzbübereien und erwirbst Dir somit ein großes Verdienst um die Menschheit. Ueberhaupt würde ich an Deiner Stelle, Professor, darauf hinwirken, daß alle neugeborenen Kinder, die ähnliche Kopfanlagen zeigen, sogleich wie die jungen Märzkatzen ersäuft würden. Aber . . . ich rede da gegen meinen Vortheil, denn da käme ja kein Teufel . . . wollte sagen: kein Sündenmensch mehr zu mir."

„Aber wie kann ich ihn todtschlagen?" — frug Wirrwatz den Schwarzen. — „Denke an die Gerichte, Satanas!"

Da rief der Böse:

„Wirrwatz! Wirrwatz! ich glaube wirklich, es fängt an in Deinem Kopfe wirr zu werden. Wer kann, wer

darf Dir denn etwas thun? Kein Mensch, kein Richter, nicht einmal ich, der Teufel selbst. Hast Du denn Deine ganze Wissenschaft verschwitzt oder sonst hier in Bad Homburg gelassen? Auf Deinem Kopfe sitzt über dem Organ für Wunderbares — glaube ich — ein wahrer Berg Sinai. Du mußt also, wie Deine Wissenschaft selbst lehrt, einen solchen Trieb zum Wunderbaren haben, daß es ganz natürlich, daß es zur absoluten Nothwendigkeit für Dich wird, in den Besitz jenes wunderbaren Schädels zu gelangen. Wie kann dies hier aber anders geschehen, als durch Mord und Todtschlag? Da Dich aber der liebe Gott gemacht hat, wie Du bist, . . . also auch mit jenem Trieb und jener Beule, Du sonach hier den Kerl auch umbringen mußt... so kann Dich kein Gericht auf Erden verurtheilen. Es wäre dies ja nicht Ungerechtigkeit allein, sondern auch Gotteslästerung! Darum . . . auf ihn! . . . hole, erwerbe, gewinne Dir, zu Gunsten der Wissenschaft, den Betitusten!"

Die Verführung war sehr groß; allein es muß zu des Professor's Ehre gesagt werden, daß er sie am Morgen doch nur seiner aufgeregten Phantasie zuschrieb und sich die Mordgedanken durch folgende Philosophie vom Leibe hielt:

„Wenn es auch sein könnte" — sagte er zu sich — „daß der Mensch durch natürliche Anlagen zu einem

Verbrechen getrieben würde — wie z. B. ich hier durch meinen so ausgebildeten Sinn und Hang zum Wunderbaren, — so hat mir doch die Natur auf meinem Kopfe noch andere sieben Hügel gegeben, so gut wie Rom, als da sind: der Sinn der Vorsicht, des Wohlwollens, der Festigkeit (ich meine im Guten), der Gewissenhaftigkeit, der Ordnung und die Organe des Vergleichungs- und Schlußvermögens; also 12. 13. 15. 16. 29. 34. 35 contra 18. Sieben gute gegen eine, hier durch das Uebermaß schlimme Anlage. Ergebniß: das Schlußvermögen sagt, da du ein vernünftiger Mensch und kein Beast bist, müssen die sieben guten Anlagen, wie die sieben mageren Kühe, die eine fette auffressen. Der Gukuk weiß dabei warum bei uns armen Menschenkindern die Verkehrtheiten und alles Schlechte immer fetter und üppiger steht, als das Rechte und Gute!"

Somit war denn freilich der gute Wirrwatz aus diesem elenden Dilemma; allein der Schmerz über die nicht Habhaftwerdung des unter dem Titus ruhenden Schädels blieb. Glücklicherweise gab es etwas Anderes, was ihn einiger Maßen ableitete . . . und dies Andere war: die Frankfurter Beamtentochter, die begeisterte Zuhörerin seiner — beiläufig gesagt nach dem Scandal im Kursaal doppelt stark besuchten — phrenologischen Vorlesungen, Fräulein Nathalie Hohriesel!

Ach! Wirrwatz schwärmte ja auch für diesen Schä-

del, der ja ebenfalls eine Abnormität erster Klasse, ... wenn auch von hinten, war.

Aber! — so lohnte sich sein tugendhaftes Ueberwinden der unseligen Mordgedanken — hier war ihm das Geschick und die Trägerin geneigter. Brachte ihm doch Fräulein Hohriesel ihre Merkwürdigkeit selbst und in eigener Person entgegen und in das Haus, und zwar gleich nach seiner Freilassung aus den Klauen der Polizei.

Sie kam nämlich, getrieben von dem unter dem Knollen Nr. 13 sitzenden Organe, dem Mitgefühl, — die Poeten sagen, unphrenologisch, getrieben von ihrem edlen Herzen — um das Ideal ihrer Seele, den Herrn Professor Wirrwatz über das erlittene Märtyrerthum zu beklagen, und ihm Glück zu wünschen, daß er der Freiheit, diesem Element der Menschenseele, wiedergegeben sei.

Wirrwatz freute dieser Besuch sehr. Es war doch wenigstens eine Entschädigung, und seine Augen hingen wirklich mit stillem Entzücken an dem ungeheuren Wulste ihres Hinterkopfes.

Dadurch schlich sich nun freilich ein unseliges Mißverständniß ein: Fräulein Natalie Hohriesel glaubte nämlich, die entzückten Blicke des gelehrten Professors gälten ihrer lieblichen Erscheinung, deren Reize sie ohnedem heute durch die fast doppelte Verlängerung

ihrer Schmachtlocken zu erhöhen getrachtet hatte. Aber der eingefleischte Phrenologe . . . konnte der beim Anblick eines so abnormen Kopfes an etwas anderes denken als an diesen?

„O hätte ich doch wenigstens Dich!" — rief Wirrwatz dabei in unbewußter wissenschaftlicher Exaltation. Natürlich meinte er den Schädel; die Jungfrau aber schrack vor freudiger Ueberraschung und zarter Scham zurück, und rief, unter dem Roth ihrer Wangen erröthend:

„Gott! wie Sie mich erschreckt und beglückt zugleich haben, Sie ungestümer, leidenschaftlicher, edler, großer Mann!"

„Wie?" — stotterte Wirrwatz jetzt, — „was meinen Sie?"

„O! jetzt fragt der Schalkhafte auch noch, was ich meine? Wollen Sie meine zarte jungfräuliche Seele mit einem Geständnisse meiner innigsten, heißesten und heiligsten Gefühle quälen und martern?"

„Ihre Seele?" — rief der Professor ohne den Blick von der Beule Nr. 1 und 2 zu wenden — „Ihre Seele? . . . nein! . . . aber . . . wissen Sie, mein Fräulein, was ich wünsche? . . . was ich leidenschaftlich von Ihnen begehren möchte?" . . .

„O!" — rief Fräulein Nathalia Hohriesel und hielt

sich beide Hände vor das Gesicht. — „O! nicht doch! nicht so ungestüm, lieber, bester Mann . . . später! später!"

„Ach!" — seufzte Wirrwatz mit leidenschaftlicher Ungeduld und seine langen Finger fingen wieder so grausig zu zucken an, daß die Dame, die neben ihm saß, in holder Verschämtheit etwas weniges zur Seite rückte. — „O später! . . . ich weiß wohl, daß es sein muß . . . aber, theurer Wirrwatz!" — rief Nathalie.

„Es wird Ihnen, meine Liebe, als einer so begeisterten Phrenologin doch kein unangenehmer Gedanke sein?"

„O, wie Sie mich Arme martern!" — rief die Beamtentochter — „unangenehm nicht, . . . aber . . ."

„Sie spüren ja nichts davon."

„Nichts?"

„Und es soll mit aller Decence geschehen."

„Mein Herr . . ."

„Denken Sie, daß Sie der Wissenschaft dienen."

„Ach! dafür opfre ich mich ja eben!"

„Nun . . . jetzt nicht!" — rief Wirrwatz erstaunt — „jetzt nicht! . . . nach ihrem Tode! . . . wenn Sie sich mir nur verschreiben wollen?"

„Verschreiben? . . . nach meinem Tode?" — frug Fräulein Hohriesel ganz erstaunt. — „Von was sprechen Sie denn?"

„Nun, mein Gott!" — rief der Professor, mit ver-

liebten Blicken nach dem Hinterkopfe der Dame schauend, — „von was anderem, als Ihrem herrlichen, unvergleichlichen merkwürdigen, göttlich abnorm gebildeten . . ."

„Mein Herr! . . ."

„Von Ihrem — o ich bin ganz verliebt hinein . . ."

„Mann! Freund! Engel!" — lispelte Nathalie.

„Von ihrem herrlichen Schädel!"

In diesem Momente entfuhr der Beamtentochter ein lauter Schrei . . . dann sank sie in eine lange tiefe und schwere Ohnmacht.

Wirrwatz war außer sich; . . . da lag diese Person nun zum zweitenmale ohnmächtig vor ihm! — — —

Mehrere Tage waren vergangen und Fräulein Hohrieſel hatte sich nicht sehen lassen, weder in den Anlagen, noch an den Gesundbrunnen, noch selbst in der letzten Vorlesung.

Wirrwatz war außer sich; er glaubte sie schwer erschreckt, erzürnt, beleidigt zu haben. Hatte ihn die edle Dame damals und als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht — doch fast in Sturmeseile und wunderbarer Verlegenheit verlassen.

Also auch dieser Schädel verloren!

Der Professor war der Verzweiflung nahe.

Er hatte ja erst nach dem Tode der Dame auf denselben reflectirt . . . nach dem Tode!

Wirrwatz dachte auch jetzt wieder daran, indem er

in seinem Zimmer mit großen Schritten auf- und abging.

„Nach dem Tode!“ — murmelte er vor sich hin — „und was kann ihr daran liegen? Ist es denn nicht besser und ein viel schönerer Gedanke, der Wissenschaft zu dienen, als der Verwesung? und von mir präparirt zu werden, als von den Würmern?“

Plötzlich blieb Wirrwatz stehen, seine Augen erweiterten sich, der Mund zog sich spitz zusammen, die dürren Arme flogen empor und die knochigen Hände mit den zehn langen Fingern schlüpften in die borstigen Haare. Es war, als wollten sie hier einen plötzlich aufgetauchten großartigen Gedanken fest halten.

Und in der That! da oben unter der Hirnschale Wirrwatzens saß eben — wie ein Hase unter dem Kohl — ein famoser Einfall.

„Sie fürchtet sich vor dem Gedanken: ihren Schädel *nach dem Tode* herzugeben; . . . wie? . . . hat mich denn nicht schon einmal die cloriöse Idee erfüllt: mir diesen kostbaren Schädel schon *während ihres Lebens zu erwerben*? . . . und zwar dadurch, daß ich die ganze Person heirathe?“

Wirrwatz rannte jetzt, immer noch die Hände in den Haaren, — er spürte, daß noch mehr Gedanken da saßen, — in seinem Zimmer wie ein bengalischer Tiger auf und ab.

„Wie konnte ich das vergessen!“ — rief er dabei — „die Wissenschaft macht Einem vollends dumm! . . . Richtig! . . . jetzt Nathalie! jetzt edle Beamtentochter! jetzt göttliche Hohriesel! verstehe ich erst Dein Benehmen, bei unserer letzten Zusammenkunft. Ach! . . . sie schmachtete in Liebe, sie dachte an ihre Person! . . . und ich? . . . ich Schafskopf! . . . hatte nur den Schädel im Auge!“

Wirrwatz rannte wie besessen auf und ab.

Da — plötzlich — blieb er auf's Neue wie angewurzelt stehen.

„Allah ist groß und Mahomet ist sein Prophet!“ — rief er dabei. — „Hab' ich denn in dem Hundeloch, in das mich die Polizei gesteckt, nicht einen so merkwürdigen Traum gehabt, wie einst Pharao in Egypten? einen Traum, zu dessen Deutung ich nicht einmal einen Joseph, sondern nur mein eigenes bischen Verstand brauche? Himmel! Herr Gott! lag denn die ganze Egyptische Finsterniß bisher auf mir? Träumte ich denn nicht, ich sei Vater einer großen, großen Familie? und jeder meiner Söhne und jede meiner Töchter hätte einen abnor-Schädel? . . . so einen Schädel wie der verwünschte Croupier und meine edle Hohriesel? Und . . . o ich glücklicher Mann! . . . Alle diese Kinder waren nicht nur unschätzbare phrenologische Abnormitäten, sondern

selbst begeisterte Jünger der Phrenologie! . . . Himmel! wenn ich mir das bedenke, wenn sich das bewahrheiten sollte — und der Hinterkopf der Hohriesel zeichnet sich ja gerade durch eine voluminöse Ausbildung des Organes für Kinderliebe aus, . . . 1 und 2 könnten Nr. 8 bekommen, also in enormem Maße vorhanden; — wenn ich mir das bedenke! wenn sich der Traum bewahrheiten sollte! o Gott! o Gott! dann würde ich ja am Ende gar der Stamm-Vater eines ganzen Phrenologengeschlechtes werden! . . . eines Phrenologengeschlechtes, das dann im Sturme meiner erhabenen Wissenschaft den Sieg erringen würde!

Und Wirrwatz stand da, wie Moses auf Sinai; es leuchtete etwas um sein Haupt, so strahlten seine weit aufgerissenen Augen, so sträubten sich seine borstigen Haare; in Gedanken aber hielt er schon die Gesetzestafeln seiner phrenologischen Weltherrschaft in seinen langen dürren Händen.

Vier Wochen später stand Professor Wirrwatz mit Fräulein Hohriesel am Traualtare.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

107098

1/2 Pot 6